


D I E  T E M P E L R I T T E R

R E N A M O N T E

# DER FLUCH DER templar

ROMAN



**Rena Monte**

# **Der Fluch der Templer**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe  
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH  
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften  
Copyright © 2003 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin  
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln  
Einbandabbildung: akg-images, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2003  
Buch-Nr.: 003938  
[www.derclub.de](http://www.derclub.de)

März 1314: Auf einem Scheiterhaufen in Paris sterben die führenden Köpfe des einst mächtigen und einflussreichen Ordens der Tempelritter. In der Minute ihres Todes verfluchen sie den französischen König und den Papst, denn beide haben die stolzen Ritter aus Geldgier ächten, verfolgen und vernichten lassen. Einer der wenigen Überlebenden Tempelritter, der schottische Henri de Roslin, will mit seinen Freunden den Fluch der Templer erfüllen.

## 18. März 1314

Es war berstend voll auf dem Platz auf der Pariser Seine-Insel. Die Neugierigen und Schaulustigen drängten sich, schubsten sich, schoben sich vor und wollten die besten Plätze erhaschen. Vorne, für Henri kaum mehr als eine graue Silhouette in der Ferne, standen die Scheiterhaufen für Jacques de Molay und Geoffrey de Charney – den Großmeister des Templerordens und den Präzeptor der Normandie.

Die Leute wollten sie brennen sehen. Zu ungeheuerlich war es, was in den letzten Monaten über die strahlendsten Ritter der Christenheit bekannt geworden war. Wohl hatten die verstockten Ketzer schweigen wollen, doch die Folterknechte des französischen Königs hatten es verstanden, ihre Zungen zu lösen: Das Haupt Muhammads hatten sie angebetet, ihr Keuschheitsgelübde gebrochen, indem Bruder bei Bruder gelegen war, den Hintern hatten sie sich geküsst!

Henri sah auf die stinkende Meute, die gierig darauf war, zwei der großartigsten Männer der Welt brennen zu sehen. Henri wusste es besser: Als er vor vielen Jahren sein Heim in Roslin in Schottland verlassen hatte, war er ein Mitglied des Ordens geworden, hatte hart studiert, um Lesen und Schreiben zu lernen und die vertrackte Grammatik des Lateinischen, hatte im Auftrag des Ordens Raubgesindel von den Straßen ferngehalten und die Sarazenen vom Heiligen Grab in Jerusalem, bis Jacques de Molay auf ihn aufmerksam geworden war und ihn zum Verwalter des Templervermögens

bestellt hatte. Henri wusste, dass jeder einzelne der wirren Vorwürfe des Königs Erfindung waren, dass die edlen Ritter trotz größter Tortur nicht gestanden hatten. Er wusste, dass der Mob wütete, weil er belogen worden war.

Und er wusste, dass er den Großmeister retten musste.

Ein fetter Bauer mit wildem Bart stieß ihn von hinten, wollte ihn zur Seite drängen.

»Lass mich mal vor, junger Mann«, sagte der Kerl, oder besser, er schrie es, um den tosenden Lärm der Menge zu übertönen, »ich will die Teufel braten sehen.«

Henri würgte. Es nutzte nichts, sich mit dem Tölpel anzulegen. Ein Hieb mit seiner Faust, und der Bauer hätte am Boden gelegen, zerschmettert und tot. Niemand hätte es bemerkt in der Menge, und man wäre von einem Unfall ausgegangen, hätte man ihn später entdeckt. Aber was konnte der Bauer dafür, dass er die Lügen des Staates geschluckt hatte? Die wahren Schuldigen waren andere.

Er nahm den Mann und wuchtete ihn mit einem Ruck auf seine Schultern.

»Da«, und er deutete mit seinem Finger auf den französischen König, der mit einem zufriedenen Grinsen auf seinem Thron neben den Scheiterhaufen Platz genommen hatte, »da, mein liebes Bäuerlein, da sitzt der wahre Teufel.«

Und bevor der Mann etwas entgegnen konnte, hatte ihn Henri wieder auf dem Boden abgesetzt und wühlte sich selbst nach vorn. Er war kein unbekannter Tempelritter gewesen, viele Menschen waren an seinem Bankschalter ein- und ausgegangen, hatten sich Wechsel ausstellen lassen oder Geld getauscht. Jeder Kaufmann in der Menge konnte ihn erkennen und ihn den Behörden übergeben. Denn auf die Zugehörigkeit zum Templerorden stand die Todesstrafe.

Henri hatte gerade ein paar Landfrauen, die mit Körben voller Gänse zu einer der Tribünen wollten, die man aufgebaut

hatte, mühelos aus dem Weg gewischt, als er ein vertrautes Gesicht entdeckte. Schnell hob er den weiten Ärmel seines Wams vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Dann musste er lachen.

»Joshua ben Shimon! Was machst du hier?«

»Dasselbe wie Ihr, Henri de Roslin. Ich schaue mir an, wie man Engel brät!«

»Es ist zu gefährlich für dich hier, Jude. Jeder kann dich ergreifen und erschlagen. Der König hat alle Juden des Landes verbannt.«

»Das hat er auch mit den Tempelrittern getan. Für den König ist jeder ein Ketzer, der etwas Geld gespart hat. Als Nächstes wird er die Kaufleute ächten und ihr Vermögen konfiszieren!«

Henri atmete. Schnell packte er den hageren Juden, einen Gelehrten, wie es sonst keinen in Frankreich gab, um ihn in Sicherheit zu bringen.

»Das ist nett von Euch, Henri«, flüsterte ihm Joshua zu, »aber ich war es, der hierher kam, um Euch zu suchen.« Er nickte kurz in Richtung eines Bauern, der nur wenige Meter entfernt stand, und Henri bemerkte mit Schrecken, dass es einer der Folterknechte war. Joshua blickte zu Henri auf und wies unauffällig auf weitere Bauern. Der ganze Platz war voller Soldaten und Mitglieder des königlichen Geheimdienstes, die wie einfache Männer vom Land gekleidet waren, um die letzten Templer aufspüren und verhaften zu können.

»Ich weiß, Ihr wollt Molay und Charney retten«, sagte Joshua und hielt seinen Mund ganz nahe an Henris Ohr. »Aber Ihr könnt Euch glücklich schätzen, wenn Ihr selbst lebend von hier entkommt.«

Er nahm Henri bei der Hand, riss ihn durch die Menge, bis ganz am Rande der brodelnden Volksmasse. »Hier geht es in das Haus meines Vetters und von dort in die Hinterhöfe. Wenn uns jemand entdeckt, können wir schnell entwischen.«

Jacques de Molay und Geoffrey de Charney standen auf dem Scheiterhaufen, bis auf die Unterwäsche entkleidet. Hinter ihnen ragte die Fassade der Notre Dame empor, Zinnen und Bogen und Spitzen – ein irdisches Gegenbild des ewigen Himmels. Und zu ihren Füßen die Haufen der Hölle.

»Ketzer«, schrie der französische König, und wie auf ein geheimes Signal verstummte das Schreien, Kichern und Höhnen. »Ketzer«, schrie der König und wandte sich an die Großmeister, »Ihr seid beschuldigt, den Mahomet anzubeten und von der Heiligen Kirche abgefallen zu sein. Ihr habt Gott gelästert, Sodomie getrieben, den Teufel verehrt und schwarze Magie verübt. Dies ist die letzte Gelegenheit, Eure teuflischen Sünden zu bereuen, bevor ich Euch dem Flammentod überantwortete.«

Die Menge wogte, aber sie verharrte in Stille. Die Worte des Königs wurden über den Platz getragen und brachen sich an den Wänden der Kathedrale. »Ketzer, Ketzer«, scholl das Echo zu ihm zurück.

Das war üblich bei Verhandlungen gegen Ketzer. Bereuten sie, dann band man sie vom Scheiterhaufen los, brachte sie zurück in ihr Verlies, kettete sie an, und sie mussten den Rest ihres Lebens in Einzelhaft verbringen. Aber sie konnten ihr Leben retten.

Jacques de Molay hob den Kopf. Er lachte den König an. Er lachte ihn aus: »Philipp der Schöne! So nennt man dich! Ich sage vor Gott, vor dir und allen hier: Wir haben Gott nicht gelästert. Wir waren der Kirche treu! Du weißt es, wir wissen es. Es gibt nur einen Ketzer hier, und das bist du!«

Die Menge schrie auf. Manche spuckten nach vorn, andere rauften sich die Haare. Und wieder andere, die schon mit den Templern zu tun hatten, riefen: »Lasst sie frei!« Die Männer des Königs hieben mit den breiten Seiten ihrer Schwerter auf die Menschen ein. Es wurde ruhig.

Vier verummte Soldaten kamen mit Kesseln voll heißer Kohlen, die sie auf die Füße der gefesselten Templer schütteten. Die beiden Männer verzogen keine Miene.

»Bereut Ihr jetzt?«, schrie der König ein weiteres Mal.

»Vor Gott sind wir unschuldig! Ich widerrufe jedes Geständnis, das ich unter Folter gemacht habe! Lieber will ich sterben, als zu sündigen.« Stolz klangen die Worte Geoffreys, und die Menge murmelte verblüfft.

Der König handelte schnell, ließ Feuer legen. Nur Sekunden später züngelten die Flammen über den ganzen Körper der beiden Männer.

Da gellte ein letzter Schrei – war es Molay, war es Charney? – durch den Qualm und Ruß und das Prasseln der Feuerzungen:

»In Gottes Namen verfluche ich dich, König Philipp von Frankreich. Elend wirst du verrecken wie eine Sau auf der Schlachtbank, und die Pest auf dich und all deine Nachfahren! Magst du das Blut fressen, das du heute unschuldig vergossen hast!«

Und Henri wusste endlich, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, welche Aufgabe Gott für ihn vorgesehen hatte: Er würde Philipp finden, und er würde ihn töten. Er wollte der Fluch der Templer sein.

Und Joshua sah zu ihm hoch und nickte ihm zu: »Ich weiß, was du denkst. Und ich werde dir helfen.«

Als sich die Menge allmählich zerstreute, weil der beißende Rauch sie vertrieb und sie sich an den Spaß der Gaukler satt gesehen hatte, waren Henri de Roslin und Joshua ben Shimon längst auf einem Nachen auf der Seine – außerhalb der Stadt und in Sicherheit.

Dunkel und tief hingen die Wolken über der Wasseroberfläche, und ein böiger Wind trieb Nebelfetzen vor sich her. In der Ferne verzog sich langsam der Rauch des verglimmenden Scheiterhaufens.

Joshua ben Shimon beobachtete besorgt die morsche Fußplanken des Kahns. Langsam und stetig quoll Wasser durch die Ritzen. »Weit werden wir in diesem alten Nachen nicht mehr kommen.«

Aber mit kräftigen Schlägen handhabte Henri die Ruder und lenkte das Boot aus der Strömung zum seichten Ufer. Knirschend lief der Kahn auf den kiesigen Boden.

»Sei unbesorgt!«, beruhigte Henri seinen Gefährten. »Hier in der Nähe befindet sich das Gehöft eines ehemaligen Templers. Er gehörte zu den dienenden Brüdern und war in den Ställen tätig. Ohne Bedenken habe ich bei ihm mein Pferd und die Waffen hinterlassen, ehe ich nach Paris aufbrach.«

Joshua dachte an das Schicksal vieler anderer Templer. »Vielleicht ist auch er ein Opfer der königlichen Schergen geworden, und man hat ihn verhaftet.«

»Wohl kaum«, erwiderte Henri hoffnungsvoll. »Denn der alte Mann ist arm wie eine Kirchenmaus, und für Philipp gibt es auf dem ärmlichen Hof keine Reichtümer zu holen.«

Sie durchquerten eine sumpfige Wiese und ein Erlenwäldchen. Unter den dichten Zweigen war das armselige Gehöft fast nicht zu sehen. Es wirkte verlassen. Der Kettenhund verhielt sich still. Erst als sie näher kamen, entdeckten sie, dass er tot, offenbar erschlagen worden war. Kein Hahn krächte, kein Huhn gackerte.

Henri öffnete die Stalltür, die lose in den Angeln hing. »Gaston, Henri de Roslin ist hier. Dir droht keine Gefahr!«

Es raschelte im Heu. Ein Gesicht lugte vorsichtig durch die hölzernen Sparren des Heubodens. »Von unserem Leben seht ihr nur die äußere Schale«, flüsterte eine heisere Stimme von oben herab.

»Doch seht ihr nicht die ungeheure Kraft im Kern«, erwiderte Henri laut und deutlich. Nur eingeweihte Tempelbrüder kannten diese Worte, mit denen sie sich gegenseitig zu erkennen gaben.

Erst jetzt kletterte ein alter Mann die Leiter herab. Mit schwankenden Schritten humpelte er auf Henri zu. »Dem Himmel sei Dank, dass ich dich lebend wieder sehe!«

Entsetzt betrachtete Henri das Gesicht des Alten. Sein linkes Auge war zugeschwollen, die Wimpern versengt, die Wangen blutunterlaufen und die Ohren eingerissen. »Was hat man mit dir gemacht, mein armer Gaston?«

»Die Schergen des Königs wüteten im Hof und zerbrachen die Eingangstür«, gab der geschundene Bauer mit heiserer Stimme Auskunft. »Sie waren überzeugt, dass ich Geld versteckt hielt. Darum wollten sie mich mit Schlägen zum Reden bringen.«

»Diese Bestien!«, schrie Henri fast außer sich vor Wut. »Wir kommen soeben aus Paris. Sie haben unsere Großmeister Jacques de Molay und Geoffrey de Charney auf dem Platz vor der Kathedrale öffentlich verbrannt. Niemals werde ich ihren letzten Schrei vergessen. Sie haben König Philipp und den Papst verflucht. Ich aber werde diesen grauenvollen Fluch erfüllen!« Wie ein Gelöbnis sprach er die nächsten Worte: »Ich werde nicht eher ruhen, bis ich den Tod meiner Brüder gerächt und den verbrecherischen König getötet habe.«

Gaston wiegte seinen Kopf hin und her. »Begib dich nicht in Gefahr, Henri!«, sagte er leise. »Ich habe dein Pferd und deine

Waffen in einer Hütte oben auf dem Hügel in Sicherheit gebracht. Ohne Aufenthalt müsst ihr weiterreiten! Denn noch immer streifen die Schergen des Königs am Seineufer entlang.«

Henri deutete auf seinen Begleiter. »Joshua ben Shimon ist ein jüdischer Gelehrter, der ebenso gefährdet ist wie ich auch. Aber er braucht einen Tag Ruhe.«

Gaston betrachtete den hageren kleinen Mann von Kopf bis Fuß. »Er sieht allerdings nicht sehr kräftig aus. Aber ich rate euch trotzdem, keinen Augenblick mehr zu zögern.« Er pfiß auf den Fingern, und auf der Leiter erschien mit ängstlichen Blicken eine Frau in zerfetzten Kleidern. »Meine Magd ist völlig verstört, denn sie hat Schlimmes erdulden müssen.«

Die Frau duckte sich, als sie die fremden Männer sah. Aber Gaston legte ihr die Hand auf die Schulter. »Die beiden sind Freunde. Bereite ihnen eine heiße Milchsuppe, und sicherlich haben wir auch noch ein Stück Brot im Haus!«

Ohne auf den Protest der beiden zu achten, ging er ihnen voraus dem Hügel zu.

Anscheinend hatte Gaston für das Pferd gut gesorgt. Der edle Kastilier schnaubte leise, blähte die Nüstern und scharrte mit den Hufen, als die drei die Hütte betraten. Fell und Nüstern glänzten sogar im Dämmerlicht der Hütte. Gerührt wollte Henri seinen Ordensbruder umarmen, aber Gaston bückte sich, wühlte im Stroh und brachte nacheinander Helm, Schild, Schwert und Lanze zum Vorschein. »Für den Gelehrten habe ich ein Pferd, wenn auch kein edles, sondern nur einen alten Falben. Du wirst den Gelehrten schützen müssen, denn Waffen habe ich nicht für ihn.«

»Joshua wird sich immer auf mich verlassen können«, versprach Henri. »Wir sind Gefährten und demselben Auftrag verpflichtet.«

Nach der Kälte des Flusses löffelten die Flüchtlinge dankbar die heiße Suppe. Beim Abschied griff Henri in seine Satteltasche, in der er vor seinem Aufbruch beträchtliche Summen versteckt hatte. Es fehlte nicht ein einziger Sous. Er drückte dem widerstrebenden Gaston einige Goldmünzen in die Hand und schwang sich in den Sattel, ehe der Bauer sich umständlich bedanken konnte.

Sie waren schon ein gutes Stück auf einem schmalen Waldpfad landeinwärts geritten, ehe Joshua endlich einige Worte sprach. »Wir müssen nach Bordeaux, das noch unter der Herrschaft der englischen Krone steht. Dort werden wir fürs Erste in Sicherheit sein, und Ihr... du... wirst wohl Landsleute finden, deren Sprache du kennst.«

Wie alle Ritter sprach Henri Französisch, wenn auch mit Akzent, aber als Schotte beherrschte er auch das Englisch der einfachen Leute.

»Da steht uns aber ein weiter Ritt bevor«, gab Henri zu bedenken. »Warum gerade bis nach Bordeaux?«

»Weil seit dem Pariser Frieden das Gebiet der englischen Krone bis auf den Küstenstreifen zwischen Bordeaux und Bayonne zusammengeschrumpft ist.«

»Du und deine Gelehrsamkeit!«, sagte Henri lachend. »Aber ich habe auch etwas Wichtiges vorzuweisen: nämlich eine Landkarte, die uns den Weg zeigen wird.«

Joshua lächelte und schwieg. Aber Henri hatte ihn auch ohne Worte verstanden. »Ja, ich weiß, was du einwenden möchtest. Wenn es finster ist, kann man keine Karten lesen. Wir müssen den Sternbildern folgen, um den Weg nach Süden zu finden.«

Gegen Abend, als sich schon die Dämmerung über den Wald legte, begann der Falbe zu lahmen. Joshua ließ sich aus dem Sattel gleiten und betrachtete die Sprunggelenke seines Reittiers. »Ich werde das Pferd führen müssen. Es ist besser, wenn du allein weiterreitest, um keine Zeit zu verlieren.«

Henri schüttelte energisch den Kopf. »Wir sind Gefährten und werden uns nicht trennen, ehe wir beide in Sicherheit sind. Allerdings ist es nicht ratsam, hier im Dickicht die Nacht zu verbringen. Vielleicht streifen Wölfe und Bären umher.« Er zog die Landkarte aus der Satteltasche und wies mit dem Finger auf einen kleinen Punkt. »An dieser Stelle müssten wir uns ungefähr befinden. Ganz in der Nähe scheint es einen kleinen Weiler zu geben. Da muss es doch möglich sein, in einem Gehöft Unterkunft zu finden, wo wir über Nacht dem Pferd kühlende Umschläge anlegen können.«

Er griff nach den Zügeln des Kastiliers und leitete sein Pferd über einen Pfad, der sich langsam verbreiterte und abwärts führte. Noch ehe die Dunkelheit ihnen die Sicht nahm, entdeckten sie unten im Tal einige strohgedeckte Gebäude. Henri blieb stehen und horchte aufmerksam in die Stille. »Wenn die Schergen des Königs bis in diese Einsamkeit vorgedrungen wären, gäbe es dort unten Schreie und Kommandorufe. Ich glaube, dass wir den Abstieg wagen und uns sehen lassen können.«

Kraftvoll schwang er sich in den Sattel, hielt die Lanze griffbereit und ritt voran. Aber obwohl sie im ersten Gehöft ihre Bitte um Unterkunft höflich vorbrachten, wurden sie barsch abgefertigt. »Schert euch weg, oder ich werde den Kettenhund freilassen. Wir dulden in unserem Dorf keine Landstreicher und Wegelagerer.«

Henri fuhr sich durch das zerzauste Haar, strich sich über den struppigen Bart und betrachtete die dornen-zerrissene Kleidung seines Gefährten. Er war dem Bauern nicht gram. Sehr vertrauenerweckend sahen sie nicht aus.

Am Ende des Ortes fanden sie eine Bäuerin beim abendlichen Melken im Stall. Diesmal hatte Henri Vorsorge getroffen. Auf der ausgestreckten Hand hielt er der Frau einige Münzen hin. Sie hatte den Kopf geschüttelt, als Henri um Unterkunft

gebeten hatte, grapschte aber jetzt nach den Münzen und ließ sie in ihrer Schürzentasche verschwinden. »Ihr könnt die Nacht hier im Stroh verbringen.«

»Mit wem sprichst du da?«, ertönte eine raue Stimme aus der Küche. Die Bäuerin sprang so schnell auf, dass sie beinahe den Milcheimer umgestoßen hätte. Sie eilte in die Küche und flüsterte ihrem Mann etwas zu, was Henri und Joshua nicht verstehen konnten. Deutlich aber hörten sie ein paar klatschende Schläge und das Jammergeschrei der Frau.

Bevor der Bauer den Stall betrat, hatte Henri seinem Lederbeutel eine größere Summe entnommen. Er konnte die Gier in den Augen des Mannes erkennen, als dieser ohne Dank nach dem Geld griff. Zumindest zeigte er sich großmütig. »Ihr seid sicherlich müde und hungrig. Versorgt eure Pferde und kommt in die Küche! Wir sind nur arme Bauern, aber wir werden euch an unserem bescheidenen Mahl teilhaben lassen.«

»Das alles gefällt mir nicht«, warnte Joshua. »Dieser Mann hat es auf unser Geld abgesehen.«

Aber Henri machte eine abwehrende Handbewegung. »Die Leute hier sind zwar raffgierig, aber wohl doch auch arm. Warum sollte ich ihnen nicht etwas von meinem Vermögen abgeben? Ich werde aber Vorsorge treffen, dass sie es nicht durch Diebstahl oder sogar mit Gewalt an sich bringen.«

Nicht umsonst hatte Jacques de Molay ihn zum Verwalter des Templervermögens bestellt. Während dieser Tätigkeit, vor allem beim Geldtausch und Ausstellen von Wechseln, hatte Henri gelernt, immer wachsam und vorsichtig zu sein. Er verstaute den prall gefüllten Lederbeutel unter dem Umhang auf seiner Brust.

In der Küche duftete es verführerisch nach Hammelfleisch und Auberginen. Trotz ihres Hungers gaben sich die beiden Mühe, nicht allzu reichlich zuzulangen. Henri konnte sich bezähmen. Wie oft war er als Jüngling während der strengen

Erziehung bei den Templern mit Essensentzug bestraft worden! Er betrachtete einen jungen Tischgenossen, der mit tief geneigtem Kopf das Essen in sich hineinschaufelte, aufstand, rülpste und den Raum verließ.

Obwohl der Bauer versuchte, immer wieder ihre Gläser mit Wein zu füllen, hielten sich Henri und Joshua zurück. Sein untrügliches Gespür warnte Henri vor einem Hinterhalt. Er gab Joshua ein Zeichen, erhob sich und dankte mit höflichen Worten für die erwiesene Gastfreundschaft. Der Bauer grinste mit einem schiefen Lächeln.

Aber auch ihre angespannte Wachsamkeit hatte nicht verhindern können, dass sie in eine Falle geraten waren. Denn bei ihrer Rückkehr in den Stall erkannten sie sofort, dass sich jemand an ihren Bündeln zu schaffen gemacht hatte. Der Inhalt lag weit verstreut im Stroh. Aufatmend stellte Henri fest, dass sein Templerhabit, der weiße Umhang mit dem roten Kreuz, noch vorhanden war. Aber beim Einräumen entdeckte er, dass sein Buch mit den Ordensregeln fehlte.

Joshua seufzte erleichtert. »Wie gut, dass du dein Geld bei dir trägst. Es ist anzunehmen, dass dieser Bauernknecht nicht lesen kann. Mit den Ordensregeln kann er wohl kaum etwas anfangen. Vielleicht glaubte er, dass hinter den für ihn unlesbaren Buchstaben eine geheime Botschaft enthalten sei.«

Henri schüttelte den Kopf. »Wir befinden uns in äußerster Gefahr. Denn dieser Bursche hat nicht nur die Ordensregeln an sich genommen, sondern auch meine Templertracht gesehen. Er wird davon erzählen und das Buch seinem Pfarrherrn zeigen, der doch wohl durchaus lesen kann. Man muss nicht selber lesen können, um dieses Buch, das mich als Templer entlarvt, als Beweis vorzulegen.«

Auch Joshua packte eilig sein Bündel zusammen. »Und was sollen wir jetzt tun?«, fragte er ein wenig ratlos.

Henri löste den Verband von dem Sprunggelenk des Falben und nässte ihn mit dem Wasser des Stalltroges. »Die Schwellung ist zurückgegangen«, stellte er zufrieden fest. »Aber wir müssen sofort aufbrechen und versuchen, heimlich den Hof zu verlassen. Wenn es uns gelingt, möglichst bald den Fluss Dordogne zu erreichen, sind wir gerettet. Der Weg am Flusslauf entlang führt geradewegs nach Bordeaux.«

Anscheinend hatte der Bauer dem Wein reichlich zugesprochen, denn er ließ sich nicht sehen, obwohl das Klappern der Hufe auf den Steinfliesen des Hofes nicht zu vermeiden war. Schon hatten sie den schützenden Schatten des Waldes erreicht, als sie hinter sich ein verdächtiges Knacken morscher Äste vernahmen.

Es gelang ihnen gerade noch, sich umzuwenden, ehe eine dunkle Gestalt hinter den Bäumen hervorstürzte. Im Mondlicht blitzte ein Beil. Es galt, keine Zeit zu verlieren. Ohne nachzudenken, sprang Henri dem Angreifer entgegen, packte dessen Handgelenk, drehte es herum und brach es mit einem einzigen Zupacken seiner Faust. Mit einem Schrei ließ der Mann das Beil fallen, sank zu Boden und verlor das Bewusstsein.

Der waffengeübte Gelehrte hatte fast bewegungslos dem wirksamen Eingreifen seines Gefährten zugesehen. Er wies auf die Lanze. »Warum hast du ihn nicht getötet?«

»Weil dieser arme Tropf glaubt, er sei im Recht, wenn er einen Templer tötet«, antwortete Henri. »Sogar bis in diese Einöde hier werden die Schauergeschichten gedrungen sein, die man über die Templer verbreitet. Wir müssen in höchster Eile von hier verschwinden, ehe dieser Bursche sein Bewusstsein wiedererlangt und womöglich das ganze Dorf alarmiert.«

Er nahm sich aber die Zeit, die weiten Taschen des Bauernkittels zu durchsuchen. Mit einem Seufzer der Erleichterung nahm er das Buch mit den Ordensregeln an sich.

Schneller als erwartet erreichten sie in der Morgendämmerung das Ufer der Dordogne. Der Fluss blitzte in der aufgehenden Sonne, und anfangs fürchteten sie, dass es Rüstungen sein könnten, in denen sich die Sonnenstrahlen brachen. Aber diese Furcht erwies sich zum Glück als grundlos.

Mit seinem angeborenen Spürsinn fand Henri eine Furt, durch die sie gefahrlos ihre Pferde führen konnten. Auf der anderen Seite ließen sie sich erschöpft auf der Uferböschung nieder. Ein Hirte weidete dort seine Schafherde, die sich mit dem ersten Märzgras begnügen mussten. Der zottige Schäferhund bellte, als er die Fremden sah. Aber mit einem scharfen Zuruf wurde er von dem Hirten zurückbefohlen. Henri meinte, als er diese Worte hörte, dies sei eine wunderschöne Melodie. Denn der Hirte sprach Englisch.

»Wir sind gerettet!«, rief Henri erleichtert. »Auf nach Bordeaux!«

Joshua machte jedoch keine Anstalten, sich zu erheben. »Ich möchte dir etwas vorschlagen«, sagte er mit fester Stimme. »Nicht nur mein Pferd, sondern auch ich brauche nach diesem Gewaltritt eine Verschnaufpause. Lasse den Falben und mich hier ein wenig rasten! Reite du in die Stadt voraus!«

Henri erhob keine Einwände. Seine Schuld, die er in all den zurückliegenden Jahren auf sich geladen hatte, lastete schwer auf ihm: als Knappe im Kampf gegen die Muslime und als unnachsichtiger Gegner von Räubern und Plünderern auf den Pilgerstraßen. Zudem hatte er nun den Schwur geleistet, den willfährigen Papst Clemens und König Philipp zu töten, die das schreckliche Ende seiner Ordensbrüder zu verantworten hatten. Konnte Gott diese Taten und Pläne vergeben? Henri

wollte so schnell wie möglich die Kathedrale von Bordeaux erreichen, dort im Gebet um Vergebung bitten und für seine Errettung danken. »Lebe wohl, Joshua! Verzeih mir, dass ich dich jetzt verlasse! Aber wir werden uns morgen vor dem Portal der Kathedrale wieder sehen.«

Es war menschenleer und halbdunkel im Kirchenschiff. Niemand würde seine Zwiesprache mit Gott stören. Nahe vor dem Altar hatte er sich auf den Knien niedergelassen und spürte nicht die Kälte der Steinfliesen. Gewiss hatte man ihn bei den Templern das Beten gelehrt, mehr aber noch das Kämpfen. Seine Mutter hatte ihn in frühester Jugend zu den Templern gebracht, wo er sich einer harten Zucht unterwerfen musste. Das einzige Gebet, das ihm jetzt einfiel, war ein Psalm Davids: »Ich will meinen Feinden nachjagen und sie ergreifen und nicht umkehren, bis ich sie umgebracht habe. Ich will sie zerschmettern. Ich will sie zerstoßen wie Staub vor dem Winde. Ich will sie wegräumen wie den Kot von der Straße.«

Immer wieder mussten die Jungen diese Verse aufsagen. Wehe denen, die stockten oder sogar den Text vergessen hatten. Sie wurden unbarmherzig mit Essensund Schlafentzug bestraft.

Wozu diente ihm jetzt dieser Psalm? Er wollte doch nichts anderes als Gott für seine Rettung danken, seine Sünden bereuen und um Vergebung bitten. Aber erst, nachdem er seine Waffen auf den Steinfliesen abgelegt hatte, fand er die richtigen Worte.

»Herr, ich danke dir dafür, dass du mich vor den Häschern verborgen und mich wider meine Verfolger beschützt hast. Herr, ich erlebe deine Vergebung, denn ich habe gesündigt, weil ich im Blutrausch diejenigen, die ich für Feinde hielt, niedergemetzelt habe. Vergib mir, Herr, dass ich als Knappe den Befehlen meines Gebieters gehorchte, der sich auf dein Wort berief und mir befahl: Du sollst die Heiden mit einem

eisernen Zepter zerschlagen; wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen! Herr, vergib mir, dass ich keinen Widerspruch gegen meine Oberen wagte, als die Templer mit der Vertreibung der Juden große Schuld auf sich luden. Herr, vergib meine Sünden und rechne sie meiner damaligen Jugend zu. Herr, ziehe nicht deine schützende Hand von mir! Gewähre mir deine Hilfe bei der Erfüllung des Fluches der brennenden Templer. Denn ich weiß, Herr, dass du mir diese schwere Aufgabe übertragen hast, Philipp und Clemens aufzusuchen und sie zu töten.«

Noch niemals hatte Henri so inbrünstig gebetet. Er erhob sich, verbeugte sich auch noch vor dem Bildnis der Gottesmutter und ging dem Ausgang zu. Aber als er schon das Portal halb geöffnet hatte, fiel ihm ein Spruch ein, den jemand ihm, als er im Blutrausch wütete, zugerufen hatte. »Mein ist die Rache, spricht der Herr.« Für ihn aber hatte der Fluch der Templer eine unüberbietbare Bedeutung. Er, Henri, würde ein Teil der göttlichen Rache sein.

Durch das geöffnete Portal flutete das Sonnenlicht, sodass Henri geblendet die Augen schließen musste. Erst als er in den Schatten der hohen Türme trat, sah er Joshua, der ihn zu sich heranwinkte. Sie umarmten einander wie Brüder, die sich für immer verbunden fühlten. Doch der weithin hallende Glockenschlag vom Turm einer Kirche rief sie jäh in die Wirklichkeit zurück. Henri breitete auf der Kirchenmauer eine Landkarte aus.

»Nicht allzu weit von hier, in einer Senke des Bessedewalds, befindet sich die Zisterzienserabtei Cadouin des Ordensgründers Bernhard von Clairvaux. Wir Templer verehren ihn sehr, denn er hat unsere Ordensregeln verfasst.« Henri zögerte kurz, fuhr dann aber fort: »Man sagt sogar, wir seien die Lieblingskinder Bernhards gewesen. Ich bin sicher, dass der Abt uns Unterschlupf gewähren wird.«

»Auch mir, einem Juden?«, äußerte Joshua seine Zweifel.

»Ich werde dich als berühmten Gelehrten vorstellen, der du ja auch bist«, schlug Henri vor. »Da der Abt ein Freund der Wissenschaften ist, wirst du ihm willkommen sein. Ich fürchte vielmehr ein anderes Hindernis. Seit nahezu 150 Jahren strömen Pilger nach Cadouin. Berühmte Männer wie Richard Löwenherz und Ludwig der Heilige pilgerten zu der Abtei, weil dort eine Reliquie aufbewahrt wird, nämlich das Leichentuch Christi. In den kommenden Tagen der Auferstehung des Herrn wird der Pilgerstrom anwachsen. Ich fürchte, dass einer der Pilger uns erkennen könnte.«

Joshua hatte die letzte Warnung gar nicht mehr zur Kenntnis genommen. Seine Augen leuchteten bei der Vorstellung, er könne das Leichentuch Christi in seine Forschungen mit einbeziehen.

Henri hatte für diesen Übereifer durchaus Verständnis. Beschämt dachte er an die Vertreibung der Juden. Lebten diese nicht ständig in der Furcht vor neuen Pogromen? Er versuchte, die Gedankengänge seines Freundes nachzuvollziehen. War es nicht wirklich so, dass diese Reliquie als Anlass für neue Verfolgungen dienen konnte, falls sie sich als echt erwies?

Er verspürte aufrichtige Zuneigung, aber auch Mitleid für seinen jüdischen Freund. »Dann wollen wir nicht länger zögern, nach Cadouin zu reiten«, sagte er aufmunternd, nickte Joshua zu und versetzte sein Pferd in einen schnellen Trab.

Joshua konnte es kaum erwarten, die Zisterzienserabtei möglichst bald zu erreichen. Es war ihm gar nicht recht, als Henri vom Uferweg der Dordogne abbog und einer bewaldeten Höhe zustrebte.

»Werden wir verfolgt?«, fragte Joshua besorgt.

»Nein«, beruhigte ihn Henri. »Aber ich möchte jene Bastiden sehen, von denen ich schon so viel gehört habe.« Er wies ins Tal und deutete auf eine Siedlung, die unterhalb einer Burg auf einer strategisch günstigen Kuppe entstanden war.

»Na und?« Der jüdische Gelehrte zeigte keinerlei Interesse.

Henri wandte sich ihm zu. »Du weißt doch, dass in den Dörfern tägliche Raubüberfälle an der Tagesordnung waren. Darum zeigte sich die Landbevölkerung höchst erfreut über den Bau solcher Bastiden. Den Bauern war es gleichgültig, ob diese befestigten Siedlungen französische oder englische Gründungen waren.«

Joshua hatte seine eigene Meinung. »Wahrscheinlich mussten die Bauern tief in ihre Geldsäcke greifen, um diesen Schutz zu bezahlen.«

»Von irgendwelchen Klagen der Landbevölkerung habe ich nichts gehört«, erwiderte Henri. »Sie schlossen sogar mit dem Grundeigentümer Verträge ab über die Verteilung der Steuer- und Zolleinkünfte.«

Joshua machte ein gelangweiltes Gesicht und brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

Aber Henri gab zu bedenken, dass man vielleicht noch einmal froh sein werde, in einer der englischen Bastiden Zuflucht zu finden.

»Vielleicht siehst du diese Bastide mit anderen Augen an, wenn ich dir sage, dass das vor uns liegende Beaumont zu den Ländereien des Abts von Cadouin gehört.«

Joshua blickte abwärts auf das wuchtige Gotteshaus, das wohl im Belagerungsfall als Zuflucht gedient haben mochte. »Der Ort scheint aber bei weitem nicht die Bedeutung der Zisterzienserabtei Cadouin zu haben«, meinte er beinahe geringschätzig. »Ein Leichentuch Christi gibt es dort wohl kaum.«

Henri wollte einen Streit vermeiden, zuckte die Achseln und schlug den Weg in die Senke des Waldes ein, wo Dordogne und Couze zusammenflossen.

Von weitem schon erkannten sie die dreischiffige Halle der Abteikirche, die offensichtlich dem Entsagungsideal des Ordensgründers Bernhard von Clairvaux entsprach. Henri wurde feierlich zumute, als er durch das breite Portal den Kreuzgang betrat. Das Spiel von Licht und Schatten und die unheimliche Stille wirkten beinahe mystisch. Joshua sah unsicher um sich.

Als Henri den Glockenzug in Bewegung setzte, erschrak er über den laut tönenden Einbruch in diese Stille. Leise Schritte wurden hörbar. Eine Klappe in der hölzernen Tür wurde geöffnet, und ein altes, faltiges Gesicht lugte hervor.

Henri beugte sich zu der winzigen Öffnung hinab. »Wir bitten darum, bei dem ehrwürdigen Abt vorgelassen zu werden. Mein Name ist Henri de Roslin, und der Mann an meiner Seite ist ein berühmter Gelehrter.«

Die Luke wurde wieder geschlossen, aber nur für kurze Zeit. Drinnen näherten sich diesmal eilige Schritte. Mit kräftigem Schwung wurde die Tür geöffnet, und Henri sah sich einem langjährigen Freund gegenüber, dem christlichen Gelehrten Theophil von Speyer.

»Dich schickt der Himmel!«, rief Henri nach einer stürmischen Umarmung. Warum sollte er jetzt noch das Judentum seines Freundes Joshua ben Shimon verleugnen? Denn Theophil hatte sich in Speyer als Schutzherr der Juden erwiesen und deshalb so manche Feindschaft auf sich gezogen.

»Weißt du noch, als man dich lynchen wollte und wir beide uns an einem unwürdigen Ort verstecken mussten?«, fragte Henri lachend. Jetzt konnte er sich an die damals so gefährliche Situation mit Vergnügen erinnern.

Theophil grinste. Anscheinend dachte auch er daran, dass sie in einer Kloake vor ihren Verfolgern Schutz gesucht hatten. Aber er wurde sogleich wieder ernst. »Ich habe deine tatkräftige Hilfe niemals vergessen und bin unendlich glücklich, dass du der Verhaftungswelle entkommen bist. Aber wer ist dein Gefährte? Ist auch er ein Templer?«

Henri schüttelte den Kopf. »Nein, Joshua ist ein jüdischer Gelehrter und gehört zu meinen besten Freunden. Er muss sich verbergen, genauso wie ich. Aber im Gegensatz zu mir hat er nichts anderes mehr als die Kleidung auf seinem Leib. All seine Habe wurde konfisziert, und Außenstände wurden zugunsten des königlichen Schatzes eingetrieben.«

Henri erinnerte sich an die grauenvollen Erlebnisse in Paris. »Wir flüchteten gemeinsam aus der Stadt, während man die Großmeister des Templerordens auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Ihren letzten Fluch zu erfüllen, den sie Philipp aus den Flammen entgegenschleuderten, ist für mich höchste Pflicht.«

Theophil von Speyer breitete die Arme aus. »Seid mir willkommen! Auch der Abt wird euch als Flüchtlinge vor den Schergen Philipps freundlich begrüßen und aufnehmen.«

Er hatte nicht zu viel versprochen. Der Abt, ein Freund der Wissenschaften, lud den christlichen und den jüdischen Gelehrten ein, gemeinsam mit ihm die umfangreiche

Bibliothek aufzusuchen. So blätterten die drei in den Folianten und verstrickten sich in hitzige Disputationen. Joshua beugte sich über die Schriften, seine Brille auf der Nase – eine neue Mode, von der vor allem die Schreiber und Künstler profitierten.

Henri lachte über den Eifer der drei, vor allem über das lustige Gestell mit den Gläsern, aber nach einer Weile fühlte er sich ausgeschlossen. Darum beschloss er, nach Bordeaux zu reiten, obwohl ihm die drei Gelehrten dringend von diesem Wagnis abrieten. Der Abt zitierte sogar aus dem 33. Kapitel der Ordensregel: »Keiner soll nach eigenem Willen ausgehen.«

Henri kannte diese Ordensregel gut und ergänzte: »Die Oberen befehlen den Rittern eindringlich, dass sie sich nicht herausnehmen sollen, in die Stadt zu gehen, außer des Nachts zum Heiligen Grab.« Henri wies darauf hin, dass sich dieses Verbot auf Jerusalem bezog, wo die Ungläubigen eine Gefahr für christliche Ordensritter dargestellt hatten.

»Aber auch Bordeaux ist für dich nicht ungefährlich«, warf Theophilus ein, und Joshua nickte. »Jemand könnte dich erkennen.«

Der Abt fuhr fort, aus dem Kapitel zu zitieren, weil er glaubte, dass sich Henri durch die Ordensregeln am ehesten von seinem Ritt nach Bordeaux abhalten ließe. »Die, die so ausgehen, sollen nicht ohne Wächter, das heißt, nicht ohne einen Ritter oder Ordensbruder, weder des Tags noch des Nachts es unternehmen, den Weg zu beginnen.«

Aber Henri ließ sich nicht von seinem Plan abbringen.

In der Nacht vor seinem Aufbruch hatte es geregnet. Ein heftiger Wind zerrte an den noch kahlen Ästen. Das Wasser der Dordogne, lehmig und gelb, wälzte kleinere Baumstämme, einzelne Bretter und Bohlen vor sich her. Die mochten wohl von den kleinen Übergängen stammen, die sich die Bauern als Zugang zu ihren Gehöften angelegt hatten. Die Ufer des

Flusses waren überspült, und die reißende Strömung trug nach und nach große Teile der mangelhaften Uferbefestigung mit sich davon. Sprudelnd stürzte sich der wilde Fluss durch die Felsschluchten. Erst jenseits des harten Vulkangesteins ließ das Gefälle nach, und der Fluss wurde breiter.

Henri hatte einen Höhenweg gewählt und die Orientierung verloren. Er zog seine Landkarte zu Rate und stellte fest, dass er sich nördlich der Stadt befand, an einem Punkt, an dem sich die Dordogne mit einem Fluss namens Garonne vereinigte, um dem Meer entgegenzufließen. Ihm schien es das Beste zu sein, der Garonne zu folgen. Damit hatte er die richtige Entscheidung getroffen. Denn wie eine Mondsichel schmiegte sich die Garonne um die Stadt Bordeaux.

Warum nur hatte der Abt versucht, ihn von einem Besuch dieser Stadt abzuhalten? Vielleicht weil sich die Mönche in den zahlreichen Klöstern ringsum dem Anbau des Weines widmeten? Henri dachte wieder einmal an die Ordensregel, die es in das Belieben der Oberen stellte, ob er den Ordensbrüdern aus Barmherzigkeit gestattete, einen mit Wasser gemischten Wein zu trinken. Henri konnte sich nicht vorstellen, dass es diese Mönche hier angesichts der Fülle bei einem Becher belassen würden.

In der Stadt herrschte reges Treiben, denn es war Rossmarkt. Die Bauern der Umgebung hatten sich auf einem Platz in der Nähe des Stadttors versammelt. Weithin tönte ihr Geschrei, mit dem sie ihre Rösser als edle Zuchttiere anpriesen, von denen manche wie elende Klepper wirkten. Henri blieb stehen und verfolgte eine Kaufverhandlung, die in eine Prügelei auszuarten drohte.

Plötzlich hatte er das Gefühl, von der anderen Seite des Platzes angestarrt zu werden. Aber als er den Blick erwidern wollte, war da niemand bis auf einen Bauern, der die Hufe seines Pferdes reinigte. Weil Henri diese ärmliche Gestalt nicht

als Bedrohung empfand, näherte er sich dem Bauern und richtete das Wort an ihn. »Steht dieses Ross hier zum Verkauf?«

»Verzeiht, Herr, leider nein. Ich habe es soeben erst selbst ersteigert«, antwortete der Bauer höflich.

Irrte er sich, oder hatte die Stimme des ärmlich gekleideten Mannes ängstlich geklungen? Henri maß dem keine Bedeutung bei. Die Landbevölkerung lebte immer in Furcht vor Rittern und adeligen Herren.

Dennoch zog er es vor, den Rossmarkt zu verlassen, um die Kathedrale aufzusuchen. Damals, als er auf Knien für seine Rettung gedankt hatte, waren ihm nicht die steinernen Skulpturen aufgefallen: Apostel, Auferstehung, Jüngstes Gericht und Himmelfahrt. Er vertiefte sich in diese Figuren, bis er plötzlich deutlich spürte, dass jemand ihn beobachtete. Mit einem Sprung erreichte er den nächststehenden Gewölbepfeiler. Aber dort befand sich niemand. Er glaubte jedoch, im Dämmerlicht des Kirchenschiffes einen Schatten zu bemerken, der sich behände von Pfeiler zu Pfeiler fortbewegte. Nach kurzer Überlegung entschied er sich, die Kathedrale zu verlassen, um in der nahe gelegenen Basilika St. Seurin dem vermeintlichen Verfolger eine Falle zu stellen.

Er sah befriedigt, dass in dieser Basilika Amphoren, Grabdenkmäler und Sarkophage gute Verstecke abgaben. Laut ließ er das Eingangsportal hinter sich zufallen. Von seinem Beobachtungsposten hinter einem Grabmal bemerkte er, dass die Türe langsam wieder geöffnet wurde und eine schmale Gestalt hereinschlüpfte.

»Warte nur, Bäuerlein«, flüsterte er leise vor sich hin. »Dir werde ich gehörig das Fell gerben!« Er dachte sogar daran, den heimlichen Verfolger im Brunnen vor der Basilika so lange unterzutauchen, bis er seinen Auftraggeber genannt hätte. Mit

Beschämung dachte er daran, dass er diese Foltermethode schon einmal bei einem Ungläubigen angewandt hatte.

Der heimliche Verfolger verhielt sich still. Anscheinend wollte er sich zunächst überzeugen, ob ihm keine Gefahr drohe. Henri hatte sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt. So war es ihm möglich, die Umriss der Gestalt zu erkennen, die nun fast lautlos an den Seitenaltären entlang schlich. Immer deutlicher erkennbar näherte sie sich seinem Versteck. Aber war das wirklich der Bauer, der ihn auf dem Rossmarkt so verdächtig angestarrt hatte? Vielleicht gab es einen zweiten Verfolger? Fast bereute er schon, dem Abt und der Ordensregel nicht gefolgt zu sein. Aber jetzt war keine Zeit mehr, über Fehler nachzudenken. Die dunkle Gestalt stand dicht vor dem Grabmal, hinter dem er sich verborgen hatte.

Wie eine Raubkatze, die nach ihrer Beute schnappt, sprang Henri hervor, umschlang den überraschten Gegner und warf ihn unsanft zu Boden. Ein schrecklicher Aufschrei, den das Echo in der Kirche noch fürchterlicher klingen ließ, überzeugte ihn vom Erfolg seines Angriffs. Er packte den Mann beim Kragen seines Umhangs und schleifte ihn nach draußen vor das Kirchenportal.

Dort hätte er den noch immer Schreienden beinahe vor Überraschung losgelassen. Denn der vermeintliche Bauer war ein Junge, fast noch ein Kind. Henri beugte sich zu ihm hinab, zog ein Sacktuch aus der Tasche und wischte dem Bürschlein mitleidig Tränen und Blut ab. »Warum verfolgst du mich? Hat dich jemand beauftragt, alle meine Schritte zu beobachten? Kennst du mich überhaupt? Wie ist dein Name? Antworte mir und sprich die Wahrheit, wenn du nicht Prügel einstecken willst!« Aber trotz der strengen Worte fuhr er fort, das Gesicht des Jungen sanft zu säubern.

Der Bursche ließ sich vom Boden aufhelfen. Denn er hatte wohl gemerkt, dass ihm keine Gefahr drohte, und versuchte

gar nicht erst, das Weite zu suchen. Er hatte aufgehört zu weinen. Seine Stimme klang fest und bestimmt. »Mein Name ist Sean of Ardchatten. Ich bin ein Schotte wie Ihr und weiß, dass Ihr ein Tempelritter seid.

Das ist der Grund, warum ich Euch verfolge. Denn mein sehnlichster Wunsch ist es, Euer Knappe zu werden.«

Henri konnte sich ein Lachen nicht verbeißen. Er antwortete jedoch ernsthaft: »Weißt du, was es heißt, in dieser Zeit der Knappe eines Tempelritters zu sein? Wir werden uns immer verbergen, immer auf der Flucht sein müssen. Da gibt es noch viel zu lernen für dich.«

Der Junge zeigte sich jedoch entschlossen. »Ich werde alles tun, was Ihr mir befiehlt. Eure Rüstung und die Waffen reinigen, auch die Pferde versorgen. Wenn Ihr traurig seid, werde ich Euch durch fröhliche Lieder erheitern.«

»Das hört sich sehr verlockend an«, gab Henri zu. »Aber das Erste, was du bei mir lernen müsstest, wären Lesen und Schreiben. Einen dummen Jungen nehme ich nicht zum Knappen.«

Der Bursche schwieg und sah Henri mit offenem Mund an. Offensichtlich gab er ungerne eine Antwort. »Das behauptet auch meine Mutter. Aber ich habe es ihr nicht geglaubt.«

Es gab also ein Zuhause. Der kleine Schotte sah auch nicht nach einem verkommenen Straßenkind aus. Aber Henri wollte eine genaue Auskunft. »Wo bist du daheim? Ohne Erlaubnis deines Vaters werde ich dich nicht mitnehmen.«

Die Erwiderung des Jungen klang durchaus glaubhaft. Er sah Henri fest in die Augen. »Mein Vater ist vom Kreuzzug nicht zurückgekehrt. Die Ungläubigen haben ihn getötet. Ich werde mich an ihnen rächen.«

Henri begann, diesen Jungen ernst zu nehmen. »Darüber werden wir noch reden müssen. Und deine Mutter. Wo lebt sie?«

»Als mein Vater nicht zurückkehrte, ging es uns sehr schlecht«, berichtete Sean. »Der Abt von Cadouin, der in Beaumont Ländereien besitzt, hat uns in dieser Bastide ein Wohnrecht eingeräumt. Meine Mutter ist sein Beichtkind. Durch den Abt habe ich viel von den Tempelrittern gehört.«

»Dann wollen wir einmal nach Beaumont reiten«, schlug Henri vor. »Sitz bei mir mit auf! Früher hatten zwei Tempelritter oft miteinander nur ein Pferd.« Er hielt jedoch eine Drohung für angebracht. »Aber wehe dir, Sean, wenn du mich belogen hast! Mit der flachen Klinge meines Schwertes kann ich recht gut zuschlagen. Unsere Ordensregel sagt zwar, dass der Ritter keinen Knappen, der aus Liebe um Gotteslohn dient, schlagen oder wegen irgendeiner Schuld prügeln darf. Aber noch dienst du mir ja nicht.«

Als Henri durch eines der sechzehn Stadttore in den Ort einritt, erkannte er erst jetzt, dass das Gotteshaus einer Festung glich. Verteidigungstürme und ein Wehrgang verstärkten diesen Eindruck. Zu seinem Erstaunen zeigte Sean auf ein nicht gerade ärmlich aussehendes Haus an der Nordostecke des Platzes. Über dem Portal verlief eine Galerie mit einer geschmückten Balustrade. »Hier wohnen wir«, sagte der Junge stolz.

Henri überlegte. Wo nur war ihm der schottische Name Ardhatten schon einmal begegnet? Aber Sean ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Er hüpfte vor ihm die Treppe zur Galerie hinauf und konnte es kaum erwarten, dass Henri ihm folgte. »Mutter, es gibt eine Überraschung!«, rief er fröhlich.

In der geöffneten Tür erschien eine zierliche Frau. Ihre Blicke wanderten verängstigt zwischen dem hoch gewachsenen Mann und dem blutverschmierten Gesicht ihres Sohnes hin und her. »Hat mein Sohn sich mal wieder in Raufhändel eingelassen, und fordert Ihr jetzt Genugtuung?« Sie seufzte tief und suchte Halt am Türpfosten.

Henri lächelte und verbeugte sich. »Mein Name ist Henri de Roslin. Ich bin ein schottischer Tempelritter auf der Flucht. Euer Beichtvater, der ehrwürdige Abt von Cadouin, hat mich bei sich aufgenommen.«

Die Miene der Frau entspannte sich. »Aber irgendetwas hat Sean doch wieder angestellt? Warum blutet er? Es ist nicht leicht für mich, diesen ungebärdigen Jungen allein zu erziehen. Vielleicht muss ich ihn in die strenge Zucht einer Klosterschule geben.«

Sean schüttelte den Kopf. »Das wird nicht nötig sein. Denn Henri de Roslin wird mich zu seinem Knappen nehmen. Ich werde ein Ritter wie mein Vater.«

Lady de Ardchatten betrachtete Henri von Kopf bis Fuß. »Der Ruhm Eures Namens und Eurer Taten ist bis zu uns gelangt. Es ist für uns eine große Ehre, wenn Ihr Euch dieses wilden Jungen annehmen wollt. Ich gebe ihn vertrauensvoll in Eure Hände.«

Sean umarmte seine Mutter. »Ich liebe dich und werde dir niemals Schande machen.« Sein Versprechen klang glaubwürdig.

Henri verbeugte sich tief und gab seiner Stimme einen würdigen Klang. »Ich werde dafür sorgen, dass Ihr immer stolz auf Euren Sohn sein könnt. Und ich verspreche Euch, das Leben dieses Jungen zu hüten, als wäre es mein eigenes.«

Das Hochwasser hatte nachgelassen, sodass Henri, trotz des Jungen hinter ihm im Sattel, zügig voranreiten konnte. Je näher sie der Abteikirche kamen, umso mehr Menschen begegneten ihnen. Bei dem Kloster bildete die Menge einen langen Zug. Viele sangen und beteten.

Henri wusste sogleich, wer ihnen den Weg versperrte. Es waren die Pilger, die vor den Feierlichkeiten zur Auferstehung des Herrn nach Cadouin strömten, um vor der Reliquie zu beten.

Aus dem Kirchenschiff erklangen die Stimme des Abtes und das Gemurmel der Pilger. Vorsichtig öffnete Henri das Portal und schob Sean vor sich her. Wie es die Tradition erforderte, saß der Abt auf einem steinernen Stuhl und ließ sich von den Küchengehilfen die Füße waschen. Henri, der seine Hände auf den Schultern des Jungen liegen hatte, spürte deutlich, dass dieser sich vor verhaltenem Lachen schüttelte. Eilig schob er Sean zur Kirche hinaus.

»Das ist eine heilige Handlung. Da gibt es nichts zu lachen. Hättest du dich nicht beherrschen können, wäre es mir unmöglich gewesen, dich zum Knappen zu nehmen.«

Sean sah zerknirscht zu Boden. »Verzeiht, Herr!«

Als Henri und sein Schützling die Halle betraten, kam ihnen schon Joshua entgegen. Er wirkte sehr aufgeregt. »Wir müssen sofort aufbrechen. Unter diesen Pilgern gibt es sicher jemanden, der uns erkennt. Ich habe die Pferde schon gesattelt.« Er hielt erstaunt inne. »Aber wer ist dieser Bursche?«

Henri legte eine Hand auf die Schulter des Jungen. »Das ist Sean, mein Knappe. Er wird mich in Zukunft begleiten.«

»Du willst dich mit einem Kind belasten?«, rief Joshua entsetzt.

Henri dachte daran, was er der Mutter des Jungen versprochen hatte. Er antwortete mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete: »Ja, das will ich!«

Joshua ließ sich deutlich anmerken, dass er anderer Meinung war. »Aber es ist unmöglich und würde unsere Flucht behindern, wenn er mit dir auf einem Pferd ritte, obwohl das vielleicht bei euch Templern so üblich war, um eure Armut hervorzukehren.«

In diesem Augenblick näherte sich Theophil von Speyer, um sich von den beiden Flüchtlingen zu verabschieden. Er umarmte Henri.

»Du hast dich nicht verändert«, sagte er. »Immer schon hattest du ein Herz für deine Mitmenschen und hast ihre Wünsche erfüllt, wenn es sich nur irgendwie machen ließ. Ich überlasse dem Jungen mein Pferd und hoffe, dass er sich dessen würdig erweisen wird.«

Sean neigte sich über die Hand seines Wohltäters, und Henri erkannte, dass der doch so hart gesottene Bursche Tränen in den Augen hatte.

Auch Henri dankte gerührt für diese großzügige Gabe. »Leb wohl, Theophil! Der Herr möge dich behüten und dir deine Mildtätigkeit entgelten.«

»Und für dich und deinen Jungen erlehe ich die Fürsorge Gottes!«, rief der Abt, der soeben die Halle betreten hatte. Er erhob die Hände zum Segen. »Ich werde dich in meine Gebete aufnehmen. Sei nicht zu wagemutig, aber begib dich getrost auf deinen Weg, denn ich weiß, dass du bisher getreu den Ordensregeln gelebt hast, die euch der heilige Bernhard gegeben hat.«

Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Henri gab Joshua und dem jungen Knappen einen Wink. Er ritt ihnen voraus in die einsetzende Dämmerung.

Bei den abergläubischen Bauern der französischen Dörfer verbreitete sich ein Gerücht: Ein Teufelsreiter galoppiere nachts über Wiesen und Felder und bringe Unheil über ihre Ernte. Sobald der dumpfe Hufschlag ertönte, verkrochen sich die Bewohner einsamer Gehöfte unter ihre Strohsäcke und wagten erst wieder zu atmen, wenn der Hufschlag in der Ferne verklungen war.

Der einsame nächtliche Reiter, der nicht gesehen werden wollte, ahnte nichts von den Ängsten der Bauern. Er dachte nur an seinen Auftrag.

Als er noch sehr klein war, hatte ihm sein Vater immer wieder eingeschärft, dass man einen Auftrag erfüllen müsse, auch wenn es das eigene Leben kosten solle. Denn sein Vater hatte noch zu den Assassinen gehört, die in der orientalischen Felsenfestung Alamut, unter der Führung des »Alten vom Berg«, eine verschworene Gemeinschaft gebildet hatten.

Im Jahre 1256 war es jedoch den Mongolen gelungen, in das so genannte »Adlernest« einzudringen und alle Assassinen zu töten, die sich noch dort aufhielten. Ihre Feinde waren überzeugt, dass man die muslimischen Krieger mit Haschisch betäube, um sie todesmutig und opferbereit zu machen. Verächtlich wurden die Assassinen sogar als Meuchelmörder bezeichnet. Aber man hatte sie gefürchtet.

Diese Berichte hatte der junge Sarazene nicht vergessen. Er hatte seinen Vater bis zu dem Augenblick bewundert, als er in dessen Sachen heimlich gekramt hatte. Dabei war ihm ein goldener Dolch in die Hände gefallen. Sein Vater hatte ihn bei dem verbotenen Tun erwischt, unbarmherzig verprügelt und

mit zornrotem Gesicht geschrien: »Wage es nie wieder, diesen Dolch zu berühren! Denn an dieser Waffe klebt das Blut unschuldiger Menschen.«

Als Halbwüchsiger hatte er dann nachgeforscht, warum sein Vater sich so wütend gebärdet hatte. Es gelang ihm, sich einen Bericht des ungläubigen Weltreisenden Marco Polo zu verschaffen. Mit wachsendem Entsetzen hörte er, was Marco Polo kurz zuvor einem pisanischen Literaten im Kerker diktiert hatte. »Geh hin und tu es!«, hatte Aloudin, der Alte vom Berg, den Männern befohlen, die er als Mörder ausgeschickt hatte.

Zuvor hatte er diese Auserwählten mit Opium betäuben und in einen Garten führen lassen. Unter dem Einfluss der Droge hielten die Männer diesen Garten für das Paradies. Dorthin wollten sie zurückkehren. Wenn sie gefasst wurden, wollten sie freudig sterben, »weil sie in das Paradies zu kommen glaubten«. Das jedenfalls behauptete Marco Polo.

Der Weltreisende schloss seinen Bericht mit den Worten: »Deshalb blieb in der Umgebung des Alten vom Berge niemand am Leben, wenn er es nicht wollte. Auch viele Könige sind ihm aus Angst vor seinen Meuchelmördern tributpflichtig.«

»So also ging man damals mit den Königen um«, flüsterte der Sarazene fast bewundernd. »Man schickte ihnen gedungene Meuchelmörder.«

Seit langem aber hatte der Sarazene erkannt, dass nicht Drogen dazu verhelfen konnten, im Kampf mutig und geschickt zu sein, sondern nur die ständige Übung mit der Waffe und die Fähigkeit, einen Feind und seine Kampftechnik zu erkennen. Aber wenn es sich als nötig erweisen sollte, würde er sich, wie ehemals die Assassinen, lieber in Stücke hacken lassen, als seinen Plan aufzugeben.

Er ließ sein Pferd in einen langsamen Trab fallen, denn er wählte sich kurz vor dem Treffpunkt. Es erschien ihm wichtig, seine Kräfte zu sparen, um ausgeruht am Ziel anzukommen.

Die anmutige Landschaft lockte zu einer Rast. Schon lag über den Bäumen, die das Flussufer säumten, ein erster grüner Hauch. Das Wasser glänzte im Mondlicht, und im nahen Wald sangen die Vögel ein letztes Abendlied. Ein Teil der Felder war schon bestellt, und die aufgeworfenen Erdschollen verströmten einen kräftigen Geruch. In der Ferne erkannte er ein strohgedecktes Bauernhaus, und wenn dort ein Licht zu sehen gewesen wäre, hätte er um ein Stück Brot gebeten. Denn er war sehr hungrig.

Da er aber auch ebenso müde war, band er seinem Pferd die Vorderfüße zusammen, legte sich den Sattel unter den Kopf und sprach eine Sure aus dem Koran: »Wer Böses begeht und dann Gott um Vergebung bittet, der wird finden, dass Gott voller Vergebung und barmherzig ist.« Er wollte noch darüber nachdenken, warum er den 110. Vers der Sure »Die Frauen« gewählt hatte, aber der Schlaf übermannte ihn.

Die Müdigkeit hatte ihn dazu verführt, jede Vorsicht außer Acht zu lassen. Als sich die Spitze eines Dolches auf seine Kehle senkte, war es zu spät, um aufzuspringen. Vier männliche Gestalten umringten ihn, deren Aussehen nichts Gutes erwarten ließ. Ihre Gesichter waren pockennarbig, die Haare verfilzt und ihre Kleidung so zerrissen, dass sie nur notdürftig die Blößen bedeckte. Einer von ihnen befand sich zu Füßen des Sarazenen und hatte einen klobigen Stiefel auf sein Schienbein gesetzt. Ein zweiter stand hinter seinem Kopf und hatte sich mit dem Dolch über seine Kehle gebeugt. Die beiden anderen hatten rechts und links neben seinem Körper wie Wachtposten Aufstellung genommen, traten ihn mit Füßen und spuckten ihn an.

Was den Sarazenen aber am meisten schmerzte, war der Anblick seines arabischen Hengstes. Mit ungeheurer Brutalität hatten ihn die vier Banditen mit dem Zügel an einen Baum gebunden und den Lederriemen so fest gezogen, dass dem gequälten Tier die Augen hervorquollen und blutiger Schaum vom Maul herabtropfte.

Offensichtlich waren alle vier betrunken. Sie ließen einen bauchigen Krug reihum kreisen, schlürften und schmatzten, behielten einen Rest im Mund und spuckten ihn dann dem Sarazenen ins Gesicht. »Magst du auch einen Schluck von diesem Rotwein, der nicht schlecht ist?«, fragten sie höhnisch. »Denn wir haben ihn gerade erst aus dem Keller des Bauernhauses da drüben geholt. Es wird sowieso dein letzter Schluck sein, wenn du uns nicht schleunigst deine Barschaft aushändigst.« Sie begannen, seine Satteltasche auszuräumen.

Der Sarazene lachte spöttisch. »Ihr könnt lange suchen. Ich habe nicht eine einzige Münze. Mein Geld haben schon andere Räuber. Hätte ich sonst so friedlich geschlafen?«

Die Banditen schwiegen verdutzt, aber diese Rede hatte ihren Zorn entfacht. Ein Ausländer schien ihnen leichte Beute zu sein – wer sollte ihn vermessen? Sie fielen über ihn her, schlugen und traten ihn von allen Seiten. Nicht sein eigener Leichtsin und die Furcht, sein Leben zu verlieren, gaben ihm Kraft und Entschlossenheit, sich zur Wehr zu setzen, sondern das Mitleid mit der leidenden Kreatur, dem gequälten Araberhengst. Er besann sich darauf, was sein Vater ihn gelehrt hatte.

Blitzschnell zog er die Knie nahe an seinen Körper heran, dann stieß er seine Stiefel dem Banditen zu seinen Füßen mit aller Kraft in den Unterleib. Brüllend stürzte dieser zu Boden, ließ den Dolch fallen und krümmte sich vor Schmerzen.

Der Sarazene wusste, dass er nicht zögern durfte, bis sich die anderen von ihrem Schrecken erholt hatten. Er umklammerte

den Dolch mit beiden Fäusten und führte die Spitze mit kräftigem Schwung schräg nach hinten. Ein grässlicher Schrei zeigte ihm an, dass er denjenigen, der sich über seine Kehle gebeugt hatte, im Gesicht getroffen hatte.

Aber auch er selbst hatte eine Verwundung davongetragen. Blut tropfte von seinen Händen herab und versetzte ihn in solch rasende Wut, dass er den zur Linken, der ihn mit Tritten in Niere und Leber unschädlich zu machen drohte, am Bein ergriff, herumwirbelte und gegen einen Baumstamm schmetterte.

Der Kerl zu seiner Rechten hatte wohl im Sinn, seine Kumpanen zu rächen. Statt die Flucht zu ergreifen, wollte er sich auf einen Kampf einlassen. Er hatte, während der Sarazene schlief, dessen Lanze erbeutet, mit der er nun, nicht einmal ungeschickt, gegen den Fremden anrannte. Dieser hatte zur Gegenwehr nur die kurze Klinge des Dolches. Seine einzige Möglichkeit, aus dem Kampf als Sieger hervorzugehen, war eine plötzliche Drehung. So begnügte er sich zunächst damit, der drohenden Lanzenspitze durch schnelle Wendungen zu entgehen. Wäre es nicht um Leben und Tod gegangen, man hätte meinen können, zwei Gestalten hätten einen Tanz im Mondlicht aufgeführt.

Bei einer Rückwärtsbewegung beobachtete der unerwartet starke Gegner des Sarazenen, dass sich die anderen drei mühsam erhoben hatten und, fast blind vor Schmerz und Blut, in den nahen Wald torkelten.

»Bleibt hier, ihr Feiglinge!«, brüllte der im Stich gelassene Bandit. Einen Lidschlag lang war er abgelenkt. Diesen Augenblick benutzte der Sarazene, um ihm die Lanze zu entreißen. »Mach dich mit deinen Kumpanen davon!«, schrie er Furcht erregend. »Oder ich werde dir die Spitze meiner Waffe durch die Brust bohren, sodass sie im Rücken wieder heraustreten wird.«

Der Bandit, der die Aussichtslosigkeit seiner Lage begriffen hatte, drehte sich um, murmelte etwas, das wie »Ausgeburt der Hölle« klang, und folgte den anderen.

Der Sarazene zögerte nicht, sein gepeinigtes Pferd vom Baum loszubinden, lauschte noch eine Weile, ob die Kerle zurückkehren würden, und führte danach den Araberhengst ans Ufer des Flusses, wo er ihn tränkte. Dann wusch er ihn und sich.

Es erschien ihm nicht ratsam, in dem Bauernhaus, das von den Räubern heimgesucht worden war, um Aufnahme zu bitten. Vielleicht hielten sie auch ihn für einen Banditen und hatten sich inzwischen mit ihren Mistgabeln bewaffnet.

Der Sarazene hatte sich im Kampf bewährt. Sein Vater wäre stolz auf ihn gewesen. Aber ihm selbst war eigentlich jede brachiale Gewalt zuwider. Mit einem Seufzer dachte er an Cordoba, das er als seine Heimat betrachtete. Überall in der Stadt zeugten islamische Bauwerke von der arabischen Hochblüte des Kalifats, wenn auch Cordoba schon seit langer Zeit zum katholischen Kastilien gehörte.

Zumeist bedrängte ihn niemand, wenn er in der Bibliothek hinter den Mauern des Alkazars von Cordoba seinen Studien nachging. Er war voller Bewunderung für Al-Hakam al-Mustansir billah, der als Herrscher der Bücher galt. Denn dieser war nicht nur ein Freund der Literatur und Künste, sondern auch ein Sammler und Gelehrter gewesen. Ihm wollte der Sarazene nacheifern. Stolz dachte er daran, dass das Papier, die Seide, das Wissen und die Bücher aus dem Orient gekommen waren, dass sich 170 Frauen vor 300 Jahren dort dem Kopieren der Handschriften gewidmet hatten, die in der großen Moschee alle Erklärungen der Lehrmeister mit der Feder festhielten.

Der Sarazene seufzte erneut. Ach ja, die Moschee von Cordoba mit ihren Hunderten von frei stehenden Säulen. Sie

glich einem steinernen Wald, der zwischen Sonnenlicht und Halbschatten lebendig schien.

Der Sarazene seufzte ein drittes Mal, diesmal abgrundtief. 400 000 Bücher sollte Al-Hakam besessen haben, sodass die Räume des Palastes zu ihrer Unterbringung nicht mehr ausreichten. Wie gerne hätte er alle diese Bücher besessen, oder zumindest doch gelesen. Aber während des Bürgerkriegs waren die Bücher auf Veranlassung fanatischer Rechtsgelehrter im Innenhof des Alkazar verbrannt worden. Was kein Raub der Flammen geworden war, wurde geplündert und auf den Märkten für wenige Münzen als Altpapier feilgeboten.

Der Sarazene wurde so sehr von Heimweh überwältigt, dass er laut einen Vers des arabischen Dichters Ibn Suhayd zu singen begann: »Für eine Stadt wie Cordoba sind die vielen Tränen wenig, die einem reißenden Strom gleich vergossen werden.«

Wie hatte er nur seinen Auftrag so sträflich vergessen können!

»Halt! Wer da?« Das war ein barscher Zuruf, der ihn aus seinen andalusischen Träumen riss. Jemand fiel ihm in die Zügel und brachte sein Pferd so grob zum Stehen, dass der Hengst mit den Vorderfüßen einknickte. Eine Pechfackel beleuchtete sein Gesicht, und gleichzeitig riss ihn eine grobe Faust aus dem Sattel. Voller Schrecken erkannte der Sarazene Männer in französischen Uniformen. Wie nur sollte er sich verhalten? Sein Aussehen würde ihn sogleich als Fremdling entlarven.

Er rettete sich ins Spanische und gab sich eloquent als spanischer Kaufmann aus, der von seinem Herrn in wichtiger Mission nach Frankreich geschickt worden sei. Die Soldaten sahen einander unschlüssig an und riefen einen Offizier herbei. Der Sarazene hoffte, dass man ihn nicht nach seinen Papieren

fragen werde. Denn er hatte bewusst keinerlei Dokumente mitgenommen, weil er seine Identität nicht preisgeben wollte.

Aber genau das geschah. »Arretiert diesen Fremdling und unterwerft ihn der peinlichen Befragung!«, befahl der Offizier seinen Untergebenen. Der Sarazene wusste, was das bedeutete. Sie würden ihn in ein Verlies sperren und erbarmungslos foltern, bis sie das erwünschte Geständnis erpresst hätten, nämlich ein Spion zu sein.

Es bedurfte keiner Erinnerung an seinen Vater, um zu wissen, was nun zu tun sei.

Er riss seine Lanze aus dem Stiefelschaft und stieß sie dem Offizier in die Brust. Der Getroffene sackte lautlos zusammen, während die anderen Soldaten zurückwichen. Mit der Peitsche zwang er sein Reittier, sich mit einem Satz zu erheben und davonzugaloppieren. Es war wohl erschreckt über die ungewohnt schlechte Behandlung. Der Sarazene hatte Mühe, den Hengst aus einem wilden Galopp in eine ruhigere Gangart zu bringen. Niemand war jedoch fähig, den Flüchtigen einzuholen.

So hatte der Sarazene sich wiederum durch Gewalt befreien müssen. Nur noch einmal erlaubte er sich, an Cordoba zu denken, an den Herrn der Bücher, der seinem Sohn Hisham in einem testamentarischen Brief geschrieben hatte: »Erhebe das Schwert nur gegen die, die Unrecht begehen!«

Hatte dieser Offizier irgendein Unrecht begangen, indem er den Fremden gefangen nehmen wollte? Der Sarazene verscheuchte diesen Gedanken so schnell es ihm möglich war. Er musste seinen Auftrag erfüllen, mit welchen Mitteln auch immer.

Aufmerksam setzte er seinen Ritt bis zur Morgendämmerung fort und verbat sich alle Träume an Cordoba, an die Bibliothek und an seine Studien. Als sich die Sonne langsam über den Horizont erhob und er seinen weiteren Ritt bis zur nächtlichen

Dunkelheit aufschieben wollte, erhob sich im blauen Dunst des frühen Morgens eine hellgrüne Parklandschaft, die sich vom dunklen Grün des dichten Waldes auffällig unterschied. Der Sarazene hielt auf dem Hügel, stieg aus dem Sattel und klopfte zärtlich die Flanken des Hengstes, der ihn bis hierher so geduldig durch alle Gefahren getragen hatte.

Er legte die ausgestreckte Hand über die Augen und glaubte in dem immer stärker werdenden Sonnenlicht die Umrisse palastartiger Gebäude und ausgedehnter Stallungen zu sehen.

War er am Ziel angelangt?

König Philipp der Schöne hatte sein Ratskollegium nach Fontainebleau einberufen. Er hing an diesem Ort, an dem er geboren worden war. Sooft es seine Staatsgeschäfte zuließen, suchte er das Jagdschloss auf, das von weiten, dichten Wäldern umgeben war. Vor allem liebte er die fröhlichen Jagdgesellschaften, zu denen er seine Freunde und vor allem hübsche Damen einlud. Aber das Beste von allem war für ihn das große Halali, wenn sich alle um die erlegte Beute scharten und die Treffsicherheit des Königs bewunderten. Im Inneren des Hauses zeugte so manches Hirschgeweih von seiner Leidenschaft.

Nach dem Willen des Königs hatte sich diesmal in Fontainebleau keine Jagdgesellschaft versammelt, sondern sein Ratskollegium. Dazu gehörten die unmittelbaren Vasallen, auch Lehnsfürsten mit ausgedehnten Ländereien, Herzöge, Grafen, Bischöfe, hohe Offiziere, Juristen, Beamte und natürlich sein Kanzler Nogaret und der Kämmerer.

Als besonderer Gunstbeweis des Königs waren auch viele niedere Ritter und sogar ein einfacher Hospitaliterbruder geladen worden.

Denn der König brauchte Geld. Vor allem der Krieg mit Flandern hatte zu einem steigenden Geldbedarf geführt. Als die Rede auf die Notwendigkeit des Krieges kam, meldete sich einer der Offiziere zu Wort. »Wenn auch dieser Krieg viel Geld gekostet hat, so durften wir uns doch nicht die Unverschämtheiten der Brügger Handwerker gefallen lassen.«

Ein anderer der Offiziere stimmte ihm zu. »Wer von uns wird jemals die Brügger Frühmette vergessen, bei der unsere Leute überfallen und niedergemetzelt wurden?«

Nach diesen anklagenden Worten erhob sich allgemeiner Tumult, den Philipp mit einer herrischen Handbewegung zur Ruhe brachte. Es fehlte noch, dass man ihn an seine vernichtende Niederlage in der Goldene-Sporen-Schlacht gegen die Handwerkerschaft und die Flandrischen Truppen erinnerte. Er hatte diese Demütigung niemals vergessen und seine Rache umsichtig vorbereitet.

Natürlich ging es ihm auch darum, die immensen Geldausgaben zu rechtfertigen. »Wir haben die flandrische Flotte versenkt, das Heer geschlagen und den Flamen harte Friedensbedingungen auferlegt.«

An dieser Stelle meldete sich der Kämmerer. »Neben einer erdrückenden Entschädigung mussten die Flamen Besatzungskosten und eine Rente an die königliche Schatzkammer zahlen.«

»Und selbstverständlich wurden die Mauern der großen Städte geschleift«, warf einer der Ritter ein.

Der eigentliche Anlass zur Einberufung des Ratskollegiums war in Gefahr, vergessen zu werden. Darum ergriff der Kämmerer wieder das Wort. »Wir wollen doch nicht vergessen, dass uns große Einnahmen verloren gingen, weil Papst Bonifacius VIII. die Besteuerung der Kirche verbot. Er hat uns ja regelrecht mit seiner Bulle *Unam Sanctam* den Krieg erklärt.«

Die anwesenden Bischöfe schauten schweigend zu Boden.

Einer der Vasallen konnte seine Empörung nicht länger zurückhalten. Er sprang auf und verschaffte sich Gehör. »Wir sollten nicht vergessen, dass der Papst mit seiner Bulle unseren König beleidigt hat. Da wagte er doch zu behaupten, dass die Macht der Kirche über der Macht der Fürsten stehe.«

Wieder entstand Tumult.

»Wie konnte Bonifacius so etwas behaupten?«, fragte einer, dem das Problem unverständlich erschien. Man war doch zusammengekommen, um neue Geldquellen zu erschließen.

Jemand gab ihm Antwort. »Weil angeblich die vom heiligen Petrus übertragene geistliche Autorität auch auf das weltliche Königreich übergegangen sei.«

»Unerhört!«, empörte sich einer der niederen Ritter. »Soll sich doch der Papst um das Seelenheil kümmern und sich nicht zum Richter unseres Königs aufspielen!« Der Zurufer erhielt Beifall.

»Diesem größtenwahnsinnigen Bonifacius habe ich es aber gegeben!«, rief Sciarra Colonna, ein nach Frankreich geflüchteter Kardinal. »Als uns zu Ohren gekommen ist, dass unser König exkommuniziert werden sollte, haben wir gehandelt und sind in den päpstlichen Palast eingedrungen.«

»Aber bei dem Handgemenge hätte der Papst beinahe sein Leben verloren«, murmelte einer der Bischöfe.

»Na und? Ich hatte sogar seine Hinrichtung gefordert!«, rief Sciarra Colonna.

Des Königs Kanzler, Guillaume de Nogaret, verbot ihm, solche Reden weiterzuführen. »Schluss jetzt! Ich habe Bonifacius in aller Form eine Vorladung überbracht. Aber wie wir alle wissen, starb er kurz darauf. Durch seinen Tod ist unserem König Genugtuung widerfahren, und Philipp wurde rechtmäßig alleiniger Herrscher in seinem Reich.« Nogaret zog es vor, seine Mitwirkung zu verschweigen. Er hatte nämlich dem Mob die Türen zum Palast des Papstes geöffnet.

Alle erhoben sich und huldigten dem König. Aber an dieser Demonstration war Philipp gar nicht gelegen. Er benötigte die Hilfe der Anwesenden, um neue Geldquellen zu erschließen.

Nogaret beobachtete, wie sich die Miene seines Herrn mit Zornesröte überzog. Er musste möglichst schnell das Gespräch

auf das eigentliche Anliegen des Königs bringen und setzte zu einer längeren Rede an. Kein anderer sollte vorläufig zu Wort kommen. »Es ist für uns alle doch kein Geheimnis, dass unser verehrter Papst Clemens V. ehemaliger Erzbischof von Bordeaux, die richtige Entscheidung getroffen hat. Zu Recht hat er den Templerorden aufgehoben und verboten.«

Der Kanzler, ein geschulter Jurist, verschwieg wohlweislich, dass Philipp einen erheblichen Druck auf den Papst ausüben musste, ehe dieser nicht nur hierzu bereit gewesen war, sondern auch dazu, seine Residenz nach Avignon zu verlegen. *Babylonische Gefangenschaft* nannte man allgemein den Aufenthalt in Avignon.

Um den Papst unter Druck zu setzen, hatte Nogaret die bei Hof einlaufenden Anklagen gegen die Templer gesammelt. Noch einmal schilderte er deren Gräueltaten, sprach mit erhöhter Stimme von Götzendienst, Ketzerei und Sodomie. Ehe jemand Stellung nehmen und sich zu Wort melden konnte, gelangte Nogaret auf den von ihm geplanten Höhepunkt, die Verteilung des beträchtlichen Ordensvermögens.

Er lehnte sich genüsslich zurück und starrte dem Abgesandten der Hospitaliter fest in die Augen. »Wie jedem von uns bekannt ist, ging der größte Teil des Templervermögens an den Hospitaliterorden, der dadurch einen erheblichen Machtzuwachs erzielte. Da fragt man sich allerdings, mit welchem Recht? Gab es vielleicht eine enge Verbindung zwischen den beiden Orden?«

Der Abgesandte der Hospitaliter wechselte die Farbe. Er war nur ein einfacher Bruder des Ordens und nicht darauf vorbereitet, auf die Rede eines hochgebildeten Legisten zu antworten. Darum schwieg er, während alle anderen ihn anstarrten. Eigentlich wollte er etwas sagen zu den Aufgaben der Hospitaliter, die sich vor allem im Kranken- und Herbergswesen für Pilger verdient gemacht hatten. Aber ehe er

noch den Mund aufmachen konnte, hatte einer aus der Ratsversammlung gefragt, ob ihm das Maul eingefroren und ihm vielleicht kalt sei. Wenn das so wäre, könnte man ihm doch einheizen wie den Templern zu Paris.

Es war, als hätte dieser Zuruf eine Schleuse geöffnet. Obwohl Nogaret sehr gut wusste, dass zwischen Hospitalitern und Templern eine dauernde Rivalität bestanden hatte, die schließlich in offene Feindschaft gemündet war, ließ er zu, dass nun beide Orden auf eine Stufe gestellt wurden. Da er beobachtete, dass Philipp immer vergnügter den Schmähungen zuhörte, griff er nicht ein.

Jeder wollte den anderen durch hämische Bemerkungen übertreffen.

»Treibt man in eurem Orden auch Sodomie?«

»Küsst ihr euch auch gegenseitig auf das Hinterteil?«

»Sicher gibt es bei euch auch eine Geheimlehre, die zu den Götzendiensten gehört.«

»Natürlich habt ihr, genau wie die Templer, gewaltige Schätze angehäuft, die ihr irgendwo versteckt haltet. Ihr wollt doch sicher nicht etwa dasselbe Schicksal erleiden wie die Templer?«

Auf diese Bemerkung hatte Nogaret gewartet. Vielleicht ließe sich hier eine Verbindung herstellen, um weitere Geldquellen ausfindig zu machen. Er schlug einen gemäßigten Ton an. »Niemand von uns wird die Hospitaliter verdächtigen, die doch durch ihren Pflegedienst unendlich viel Gutes bewirkt haben. So mancher Pilger verdankt diesem Orden sein Leben.«

Allerdings konnte er beobachten, wie sich das Gesicht des Königs verfinsterte. Wahrscheinlich hatte Philipp darüber nachgedacht, wie man den Hospitalitern einen Teil des Templervermögens entreißen könne. Aber Nogaret, der als Jurist sehr wohl wusste, wie weit sich Gesetze verdrehen lassen konnten, verfolgte einen anderen Plan. »Vielleicht

waren einige von euch Augenzeugen, als die beiden Großmeister des Templerordens in Paris auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Sie waren nicht nur verstockt und bereuten ihre Sünden nicht, sondern schleuderten gegen unseren König einen gotteslästerlichen Fluch.«

»Mögen sie für ewig in der Hölle weiterbrennen!«, rief einer der Ritter. Als der Kanzler ihm zustimmend zunickte, wiederholten die anderen schreiend diese Verwünschung.

Der Kanzler erhöhte die Lautstärke seiner ohnehin durchdringenden Stimme. »Alle Templer sind verhaftet worden und haben ihre gerechte Strafe gefunden. Aber noch läuft einer frei herum, den man als einen der schlimmsten bezeichnen kann. Wenn wir seiner nicht habhaft werden und ihn auf den Scheiterhaufen bringen, wird unser Kampf gegen diese Ketzler vergeblich gewesen sein.«

Nogaret machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte abzuschätzen.

Im Raum war es sehr still geworden. Wer mochte dieser verbrecherische Mensch sein? Ein Sodomist? Ein Folterknecht? Ein Gotteslästerer? Ein Brudermörder? Ein Verbündeter des Teufels oder gar ein Brunnenvergifter, wie man es den Juden nachsagte?

Der Kanzler hatte berechtigte Zweifel, ob sein Vorwurf diese schwerwiegenden Anklagen übertreffen könne. Er musste übertreiben und gab sich Mühe, erschüttert zu wirken. »Der Name dieses Mannes ist Henri de Roslin. Er ist durch die harte Schule der Templer gegangen, kennt weder Hunger noch Durst, empfindet weder Hitze noch Kälte. Seine Augen sprühen Feuer. Seine Faust ist härter als Eisen. Man könnte beinahe meinen, dass es sich bei ihm um den leibhaftigen Gottseibeiuns handelt. Er hat die höchsten Weihen des Ordens empfangen. Aber nicht nur das, sondern die Großmeister haben ihn zum Verwalter ihres immensen Vermögens gemacht.«

Der Kanzler hielt noch einmal inne, schaute in die Runde und sah nur erschreckte Gesichter. Er war mit seiner Redekunst zufrieden und fuhr fort: »Das Vermögen, das diese Ausgeburt der Hölle für den Orden zusammengeschachert hat, stammt von armen Frauen, die er seiner Gewalt unterwarf und die seinen brutalen Machenschaften nur entkommen konnten, wenn sie ihm ihre letzten Münzen übergaben. Er schändete junge Mädchen und bedrohte sogar die Neugeborenen in der Wiege. Die Männer, die seinen Befehlen nicht folgen wollten, spießte er wie Gekreuzigte am Scheunentor auf.«

Nogaret war in Fahrt gekommen. Er schilderte eine Scheußlichkeit nach der anderen und scheute auch nicht vor Perversitäten zurück. »Denkt daran, die Templer beteten nicht Gott, sondern ihren Teufel Baphomet an!« Als er beobachtete, dass sich seine Zuhörer vor Ekel schüttelten, setzte er zum Fazit seines Vortrags an. »Nur eingeweihten Kreisen, zu denen nun auch ihr gehören werdet, ist bekannt, dass irgendwo ein unermesslicher Schatz verborgen ist, zu dem nur Henri de Roslin Zugang hat. Wir müssen ihn finden, damit ihr alle als königstreue Gefolgsleute an diesem Schatz teilhaben könnt!«

Mit einem Seitenblick konnte er beobachten, dass Philipp grinste. Darum fuhr er angefeuert in seiner Rede fort. »Zieht aus und sucht diesen Henri de Roslin, diesen Teufel in Menschengestalt! Wenn ihr ihn gefunden habt, stellt ihm eine Falle, denn er ist sehr schlau. Ich weiß, dass ihr alle tapfer seid. Trotzdem wagt nicht, es allein mit ihm aufzunehmen! Versucht mit falscher Zunge, ihn an den königlichen Hof zu locken! Glaubt mir, wir werden ihn schon zum Reden bringen!«

Jetzt endlich löste sich die Anspannung in ohrenbetäubendem Geschrei. Es gab keine Foltermethode, die man nicht anwenden wollte, um diesen Verbrecher zu bestrafen. Nur die Zunge, so mahnte der Kanzler, dürften sie ihm nicht

herausschneiden. Denn dann könne er ihnen nicht das Versteck des ungeheuren Templerschatzes verraten.

Es dauerte eine Weile, bis in diesem Tumult ein lautes Pochen an der Tür vernehmbar wurde. Augenblicklich trat Stille ein. Alle sahen sich erschreckt an.

»Das ist der Teufel«, flüsterte ein älterer Ritter.

Aber als der Kanzler die Tür aufriss, trat ein Diener des Königs ein und schaute verängstigt in die Runde. Offenbar fürchtete er, dass ihn sein Herr mit einer Ohrfeige wieder nach draußen befördern würde, weil er es wage, die Ratsversammlung zu stören.

Langsam näherte er sich dem König, machte ängstlich eine ungeschickte Verbeugung, blieb aber vorsichtshalber außer Reichweite stehen. Mit zitternder Stimme teilte er mit, ein Gast bitte darum, vorgelassen zu werden.

Philipp zeigte sich in höchstem Maße ungnädig. »Dummkopf! Ich erwarte keinen Gast. Der ungebetene Eindringling soll seinen Namen nennen oder ein Billett überreichen, auf dem sein Anliegen vermerkt ist.«

Der Kanzler handelte jedoch eilig ohne Auftrag. Er zog sein Schwert aus der Scheide und schickte sich an, dem Diener in die Vorhalle zu folgen. An der Tür wandte er sich noch einmal um und verneigte sich vor dem König. Es gelang ihm sogar, seinem Eingreifen eine ungeheure Bedeutung zu verleihen. »Seid ohne Sorge, mein König! Gleich werden wir wissen, welcher ungebetene Gast hier so unverfroren Einlass begehrt. Ich werde nicht zögern, diesen Kerl wie einen rühdigen Hund vom Hof zu jagen.«

Mehrere Tage und Nächte waren vergangen, seitdem Joshua, Henri und sein Knappe die Abtei Cadouin verlassen hatten. Sean hatte bisher keine Müdigkeit gezeigt. Ganz im Gegenteil! Wenn der Jude traurig im Sattel hing und das Schicksal eines heimatlosen Flüchtlings beklagte oder wenn Henri sich besorgt über seine Landkarte beugte, heiterte der kleine Schotte seine Gefährten immer wieder mit einem lustigen Lied auf.

»Du hast eine wunderschöne Stimme«, hatte Henri einmal gesagt. »Alle Damen werden entzückt sein, wenn du eines Tages vor ihren Fenstern Minnelieder singst.«

»Was ist das, Minne?«, fragte Sean.

»Das erkläre ich dir, wenn es so weit ist«, vertröstete Henri seinen Knappen.

Als sich die Dämmerung schneller als erwartet ausbreitete, brachte Henri sein Pferd zum Stehen. »Wir müssen hier die Nacht verbringen«, teilte er den anderen beiden mit. Weit und breit schien es keinen Weiler zu geben, wo sie Unterschlupf finden konnten. Henri fürchtete sogar, dass sie den Weg verfehlt hätten. »Die Nacht ist lau, und wir werden ein Lagerfeuer anzünden. So können wir nicht frieren.«

Mit sichtbarem Eifer trug Sean Äste und dürre Zweige zusammen. Henri nahm ihn in den Arm. »Ich habe wirklich großes Glück, so einen Knappen wie dich gefunden zu haben. Wenn du nicht zu müde bist und gerne Geschichten hörst, werde ich dir erzählen, wie man mich in den Templerorden aufgenommen hat und was ich dort erlebt habe. Da wird uns die Nacht nicht lang werden.«

Sean klatschte vor Freude in die Hände und sprang ungestüm an Henri hoch. »Du bist der beste Herr, den man sich vorstellen kann.«

Henri warf einen Seitenblick auf Joshua. Anscheinend trauerte der jüdische Gelehrte immer noch, weil er seine Forschungen in der Bibliothek von Cadouin nicht fortsetzen konnte. Tröstend legte Henri einen Arm um die Schulter seines Gefährten. »Sei nicht gar zu betrübt! Sieh dir den Mond an! Er nimmt ab und zu in stetem Wechsel. Oft ist er in der Schwärze der Nacht nicht sichtbar. Aber wenige Tage später sendet er wieder sein mildes Licht. So ist es auch mit unserem Leben. Wenn dir jetzt alles düster erscheint, so wird es auch für dich wieder hell werden.«

Joshua erwiderte lächelnd die freundschaftliche Gebärde. »Ich sollte mich schämen und bin es nicht wert, gelehrter Philosoph genannt zu werden.«

Sean schleppte einen dicken Stamm herbei und wuchtete ihn auf die Feuerstelle. Er wickelte sich in seine Satteldecke und sah Henri erwartungsvoll an. »Es kann losgehen!«

Henri rückte ein wenig näher an seinen Knappen heran. »Du musst wissen, dass die Templer nur erwachsene Männer im waffenfähigen Alter aufnahmen. Denn ein Templer war nicht nur Mönch eines Ordens, sondern vor allem ein Kämpfer.«

Der Junge erhob sich aus seiner liegenden Stellung und stützte sich auf seine Ellbogen. »Das finde ich gar nicht recht. Ich wäre ein guter Soldat gewesen.«

»Es gab allerdings zuweilen Ausnahmen«, erklärte Henri. »Manche Ritter schenkten sich dem Orden mit all ihren Ländereien. Dazu gehörten auch die Leibeigenen, die für sie arbeiteten. Die Ritter erhofften sich dadurch geistliche Wohltaten, aber auch den Schutz ihrer Güter.«

»Und wenn sie nun Söhne hatten? Gehörten die mit zu dem Geschenk an den Templerorden?«, fragte Sean wissbegierig.

Henri blieb ernst, obwohl er gerne gelacht hätte. »So lässt sich das nicht ausdrücken. Sie übergaben ihre Söhne den Templern, um sie vor Feinden zu schützen und damit die Templer die ritterliche Erziehung der Jungen vollendeten.«

Sean ließ sich wieder zurückfallen. »Das gefällt mir schon besser. Seid auch Ihr von den Templern zum Ritter erzogen worden? Waren die Erzieher streng?«

»Das kann man wohl sagen«, bekräftigte Henri. »Wer Ordensritter werden wollte, musste eine harte Prüfungszeit durchmachen und nicht nur körperliche, sondern auch seelische Belastungen ertragen können.«

Henri dachte an die strengen Bestrafungen, denen die Jungen schon bei geringen Verfehlungen unterworfen wurden. War das wirklich nötig gewesen? Hatte ihn diese Behandlung so hart werden lassen, sodass er später seine Feinde, die Muselmanen, ohne Mitleid niedermetzelte? Heute schämte er sich für das, was er getan hatte. Möglichst schnell verscheuchte er jedoch diesen Gedanken.

»Ich werde dir jetzt von dem wichtigsten Tag eines Templers erzählen, von der Aufnahme in den Orden. Aber dazu muss ich ziemlich viel über die Artikel unserer Ordensregeln sprechen. Hoffentlich wird dir das nicht langweilig!«

Sean schüttelte energisch den Kopf. »Niemals!«

»Also: Als ich den Wunsch geäußert hatte, in den Templerorden aufgenommen zu werden, und die Probezeit bestanden hatte, wurde ich in eine kleine Kammer neben der Kapelle geführt. Zwei Brüder traten auf mich zu und fragten mich gemäß dem Wortlaut der Ordensregel: Begehrt Ihr die Gemeinschaft des Templerordens, und wollt Ihr an seinen geistlichen und weltlichen Werken teilhaben?

Ich bejahte das laut und deutlich. Danach ergriff einer der Ordensbrüder wieder das Wort: Ihr begehrt, was groß ist, und Ihr kennt die harten Vorschriften nicht, die in diesem Orden

befolgt werden. Ihr seht uns mit prächtigen Gewändern, schönen Pferden, großer Ausrüstung, aber das strenge Leben des Ordens könnt Ihr nicht kennen; denn wenn Ihr auf dieser Seite des Meeres seid, so werdet Ihr auf die andere Seite des Meeres geschickt, und umgekehrt; wollt Ihr schlafen, so müsst Ihr wachen, und hungrig müsst Ihr fortgehen, wenn Ihr bleiben wollt. So befiehlt es unsere Regel. Ertragt Ihr all dies zur Ehre, zur Rettung und um das Heil Eurer Seele willen?

Auch dies bejahte ich, und zwar, ohne zu zögern.

Aber der Ordensbruder stellte noch viele weitere Fragen: ob ich katholischen Glaubens sei; ob ich mich in Übereinstimmung mit der römischen Kirche befände; ob ich einem Orden verpflichtet oder aber durch Ehebande gebunden sei; ob ich Ritter und Spross einer legitimen Ehe sei; ob ich aus eigener Schuld oder aus anderen Gründen exkommuniziert sei; ob ich einem Ordensbruder etwas versprochen oder eine Schenkung gemacht hätte, um aufgenommen zu werden; ob ich kein verborgenes körperliches Gebrechen hätte, das meinen Dienst im Ordenshaus und die Teilnahme im Kampf unmöglich mache; ob ich auch nicht verschuldet sei.«

Henri hatte die vielen Artikel ein wenig eintönig zitiert, denn er kannte die Ordensregel seit seiner Aufnahme mit 14 Jahren auswendig. Es blieb ihm nicht verborgen, dass Sean eingeschlafen war. Vergeblich hatte der Junge immer wieder versucht, seine Augen aufzureißen. Schließlich waren ihm die Lider zugefallen.

Aber Joshua war wach geblieben. »Berichte weiter!«, bat er.

Henri zog sanft eine wärmende Decke über die Schultern seines Knappen, legte noch einige Äste auf das langsam verglimmende Feuer und fuhr in seinem Bericht fort:

»Alle diese Fragen konnte ich zur Zufriedenheit beantworten. Gelegenheit, in der Kapelle zu beten. Nach ihrer Rückkehr fragten sie mich, ob ich auf meinem Begehren beharre. Als ich

auch dieses bejahte, zogen sie sich erneut zurück, um den Meister über meinen festen Willen zu informieren.

Daraufhin wurde ich barhäuptig vor den Meister geführt. Ich kniete mit zusammengelegten Händen nieder, wie es Artikel 667 der Ordensregel forderte, und sprach folgende Bitte aus:

Herr, ich bin vor Euch und vor die Brüder getreten, die mit Euch sind, um Aufnahme in die Gemeinschaft des Ordens zu erbitten.

Der Meister erklärte mir eindringlich, dass ich aus dem Orden ausgestoßen würde, falls sich später herausstellen sollte, dass ich in irgendeinem Punkt gelogen hätte. Darauf schwor ich auf ein gewisses Buch.«

»Aha«, sagte Joshua, beließ es aber bei dieser Bemerkung.

Henri schüttelte nur den Kopf und fuhr fort: »Ich musste bei Gott und der Jungfrau Maria schwören und versprechen, dass ich dem Großmeister des Ordens stets gehorchen würde, dass ich Keuschheit, die guten Sitten und Gebräuche des Ordens stets einhalten, dass ich besitzlos leben und nur das behalten würde, was unser Oberer gegeben hätte, dass ich alles täte, was in meiner Kraft stünde, um das zu bewahren, was im Königreich Jerusalem erworben worden sei, dass ich niemals vom Orden aus dorthin gehen würde, wo man Christen unrechtmäßig töten, ausrauben und um ihr Erbe bringen würde.«

Joshua gestikulierte heftig mit beiden Armen. »Einen Christen zu töten muss ja wohl das schlimmste Verbrechen gewesen sein.«

»Da hast du nicht einmal so ganz Unrecht«, gab Henri zu. »Auch das ist in den Ordensregeln festgelegt. Der Konvent entschied in einem solchen Fall auf Ausstoßung, Peitschung durch die Straßen von vier größeren Städten und lebenslängliche Einkerkering.«

»Das ist aber gar zu grausam und außerdem ungerecht. Wer einen Juden tötet, wird nicht so schwer bestraft«, warf Joshua ein.

Henri dachte an die Zeit, als man ihn mit dem Schutz der Pilgerstraßen beauftragt hatte. Manchmal war er gezwungen gewesen, einen muselmanischen Wegelagerer zu töten, der sich als christlicher Kaufmann ausgegeben hatte. Es war gar nicht so leicht gewesen, christliche Kaufleute von den Ungläubigen zu unterscheiden.

Er zog es vor, in seinem Bericht fortzufahren. »Ich musste schwören, sorgsam über die Güter der Templer zu wachen, die mir anvertraut worden waren; dass ich auf Gedeih und Verderb den Orden niemals verlassen würde ohne die Einwilligung unserer Oberen. Denn so verlangten es die Artikel unserer Ordensregel.

Alles dies beschwor ich, und daraufhin ergriff der Meister wieder das Wort: So nehmen wir dich auf vom Anfang bis zum Ende deiner Tage, im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau Maria, des heiligen Petrus von Rom, im Namen unseres apostolischen Vaters und aller Brüder des Tempels.

Nach diesem feierlichen Spruch legte der Meister mir den Mantel um, und der Kaplansbruder sang dazu den Psalm *Ecce quam bonum*. Danach sprach er das Heiliggeistgebet. Der Meister richtete mich mit eigener Hand auf, küsste mich auf den Mund und nach mir auch den Kaplan und die anwesenden Ritter.«

Joshua starrte in das Feuer. »Es ist ein großes Unrecht, dass man Euch verfolgt. Ich kann an diesen Regeln nichts Lasterhaftes erkennen.«

»Im Gegenteil! Der Meister legte mir noch die Ordensregeln im Einzelnen dar, erklärte mir ernsthaft, welche Vergehen die Verstoßung aus dem Orden oder der Verlust des Habits nach sich zöge.«

Joshua unterbrach ihn. »Jetzt verstehe ich, warum du so besorgt warst, dieser Bauernknecht könnte dein Templerhabit mitgenommen haben. Aber niemand könnte dich doch heute noch zur Verantwortung ziehen.«

»Diese Sorge wird man niemals mehr los«, sagte Henri.

»Was geschah denn mit einem Templer, der sein Habit verloren hatte?«, wollte Joshua wissen.

»Willst du das wirklich hören?«, fragte Henri eindringlich. Als Joshua nickte, gab er Auskunft. »Der Verlust des Habits zog eine zeitweise Verstoßung nach sich: ein Jahr und einen Tag. Für die weniger schweren Fälle konnte das Kapitel eine mehr oder weniger ehrenrührige Strafe aussprechen.«

»Was bedeutete ›ehrenrührig‹?«, fragte Joshua.

»Der Schuldige musste schwere Arbeiten mit den Sklaven verrichten. Er musste vom Fußboden essen und während einer bestimmten Zeit einen Tag pro Woche fasten. Die mildeste Strafe bestand darin, den Schuldigen einen Tag lang auf Wasser und Brot zu setzen. Aber du hast mich mit deinen Fragen abgelenkt.«

»Diese Auskunft war mir wichtig«, erklärte Joshua.

»Es gibt auch nicht mehr viel zu berichten. Der Meister zitierte noch die Artikel, in denen es um die wichtigsten Regeln des Alltagslebens geht: die religiösen Pflichten, das Verhalten bei Tisch, die Versorgung der Pferde und Pflege der Waffen.«

»Da fehlt doch etwas Wichtiges?«, fragte Joshua und grinste.

»Ich weiß, was du meinst«, gab Henri zu. »Der Meister erläuterte mir noch den Umgang mit Frauen.«

Joshua betrachtete fast mitleidig den kleinen Knappen. »Alle diese Regeln muss auch der Junge lernen?«

»Wenn er ein guter Knappe werden will, dann schon«, sagte Henri. »Aber ich werde darauf verzichten, dass er, wie man uns noch riet, kleine Schnüre um die Taille tragen soll, nämlich

zum Zeichen dafür, dass man in Keuschheit leben will. Den Umgang mit Frauen werde ich ihm gewisslich nicht untersagen.«

Joshua betrachtete seinen Freund von oben bis unten. »Wie ich sehe, trägst auch du diese Schnüre nicht mehr.«

»Dazu sehe ich keine Veranlassung«, wehrte Henri dieses Ansinnen beinahe ärgerlich ab. »Der Meister schloss nämlich mit den Worten: Gehe hin, Gott wird dich besser machen.«

»Und, hat er das?«

»Ich hoffe es«, antwortete Henri und lehnte sich zurück.

Aber Joshua hatte noch eine Frage. »Haben denn wirklich alle diese strengen Regeln ausgehalten? Gab es keine Deserteure?«

»Leider gab es Abtrünnige, sogar Verräter.« Henri beantwortete diese Frage nur ungerne. »Man hat von Rittern gehört, die zu den Muselmanen überliefen und den islamischen Glauben annahmen, um ihr Leben zu retten. Da gab es einen Aufseher der Landgüter, der sogar Templer verkaufte. Aber ich nehme an, dass es nicht viele Überläufer gab. Denn woher stammten sonst all die vielen Totenköpfe, die auf den muselmanischen Lanzen aufgespießt waren?«

»Was geschah mit eingefangenen Deserteuren? Verzieh man ihnen?«, wollte Joshua wissen.

»Nein. Sie wurden streng bestraft. Ich habe sogar von einem Fall gehört, bei dem der Orden die Hilfe der weltlichen Justiz in Anspruch genommen haben soll. Andererseits hat ein Templer bekannt, dass er zweimal in den Orden aufgenommen wurde: das erste Mal in *Castrum Peregrinorum*, der Pilgerburg im Königreich Jerusalem, ein zweites Mal nach Desertion und Reue auf Zypern. Aber das war im Jahre 1309, als der Orden schon aufgelöst worden war.«

»Du siehst müde aus«, sagte Joshua. »Aber ich möchte noch etwas wissen, was ich vor deinem Knappen nicht gern erörtern

möchte. Stimmt es, dass ihr alle im Nacken ein Zeichen tragt, das euch bei der Aufnahme in den Orden eingebrannt wurde? Man behauptet nämlich, dass es zum Ritus des Aufnahmeverfahrens gehörte, den Bewerber mit einem Öl aus Bilsenkraut, Stechapfel, Schierling und Tollkirsche zu betäuben, damit er den Schmerz des Einbrennens aushalten konnte.«

»Es gab wichtigere Bedingungen, um ein Ritterbruder zu werden. Man musste nämlich nach Ablauf der Probezeit die Schwertlilie empfangen haben. So nannte man den Ritterschlag.«

Joshua gab nicht nach. »Du weichst mir aus. Willst du einem Freund die Auskunft verweigern? Zeige mir deinen Nacken!«

Henri hob seine Haare und neigte den Kopf. Aber im schwachen Licht des Feuers konnte Joshua nicht erkennen, ob da Narben waren, die auf ein Geheimzeichen der Templer hindeuteten.

»Beantworte mir noch eine einzige Frage: Wer ist *Baphomet*? Ist er euer Gott, den ihr wie einen Götzen verehrt?«

Henri wickelte sich in seine Decke. Seine Stimme klang dumpf unter dem derben Stoff hervor. »Du hast nicht gut zugehört. Denn sonst wüsstest du, dass wir Templer gute Katholiken sind und immer waren. Baphomet, der in den Köpfen unserer Gegner herumspukt, ist nichts anderes als der arabische Name Mahumet oder Muhammad. So nennen die Sarazenen ihren Propheten. Aber wir sind nie vom Glauben abgefallen – das war eine Lüge des Königs!«

Auch Joshua deckte sich zu. »Verzeih mir meine Zudringlichkeit!«, bat er. »Ich weiß doch ganz genau, dass du weder an Dämonen noch an Hexen oder Zauberer glaubst, also auch reicht an einen geheimnisvollen Baphomet.« Er reichte dem Freund die Hand. Henri holte seinen Arm noch einmal unter der Decke hervor und erwiderte den Händedruck.

In der Nacht war das Feuer erloschen. Fröstelnd standen die beiden Männer im Morgennebel. Die Pferde hatten unter den Bäumen Schutz gesucht. Noch gab es kein Anzeichen dafür, dass die Märzsonne sich sehen lassen wollte.

Henri betrachtete den schlafenden Jungen. Sean sah nach den Anstrengungen der vergangenen Tage blass aus. Zum ersten Mal kam Henri der Gedanke, dass der Junge vielleicht doch eine Last sein könnte. Würde er den weiten Weg bis nach Paris durchhalten? Er fühlte Mitleid. Aber es gab keine andere Lösung, als seinen Knappen beizeiten abzuhärten.

Mit Schwung riss er dem Jungen die wärmende Decke vom Leib. »He, du Schlafmütze! Hast du schon deine Pflichten vergessen? Die Pferde warten darauf, gefüttert und getränkt zu werden!«

Sean erhob sich schlaftrunken. Er sah sich nach allen Seiten um. Offensichtlich wusste er zunächst nicht, wo er sich befand. Aber als er Henri vor sich stehen sah, seufzte er erleichtert. »Verzeiht mir!«, bat er zerknirscht. »Ich werde mich sogleich an die Arbeit machen. Ich fürchtete schon, dass Ihr mich zurückgelassen hättet.«

»Da brauchst du keine Angst zu haben. Kein Templer lässt seinen Knappen im Stich«, versicherte Henri. »Aber wie steht es mit dir? Ich habe von meiner Aufnahme in den Orden erzählt, und du bist darüber eingeschlafen. So hast du leider nicht gehört, was ein Ordensbruder mir über das strenge Leben im Orden sagte, nämlich: Wollt Ihr schlafen, so müsst Ihr wachen.«

»Aber ich war doch so schrecklich müde«, führte Sean zu seiner Entschuldigung an.

Henri sah grimmig vor sich hin. »Weißt du, wie man einen bestrafte, der eingeschlafen war, obwohl er wachen sollte?«

Sean schüttelte stumm den Kopf.

Henri hätte den Jungen am liebsten in den Arm genommen. Aber er untersagte sich selbst diese milde Geste. »Wer so pflichtvergessen gewesen ist wie du, durfte sich in der folgenden Nacht nicht hinlegen, sondern musste stehen bleiben.«

Sean sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Aber das hält doch keiner aus!«, rief er entsetzt.

»Wohl oder übel musste man das durchstehen«, erwiderte Henri ungerührt. »Aber jetzt räume die Feuerstelle auf! Keiner darf entdecken, dass hier nachts mehrere Reiter gelagert haben. Die Pferde werde ich derweil versorgen. Es ist höchste Zeit, um aufzubrechen.«

Dichter Nebel lag über dem Wald, und die Feuchtigkeit tropfte von den Bäumen. Die drei Reiter waren froh, als sie endlich das freie Feld erreicht hatten. Henri schlug vor, dass Joshua die Führung übernehmen solle. Er selber wolle die Nachhut bilden. »So können wir am besten erkennen, wenn du nicht mehr das Tempo mithalten kannst«, erklärte er Sean.

Der Junge machte ein beleidigtes Gesicht, wagte aber nichts zu erwidern.

Joshua sah sich nach seinen Begleitern um. »Seid ihr einverstanden, wenn wir die Pferde zum Ritt über die Ebene in Galopp versetzen?«

Henri wollte schon nicken, stellte sich aber plötzlich in die Steigbügel und hob lauschend den Kopf. »Warte noch, Joshua! Hörst du nicht auch das Gebell von Hunden und den Schall von Jagdhörnern?« Die Geräusche waren allerdings bald nicht mehr zu überhören. Schon stürmten Hunde heran. Sie hatten wohl Witterung aufgenommen und ließen sich nicht mehr halten.

»Reitet langsam weiter!«, gab Henri das Kommando. »Es ist zu spät, um in die Deckung des Waldes zurückzukehren.«

Die Meute stürmte heran, die Jagdhunde keuchend mit heraushängender Zunge, die Reiter mit erhitzten Gesichtern. Weder die Hunde noch die Männer nahmen sich Zeit, bei den drei fremden Reitern anzuhalten.

Schon wollte Henri das Zeichen für eine schnellere Gangart geben, als hinter dem letzten Jäger ein junges Mädchen im Damensattel auftauchte. Sie brachte ihr Pferd zum Stehen und warf einen Blick auf Sean. »Wo wollt Ihr denn mit dem

Kleinen hin? Seht Ihr nicht, wie er friert? Er wird sich in der Kälte noch eine Krankheit holen.«

Henri nickte zustimmend und antwortete mit einer kleinen Verbeugung: »Da gebe ich Euch Recht! Wir haben den Jungen nämlich im Wald gefunden. Er hatte sich verirrt und war völlig verzweifelt. Darum werden wir ihn zu seinen Eltern zurückbringen.« Sehr wohl war dem Templer bei dieser Lüge nicht. Aber bestand nicht etwa die Gefahr, dass dieses mitleidige Mädchen auf den Gedanken kam, den Jungen mit sich nach Hause zu nehmen, damit er sich in guter Obhut befände, bis sie seine Eltern benachrichtigt hatte?

Die Reiterin nestelte an ihrer Satteltasche und brachte einige gezuckerte Mandeln zum Vorschein, die sie Sean mit gewinnendem Lächeln überreichte. »Sei froh, mein Kleiner, dass diese Männer dich gefunden haben und nach Hause bringen wollen.«

Sean bedankte sich höflich. Seine gute Erziehung war unübersehbar. Aber er konnte doch eine Bemerkung nicht unterdrücken. »Darf denn ein Templer so dreist lügen?«, fragte er, als das Mädchen weitergeritten war. »Oder habe ich gestern irgendetwas falsch verstanden, als Ihr von den Ordensregeln gesprochen habt?«

»Sei nicht zu frech! Sonst bringe ich dich wirklich nach Hause zurück«, drohte Henri. Aber er musste lachen, und Joshua lächelte ein wenig spöttisch vor sich hin. Sean begann, ein fröhliches ländliches Lied zu trällern und bot Henri und Joshua freigebig von seinen süßen Mandeln an.

Der Abt von Cadouin hatte Henri von einem Hospiz erzählt, das von zwei Zisterziensermönchen unterhalten wurde. Henri hatte in seiner Landkarte vermerkt, wo sich nach den Erklärungen des Abtes die Pilgerherberge befinden musste. Der Wald wurde jedoch immer dichter. Zweimal gerieten die drei Reiter auf Holzpfade und Wildwechsel.

Henri verlor jedoch nicht die Geduld. Aufmerksam untersuchte er Pfade auf dem Waldboden. Mehrmals ließ er sich aus dem Sattel gleiten, um nach menschlichen Tritten Ausschau zu halten. Aber nur Füchse und Wildschweine hatten ihre Spuren hinterlassen. Endlich schöpfte er Hoffnung. »Hier scheint es einen Reitpfad zu geben«, meinte er, als zwischen den Spuren der Waldtiere die Abdrücke von Hufeisen sichtbar wurden. »Ich schlage vor, dass wir diesem Pfad folgen.«

Seine Entscheidung erwies sich als richtig. Denn offensichtlich hatten Reiter ab und zu den Sattel verlassen. Deutlich waren Abdrücke von Stiefeln in dem weichen Waldboden zu erkennen. Es dauerte gar nicht mehr lange, bis die drei eine einfache Behausung entdeckten, die aus rohem Felsgestein errichtet worden war. Neben dieser Eremitage stand unter einer knorrigen Eiche eine kleine Kapelle.

Sean stieß einen Jubelruf aus. Er klatschte in die Hände, sodass sich die Vögel aus der alten Eiche krächzend in die Luft erhoben. Das schien für die beiden Eremiten ein Alarmzeichen zu sein. Sie traten mit gesenkten Köpfen ins Freie; nicht etwa, weil sie die Ankömmlinge mit einer Verbeugung begrüßen wollten, sondern weil der obere Türbalken so niedrig war.

Henri ließ sich aus dem Sattel gleiten: »Der Abt von Cadouin entbietet Euch seinen Gruß und bittet Euch, uns für eine Nacht aufzunehmen.«

Die Mönche sahen einander an, flüsterten leise und nickten dann. »Seid willkommen! Unser Hospiz ist zwar nur eine bescheidene Unterkunft. Aber hinter dem Haus gibt es eine Quelle. Dort könnt ihr euch säubern und die Pferde tränken. Wenn Ihr mit einem Strohlager und einer einfachen Mahlzeit zufrieden seid, dürft Ihr bleiben, bis Ihr Euch von den Strapazen der Reise erholt habt.«

Henri bedankte sich und folgte den Eremiten in die Hütte, die nur aus einem einzigen Raum bestand. Zwischen rohen

Brettern waren mehrere Strohlager aufgehäuft. Joshua sah sich nach allen Seiten um.

Die Mönche mussten wohl seine Blicke beobachtet haben. »Hier kommen oft Pilgergruppen vorbei«, teilte ihnen der Ältere mit. »Da wird der Platz eng. Wir haben uns deshalb in der winzigen Sakristei der Kapelle eine Schlafstatt eingerichtet. In der Nähe des Gekreuzigten fühlen wir uns am wohlsten.« Sie gingen wieder nach draußen und begannen dort mit erstaunlicher Kraft, klobiges Holz zu spalten.

»Dann wollen wir einmal zur Quelle gehen«, schlug Henri vor. »Eine Säuberung wird uns allen gut tun.«

Sean legte sein Hemd ab, aber Joshua ließ sich auf dem Strohlager nieder. »Geht nur voraus! Ich komme später nach«, sagte er.

Henri verstand, warum Joshua jetzt allein sein wollte. Sein Freund hatte den Wunsch, nach jüdischem Ritus zu beten. Es war ihm nicht verborgen geblieben, dass Joshua in einem rotsamtenen Säckchen stets seinen ledernen Gebetsriemen mit sich führte. Vielleicht untersagten ihm aber auch seine Gesetze, sich vor dem Jungen nackt zu zeigen.

Darum nahm Henri Sean bei der Hand und führte ihn nach draußen. »Komm, mein Knappe! Du wirst dich hoffentlich nicht vor dem kalten Wasser fürchten.«

Die Quelle lag oberhalb einer Felswand. Das dunkelgrüne Wasser stürzte rauschend abwärts. Unten hatte sich ein kleines Becken gebildet, das sich im Laufe der Jahre durch die Gewalt des Wassers stetig vertieft und vergrößert hatte. Sean blieb zögernd am Rand stehen.

»Hinein mit dir!«, rief Henri. »Dies ist nicht der Waschtrog deiner Mutter!« Er packte Sean beim Handgelenk und sprang mit ihm zusammen in das Wasser. Die Kälte nahm ihm fast den Atem, und Sean stieß einen lauten Schrei aus. Henri hinderte ihn daran, eilig wieder hinauszuklettern. Er hob den

Jungen hoch und ließ ihn wieder zurückfallen, sodass Sean bis über die Ohren im kühlen Nass versank.

Prustend und spuckend tauchte der Junge wieder auf. »Das kann ich auch!«, rief er, tauchte noch einmal freiwillig, umschlang Henris Waden mit beiden Armen und zog ihm mit aller Kraft die Beine unter dem Körper weg. Henri traf dieser Angriff völlig überraschend. Er verschwand unter der Wasseroberfläche.

Als auch er schnaufend wieder auftauchte, sah er Sean am Beckenrand stehen und lachen. »Was bist du nur für ein Ritter!«, verspottete ihn der Junge. »Wie willst du einen Kampf Mann gegen Mann gewinnen, wenn du dich von einem Jungen besiegen lässt?«

Diese Beleidigung ließ sich Henri nicht zweimal sagen. Blitzartig packte er zu, um Sean zu sich ins Wasser zu ziehen. Aber der Junge reagierte wider Erwarten schnell, sprang zurück und rannte dem nahen Wald zu.

»Lauf du nur und bring dich in Sicherheit!«, rief Henri hinter ihm her. »Beim Laufen bin ich dir vorläufig noch überlegen.«

Mit einem Sprung war er aus dem Wasser und nahm die Verfolgung auf. Sean lief schreiend davon, erreichte das Gestrüpp des Waldrands und versuchte, sich in den niederen Büschen zu verstecken.

Aber Henri, der sehr schnell herangekommen war, sah den blonden Haarschopf zwischen den grauen Ästen leuchten. Mit festem Griff hob er den Jungen zu sich hoch. »Was soll ich jetzt mit dir machen?«, fragte er drohend.

Sean sah ihn erschrocken an. »Werdet Ihr mich schlagen?« Er war nach dem fast spöttischen »Du« bei seinem Triumph in der Wasserschlacht zu dem respektvollen »Ihr« zurückgekehrt. Seine Stimme klang ängstlich, und er versuchte, sich aus dem festen Griff zu befreien.

»Stillhalten und zuhören!«, befahl Henri. »Ich bin nämlich sehr stolz auf dich. Jeder Templer wäre froh gewesen, einen Knappen zu haben, dem es gelungen wäre, einen erwachsenen Mann von den Füßen zu holen.«

Sean sah seinen Herrn erleichtert und erstaunt an. »Soll ich es noch einmal versuchen?«, fragte er eifrig.

»Lieber nicht!«, erwiderte Henri. »Denn jetzt bin ich auf deinen Überfall vorbereitet und lasse dir eine Abreibung zukommen, die du so bald nicht vergessen könntest. Aber ab morgen werde ich mit dir den Gebrauch der Lanze üben.«

Sean machte einen Luftsprung. »Wirklich?«, fragte er ungläubig.

»Ja, wirklich! Du bist jetzt alt und kräftig genug, um eine Lanze zu tragen. Aber du wirst dich wundern, wie streng ich als Lehrmeister sein kann.«

Als die beiden die Hütte betraten, vernahmen sie noch die leise gemurmelt Worte des jüdischen Gebetes: »Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist der Ewige, der einzig Eine!« Joshua streifte den Gebetsriemen ab, den er während des Betens um seinen linken Arm und um die Stirn geschlungen hatte. Hastig verstaute er das rotsamtene Säckchen mit dem Gebetsriemen in seinem Bündel. Er fürchtete wohl neugierige Fragen des Jungen.

In der Hütte brannte im Kamin ein Feuer, an dem sich die beiden nach dem kalten Bad schnell erwärmten. Aber obwohl Henri einen Finger auf die Lippen gelegt hatte, um Joshua nicht aufzuscheuchen, konnte Sean es nicht lassen, singend im Raum umherzutanzten. »Oh, wie wunderbar warm war doch dieses Wasser!«, sang er in höchsten Tönen. »Es muss wohl eine warme Quelle sein. Am liebsten möchte ich gleich noch einmal ein Bad nehmen.«

Henri zupfte ihn kräftig an den Ohren. »Willst du wohl still sein!« Das übertriebene Wehgeschrei des Jungen klang unecht, war jedoch lauter als der Gesang.

Joshua erhob sich und runzelte die Stirn. »Lass doch dem Jungen seine Freude. Die ungewohnte Wärme des Feuers hat mich zwar schläfrig gemacht. Aber das Quellwasser wird mich wieder munter machen.«

»Mit Sicherheit!«, behauptete Henri und zwinkerte Sean verschwörerisch zu.

Kurz darauf erklang vom First der Kapelle das helle Läuten einer kleinen Glocke. Einer der Eremiten erschien in der Kammer. »Wollt Ihr an unserem Abendgebet teilnehmen?«, fragte er mit leiser Stimme. »Es ist bei uns Brauch, dass jeder Gast unseres Hospizes die Gebetsstunden besucht.« Mit keinem Wort erwähnte er, dass Joshua fehlte. Ob er den Gebetsriemen entdeckt oder vielleicht sogar das jüdische Gebet belauscht hatte?

Henri reichte Sean die Hand und folgte dem Eremiten in die Kapelle. Erleichtert stellte Henri fest, dass Sean vor dem einfachen Altar und einem handgeschnitzten Kreuz seine Knie beugte. Die beiden Mönche sangen einen Choral, den Henri bisher noch nicht gehört hatte. Sie hatten beide wohlklingende Stimmen, die beruhigend, aber auch einschläfernd wirkten. War es nun das Bad in der Quelle, der eintönige Gesang oder der betäubende Duft des orientalischen Weihrauchs, der zu einem kaum beherrschbaren Schlafbedürfnis führte? Henri warf einen Blick zu Sean. Aber der Junge wehrte sich erfolgreich gegen die Müdigkeit.

Schließlich brach der Gesang ab, und der ältere Mönch las ein kurzes Kapitel aus der Heiligen Schrift, sprach einen Segen für Pilger und Reisende und beendete die Abendandacht.

Draußen ging soeben die Sonne unter. Ihre dunkelroten Strahlen erreichten gerade noch den First der Kapelle und

brachten die kleine Glocke zum Leuchten. Henri fühlte sich der Realität entrückt. Er musste etwas tun, um in die Welt des kämpferischen Templers zurückzukehren.

»Bis zur Dunkelheit bleibt uns noch etwas Zeit übrig«, wandte er sich an Sean. »Wir sollten unsere Übungen mit der Lanze beginnen.« Diesen Vorschlag musste er allerdings nicht wiederholen.

Sean vollführte erneut begeistert einen Luftsprung. Er verfolgte aufmerksam, wie Henri einen Pfahl in den weichen Waldboden versenkte, sich in den Sattel des Kastiliers schwang, seine Lanze am Schaft fasste, schräg nach unten hielt und sein Pferd in einen schnellen Trab versetzte. Er ritt eine Runde. Als er an Sean vorbeikam, lehnte er sich nach hinten und gab seinem Pferd mit den Schenkeln den Befehl zum Galopp.

Sean konnte bei dieser Geschwindigkeit kaum verfolgen, wie Henri auf halbem Weg der nächsten Runde die Lanze zum Wurf erhob und in die Richtung des Pfahls schleuderte. Berstend zersprang das Holz, und der obere Teil fiel, wie mit einer Klinge abgeschnitten, auf den Erdboden.

Sean stand sprach- und bewegungslos da, als Henri vor ihm aus dem Sattel sprang. »Nun bist du dran, Knappe!«, forderte ihn sein Lehrmeister auf. »Zeige, dass du ein gelehriger Schüler bist! Aber nimm dein Pferd, weil es schon an dich gewöhnt ist. Es muss dir auf jede Anweisung gehorchen. Wenn es dir im Kampf den Gehorsam versagt, bist du verloren.«

Sean bestieg zögernd sein Pferd. Man sah seinem Gesicht an, dass er sich vor einem Versagen fürchtete. Seine Schenkel fühlten sich schlapp an. Zu spät und zu schwach gab er die Order zum Galopp. Vor dem Pfahl scheute das Pferd. Beinahe wäre Sean kopfüber in den Morast des Waldbodens gestürzt. Im letzten Augenblick wollte er noch die Lanze auf den Pfahl werfen. Aber seine eiserne Waffe flog weit über dessen

hölzerne Spitze hinaus. Beschämt wollte er sich aus dem Sattel gleiten lassen.

»Nein, nein, so geht das nicht!«, rief Henri streng. »Bleibe im Sattel und reite eine neue Runde. Hier hast du eine Gerte, damit du deinem Pferd Beine machen kannst.«

Aber auch diesmal wollte es dem Jungen nicht gelingen, den Pfahl zu treffen. Henri zeigte weder Ärger noch Enttäuschung. Er bestieg den Kastilier. »Beobachte noch einmal genau meine Haltung und den Armschwung, mit dem ich die Lanze schleudere!«

Sean spürte, wie die Angst vor einem erneuten Versagen ihm die Kehle zuschnürte. Er wollte schon zu bedenken geben, dass es doch nun zu dunkel für die Übungen sei. Aber ehe er noch den Mund öffnen konnte, trat Henri auf ihn zu, nahm ihm die Gerte aus den verschwitzten Fingern und drohte mit ernsthafter Miene: »Wenn du es wagst, hier vor mir abzusteigen, bevor du nicht eine erfolgreiche Runde geritten bist, wirst du und nicht dein Reittier die Gerte zu spüren bekommen.«

In diesem Augenblick tauchte Joshua an der provisorischen Reitbahn auf. »Darf ich dich einmal sprechen, Henri?« Was mochte er wollen? Henri trat mit Joshua beiseite.

»Sean ist doch noch ein halbes Kind«, gab Joshua zu bedenken. »Du mutest ihm einfach zu viel zu. Bis vor wenigen Tagen hat er noch ohne Vater mit seiner Mutter zusammengelebt, die ihn mit Sicherheit umsorgt hat. Jetzt willst du aus ihm allzu schnell einen Mann machen.«

Obwohl Henri fürchtete, dass die Behandlung des Jungen allmählich zu einer Entfremdung zwischen ihm und seinem Freund führen könnte, vertrat er seine eigene Meinung. »Wie soll er den langen Ritt nach Paris und das, was wir dort vorhaben, gesund überstehen, wenn wir ihn nicht mit einer gewissen Härte darauf vorbereiten? Ich meine es nur gut mit

ihm, wenn ich ihn im Gebrauch der Lanze unterweise, damit er sich wehren kann. Ich selbst war doch noch jünger als er!«

Joshua schüttelte den Kopf und sagte eindringlich. »Aber es ist nicht nötig, dass du ihn mit der Gerte schlägst.«

Henri fand zunächst keine Worte. Ihm kam eine plötzliche Erinnerung. Er wusste, dass Joshua seine Frau und seinen Sohn bei der Judenvertreibung verloren hatte. Joshua selbst sprach über diese tragischen Ereignisse nie ein Wort. Aber der Anblick des Jungen musste schmerzhaft Erinnerungen in ihm wecken. Mit Sicherheit verurteilte er die Strenge, mit der Henri den Jungen erziehen wollte.

Was nur sollte er Joshua erwidern? Als Henri endlich eine Antwort fand, klang seine Stimme gepresst. »Aber das war doch nur eine Drohung.« Er war sich aber gar nicht so sicher, ob er es nur bei der Drohung belassen hätte.

Ein lautes Bersten entthob ihn weiterer Worte. War Sean gestürzt? Aber ein Jubelruf des Jungen nahm ihm die Sorge. »Ich habe es geschafft! Ich habe es geschafft!«, rief Sean immer wieder.

Während die beiden Männer gesprochen hatten, war Sean Runde um Runde geritten, bis es ihm nun gelungen war, das harte Holz des Pfahls mit der Lanze zu spalten. Der Waldboden war mit Spänen und Splittern übersät.

Henri eilte auf den Jungen zu und hob ihn aus dem Sattel. »Bravo, mein Knappe!«, rief er begeistert und nahm Sean in den Arm. »Von jetzt an brauche ich keinen Angriff und keinen Hinterhalt mehr zu fürchten, wenn du an meiner Seite kämpfst. Ab heute sind wir Kampfgefährten.«

Joshua trat auf die andere Seite des Jungen und legte ihm den Arm um die Schultern. »Du bist ein sehr tapferer Junge und wirst deinem Herrn viel Freude bereiten.« Sein Lob klang aufrichtig, und Henri fühlte sich erleichtert.

In der Nacht wachte Henri von einem leichten Donnerrollen auf. Der finstere Raum wurde in unregelmäßigen Zeitabständen durch schwefelgelbe Blitze erhellt. Schneller als erwartet näherte sich das erste Frühlingsgewitter dem Hospiz. Der Sturm steigerte sich zu einem orkanartigen Brausen, und von draußen ertönte das Bersten und Knacken umstürzender Bäume. Als das Gewitter geradewegs über der Hütte zu stehen schien, zuckte ein rötlich gelber Blitz an der Fensterluke vorbei, und fast gleichzeitig folgte ein dröhnender Schlag.

Mit einem Schrei fuhr Sean von seinem Lager hoch und warf sich Henri in die Arme. Krampfhaft hielt er sich Augen und Ohren zu. Aber Henri nahm die Hände des Jungen und zog ihn an sich. »Das ist nichts anderes als ein Wintergewitter«, sagte er beruhigend. »Du brauchst dich nicht zu fürchten.«

Sean versuchte, sein Zittern zu verbergen, und grub sich tiefer in den Strohhallen.

Henri ließ ihn in dem schützenden Versteck. »So ein Gewitter ist nur ein Naturereignis. Der Blitz verbrennt die Luft, und es kommt zu einem Knall. So entsteht dieser Krach«, erklärte er das beängstigende Geräusch des Donners. »In einer Schlacht ist der Lärm bedeutend stärker. Und dort ist man wirklich in Lebensgefahr.«

Sean kam aus seinem Strohhallen herausgekrochen. »Erzähle mir von einer solchen Schlacht!«, bat er.

Noch zögerte Henri, dem Jungen von den Kämpfen in Akkon zu berichten, in denen Seans Vater vielleicht sein Leben verloren hatte. Erst recht wollte er nicht davon sprechen, dass es dem damaligen Papst Nikolaus nicht gelungen war, die

Könige von Frankreich und England zu einem neuen Kreuzzug zu bewegen. König Eduard war der Kampf um den schottischen Thron wichtiger als der Kampf um Akkon. Und Philipp setzte natürlich alle Kraft nur auf das Ziel, seine königliche Machtstellung zu stärken. Henri seufzte. Wo nur sollte er beginnen?

Das Gewitter dauerte unvermindert fort, und Sean meinte wohl, dass diese Geräuschkulisse einen guten Hintergrund für die Schlachtenschilderung abgeben müsse. »Waren die Templer tapfere Kämpfer, und konntet ihr die Sarazenen vertreiben?«

Henri schüttelte vage den Kopf. Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als seinem Knappen den Glauben an die unbesiegbaren Tempelritter zu zerstören. Denn die Einzigen, die dem geradezu flehentlichen Aufruf des Papstes gefolgt und mit ihren Galeeren ins Heilige Land aufgebrochen waren, erwiesen sich als minderwertiges Gesindel, das den mühsam gewährten Frieden in Akkon gefährdete. Diese angeblichen Kreuzfahrer schämten sich nicht, friedliche Kaufleute und Reisende zu ermorden, vor allem aber jene, die wegen ihrer Barttracht Anhänger des Propheten Muhammad zu sein schienen.

»Stört dich der laute Donner?«, fragte Sean, dem die Pause gar zu lang erschien. »Ich fürchte mich gar nicht mehr.«

Länger durfte Henri nicht zögern. Er setzte sich aufrecht hin und begann seinen Bericht mit fester Stimme. »Wir waren natürlich auf eine Belagerung unserer Stadt gut vorbereitet. Aber als das gewaltige Heer der Ungläubigen vor Akkon erschien, waren wir doch etwas erschrocken. Denn unsere Truppe war gegen diese Übermacht an Reitern und Fußsoldaten viel zu gering.«

»Dafür wart ihr doch sicher diesen Ungläubigen an Tapferkeit und Siegeswillen überlegen«, warf Sean hoffnungsvoll ein.

»Nun ja«, bestätigte Henri zögernd. »Wir Templer hatten unsere Verteidigungsstellung an der Stadtmauer aufgebaut. Aber wir hatten vorher nicht gewusst, dass die Sarazenen fähig waren, die Stadt mit schweren Belagerungsmaschinen zu umstellen.«

»Konnten denn solche Maschinen überhaupt etwas gegen eure Befestigungen ausrichten?«, fragte Sean. »Wie sahen denn solche Maschinen aus?«

Sean wollte offensichtlich alles sehr genau wissen. So versuchte Henri, sich an die Belagerungsmaschinen von damals zu erinnern. »Die gefährlichsten für uns waren die Mauerbohrer. Das waren Balken, die mit Eisenköpfen versehen waren, um damit den Mauerverband zu lockern und Türme zum Einsturz zu bringen. Tag und Nacht konnten wir das Bohrgeräusch hören. Nach und nach mussten wir die meisten Türme verloren geben. Aber jetzt unterbrich mich nicht zu oft! Du wolltest doch etwas über die Schlacht hören!«

Sean schwieg und stellte keine weiteren Fragen mehr.

»Unser Glück war, dass die Sarazenen nicht das Meer beherrschten, sodass man uns von Zypern aus mit Nahrungsmitteln und Hilfsmitteln versorgen konnte. Trotzdem brachen Seuchen aus. Es blieb uns nichts anderes übrig, als in der Nacht die Toten über die Mauer zu werfen.«

Sean hatte schon den Mund zu einer weiteren Frage geöffnet, aber Henri fuhr fort. »Viele unserer Kämpfer wurden von den Sarazenen gefangen genommen, als ein Ausfall unserer Truppen missglückte. Aber das war nicht das Schlimmste. Denn den Ungläubigen gelang es schließlich, entlang der gesamten Stadtmauer in die Stadt einzudringen.«

Sean sah ihn entsetzt an. Er ahnte schon, was jetzt kommen würde. Und wie ein düsteres Vorzeichen zuckte ein schwefelgelber Blitz an der Fensterluke vorbei und fuhr in die alte Eiche neben der Hütte. Ein dröhnender Donnerschlag folgte dem ohrenbetäubenden Bersten des splitternden Holzes.

Henri erhob die Stimme, um sich verständlich zu machen. »Wir Templer und die anderen Ritter waren entschlossen, diesen Kampf Mann gegen Mann mit unseren Schwertern auszufechten. Es war entsetzlich, was sich unseren Blicken bot.« Henri wurde von der furchtbaren Erinnerung übermannt. Er dachte nicht mehr daran, den halbwüchsigen Jungen durch eine milde Schilderung zu schonen. Es gelang ihm, das Getöse, das sich draußen abspielte, mit seinem eigenen Geschrei zu übertönen.

»Unsere Feinde kannten keine Gnade. Sie fielen über Frauen und Kinder her, schlitzen ihnen die Bäuche auf oder nahmen sich sogar Zeit, mit brennenden Holzscheiten in die Frauen einzudringen. Ich selbst war Augenzeuge, wie sie mit einem einzigen Hieb den Kopf eines Säuglings vom Rumpf trennten. Von da an war ich nicht mehr Herr meiner Sinne.«

Henri vernahm neben sich ein würgendes Geräusch. Aber er war nicht einmal jetzt, nach all den vielen Jahren, zu einem Gefühl des Mitleids fähig. Wie eine riesige Welle überrollte ihn die Erinnerung.

»Ich rannte und rannte und wusste gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Kein Turm glich mehr dem anderen: der Turm der Gräfin von Blois, der Engländer, der Legaten, der Patriarchen, König Hugos und König Heinrichs Turm, sogar der Verfluchte Turm neben der Burg. Sie alle lagen in Schutt und Trümmern, zusammengestürzt unter der Wucht der Belagerungsmaschinen.«

»Wo waren denn deine Kampfgefährten?«, fragte Sean.

Henri blieb die Antwort schuldig. »Ich weiß es nicht. Das Blut pochte in meinen Ohren, ich konnte nichts hören. Und im Dunst der zusammengestürzten Bauwerke konnte ich nichts sehen.

An der Schanze der Hospitaliter traf ich auf einen jungen Sarazenen, kaum älter als ich selbst. Ich war damals noch sehr jung, nicht einmal zwanzig und kaum dem Knappenalter entwachsen. Meine Oberen hatten mir befohlen, alle Ungläubige zu töten. Das war für mich wie ein Gesetz.«

Henri hielt einen Atemzug lang inne. Aber er wollte Sean wissen lassen, zu welcher Überzeugung er in all den vergangenen Jahren gekommen war. 23 Jahre waren seit der Schlacht von Akkon vergangen. »Heute weiß ich, dass es diesem jungen Sarazenen nicht anders ergangen war als mir. Seine Oberen hatten ihm befohlen, alle Christen zu töten. Warum nur? Wir hätten Zwillinge sein können.«

Sean schwieg. Vielleicht hatte er nicht verstanden, was Henri mit dieser letzten Bemerkung sagen wollte. Darum fuhr Henri in seiner Erzählung fort. »Ich griff zu meinem Dolch. In den Augen meines Feindes sah ich die gleiche Wut, die mich übermannt hatte. Wir umkreisten einander und suchten nach einer Lücke in der Deckung des Gegners. Einmal geriet ich ins Stolpern, und es gelang dem Araber, mir meinen rechten Unterarm aufzuschlitzen. Ich stieß einen lauten Schrei aus; mehr aus Wut über meine Nachlässigkeit als aus Schmerz. Mein Gegner fühlte sich wohl schon als Sieger, als er meine blutende Wunde sah. Aber ich umfasste den Dolch mit meiner linken Hand und stieß ihm die eiserne Spitze mit Wucht in sein rechtes Auge. Was aus ihm wurde, weiß ich nicht, denn ich stürmte wie in einem Bluttausch weiter.«

Henri bemerkte, dass Sean sich erhoben hatte und zitternd vor ihm stand. Aber wie unter einem Zwang fuhr er in seiner Schilderung fort. »Drei Ungläubige hatten mich umringt. Ich

musste zurückweichen und gelangte in einen Hinterhof. In der Dunkelheit stolperte ich über einen leblosen Körper. Als ich auf ihm lag, starrte ich in die fast schon gebrochenen Augen unseres verwundeten Großmeisters Wilhelm von Beaujeu. Er lag sterbend in Jauche und Mist.«

Sean weinte laut. »Halt ein!«, schrie er laut. »Meine Mutter hat mir erzählt, du seist ein Held gewesen.«

Henri antwortete mit einem bitteren Lachen. »Man hatte mich nichts anderes als zu kämpfen gelehrt. Ich kann im Nachhinein nichts Heldenhaftes daran erkennen. Meine Wut richtete sich nun gegen meine eigenen Templerbrüder. Warum hatten sie unseren Großmeister wie ein sterbendes Vieh in der Jauche liegen gelassen?

Drei Templer waren mir zu Hilfe geeilt, weil sie mich in Gefahr glaubten. Ich packte den ersten beim Kragen und machte Anstalten, ihn zu würgen. »Hunsfott! Warum habt ihr unseren Großmeister im Stich gelassen?«

Die anderen brachten mich mit einer Ohrfeige zur Besinnung und versuchten mir die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen zu erklären. »Wir haben ihn auf seinem Schild davongetragen und wollten mit ihm über das Meer fliehen. Auch alle anderen Christen stürzten zum Hafen, um sich dort auf bereitliegende Schiffe zu retten. Der Sturm hinderte uns jedoch daran, mit unseren Booten auszulaufen.«

Einer der Templer schnaufte hörbar vor Wut. »Weißt du, was das Schlimmste war? Unsere eigenen Brüder haben uns den Zugang zum Templerhaus verwehrt, das bis jetzt noch in unserer Hand ist. Aber auch die Türme des Templerhauses werden in kurzer Zeit unterminiert sein. Das Bohrgeräusch der Belagerungsmaschinen übertönt sogar das Kampfgetümmel.«

Ich befreite mich von den Fäusten, die mich festhielten, um mich zur Besinnung zu bringen. Ich riss mich los. »Dann

müssen wir eben diese Belagerungsmaschinen zerstören! Mir nach!<

Aber mein Zuruf konnte die anderen nicht aufrütteln. ›Keine zehn Pferde werden mich zu den Belagerungsmaschinen bringen<, schrie der Jüngste der Templer mit einer Stimme, die sein Entsetzen verriet. ›Ich war dort, als der äußere Ring der Stadtmauer von den Mamelucken eingenommen wurde.<

›Was kümmert es uns, ob diese Maschinen von Mamelucken oder anderen Ungläubigen bedient werden?<, rief ich verächtlich. ›Wir werden ihnen allen die Kehlen durchschneiden!<

›Ohne mich!<, brüllte einer der anderen Brüder. ›Du weißt wohl nicht, dass die Mamelucken ursprünglich türkische Sklaven waren? Sie wurden von den arabischen Herrschern zum Militärdienst gezwungen, bis sie vor vierzig Jahren in Kairo selbst die Macht ergriffen.<

›Und sie haben sich als die grausamsten Kämpfer von allen erwiesen<, bestätigte ihn der jüngste Templer.<

›Das klingt ja aufregend!<, rief Sean ganz fiebrig aus. Aber Henri bedeutete ihm, er solle schweigen.

››Bis wir zu den Belagerungsmaschinen vorgedrungen waren, wateten wir in Blut<, berichtete mir der andere Bruder. Der Anblick dort sei entsetzlich gewesen. Denn die Ungläubigen hatten die Unsrigen vor die eiserne Spitze des Bohrbalkens gepresst.

Ich wagte gar nicht auszusprechen, was ich mit Schaudern ahnte. ›Du meinst doch nicht etwa, dass...<, fragte ich den Bruder, der all das gesehen hatte.

›Doch, genau das!<, entgegnete er. ›Sie haben alle Gefangenen gepfählt. Nur ein langsamer Tod hat diese armen Menschen von ihren Schmerzen erlöst.<

Ich hatte genug gehört. Für die Stadt und ihre christlichen Einwohner gab es keine Rettung mehr. Auch ich wollte

versuchen, das Templerhaus am Hafen zu erreichen, um mich den Verteidigern anzuschließen.«

Sean war wieder unter seinen Strohbällen gekrochen. Er schluchzte leise vor sich hin. Henri griff nach der eiskalten Hand des Jungen. Hätte er die Pfählung nicht erwähnen dürfen? Vom Lager seines Gefährten Joshua klangen regelmäßige Atemzüge. Aber Henri konnte sich nicht vorstellen, dass bei so gewaltigen Donnerschlägen ein ruhiger Schlaf möglich war. Vielleicht wollte Joshua zu diesem grauensvollen Bericht nicht Stellung nehmen. Aber jetzt gab es kein Zurück.

»Am Hafen herrschte Chaos. Soeben war ein Boot gesunken, das überladen war. Viele versuchten, sich am Bootsrand festzuklammern, und stießen ihre Nachbarn rücksichtslos beiseite. Denn alle Christen wollten vor den grausamen Mamelucken flüchten.«

»War das nicht unmenschlich und sehr feige?«, hörte Henri eine leise Stimme neben sich.

»Nicht alle dachten nur an Flucht«, entschuldigte Henri seine Brüder. »Aber höre, was geschah! Der Sultan hatte freies Geleit zur Ausreise nach Zypern zugesagt, falls man die Festung räume, aber die Mamelucken benutzten ihre Anwesenheit zur Überwachung der Übergabe, um an Frauen und Knaben ihre Schandtaten zu begehen. Du weißt jetzt wohl, wie es den Armen erging.«

Sean tauchte wieder auf. »Aber der Sultan hatte doch ein Versprechen gegeben.«

Henri lachte verächtlich. »Er brach es. Von unseren Gesandten hat keiner überlebt. Aber von da an waren wir entschlossen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen.«

»Aber du hast diesen Kampf überstanden. Darüber bin ich froh!«, flüsterte Sean.

Diese Worte brachten Henri zur Besinnung. Musste er nicht seinem Herrgott täglich von ganzem Herzen dafür danken, dass er diese Hölle von Blut und Schmerzen fast unverletzt überlebt hatte? Bis zu dieser Nacht, in der er sich dem Jungen geöffnet hatte, wollte er sich an das schreckliche Erlebnis nicht mehr erinnern. Seine Gedanken waren voller Hass und Rache gewesen. Dabei hatte ihm die Begegnung mit dem Feind eine dauerhafte Freundschaft gebracht. »Ich danke dir für deine Worte, mein kleiner Knappe. Jetzt möchte ich dir noch das Ende der Schlacht um Akkon erzählen.«

Sean gab keinen Laut von sich und hielt den Atem an.

»Die Belagerungsmaschine bohrte sich immer tiefer in den Felsen, auf dem unsere Festung nahe am Meer erbaut war. Das Dröhnen der Bohrer kam ständig näher. Jeder wusste, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis der Turm des Templerhauses völlig unterminiert sein würde. Dennoch glaubte niemand an das nahe Ende. Aber auch die Sarazenen erwarteten wohl nicht den raschen Erfolg ihrer Unterminierung. Plötzlich war es jedoch so weit. Mit einem ungeheuren Krach brach der Turm in sich zusammen und begrub Freund und Feind unter seinen Trümmern.«

Sean setzte sich aufrecht hin und sah zur Fensterluke. Er hatte wohl erwartet, dass dieser gewaltige Krach des Zusammenbruchs von einem Donnerschlag begleitet sein würde. Aber das Gewitter hatte sich verzogen, und nur ein leichter Wind strich noch durch die Bäume.

»Ich hatte Glück«, sagte Henri mit einem tiefen Seufzer. »Und zwar in zweifacher Hinsicht. Denn ich fand einen treuen Freund.«

»Einen Templer, der bis zum Ende mit dir gekämpft hatte und der auch gerettet wurde?«, fragte Sean.

Henri strich ihm über die heiße Stirn. Er schüttelte den Kopf. »Nein, das wirst du kaum verstehen. Es war ein Sarazene. Ein

schwerer Balken lag quer über seinem rechten Bein und ließ sich nicht bewegen. Er stöhnte vor Schmerzen und sah mich mit einem Gesichtsausdruck an, der mich aus unerfindlichen Gründen rührte. Vor mir lag ein leidender Mensch. Niemals hatten unsere Lehrer die Geschichte vom barmherzigen Samariter erwähnt. Dennoch kannte ich dieses Gleichnis der Bibel gut. Aber aus Angst vor Strafe hatte ich niemals gewagt, auf meine Vorliebe für diese Geschichte hinzuweisen, die mir meine Mutter mehrmals erzählt hatte. Warum wohl? Weil ein Templer kein Mitleid mit einem Feind zeigen durfte? Ich wusste nicht, warum ich mich jetzt mühsam erhob und mit aller Kraft den Balken beiseite räumte. Das Bein sah böse aus, aber es schien kein Knochen verletzt.«

»Das hast du gut gemacht«, stellte Sean befriedigt fest. »Was hat der Sarazene jetzt getan? Wollte er davonlaufen oder dich etwa sogar angreifen?«

Henri lächelte. »Keins von beiden. Er reichte mir die Hand und sprach so etwas Ähnliches wie ein Gelöbnis: Ich werde dir ewig dankbar und immer neben dir sein, wenn du in Not geraten bist. Rufe meinen Namen Umar, und ich werde zu dir eilen.«

»Hat er sein Versprechen eingehalten?«, fragte Sean.

Henry nickte. »Mehr als das! Er griff in seinen Nacken und löste eine silberne Kette mit einem Anhänger, die er mir auf der flachen Hand entgegenhielt. Als er sprach, klang das wie eine Bitte.«

»Nimm diesen Talisman, der mich bisher geleitet hat und nun dich vor allen Gefahren beschützen soll.«

Ich steckte sein Geschenk ein und habe erst viel später festgestellt, dass auf dem Anhänger ein Wort stand, das die Sarazenen *Baphomet* oder *Mahomet* aussprechen. Angeblich sollen sie diesen Baphomet wie einen Götzen anbeten. Aber auf der Rückseite des Talismans war noch etwas anderes

eingerritzt: *alhamdulillah*. Viel später habe ich dann erfahren, dass dieses arabische Wort *Dank sei Gott* bedeutet.

Sean zog eine logische Schlussfolgerung. »Beschützt hat dich dieser Talisman jedenfalls auch mit einer arabischen Inschrift. Sonst wärest du heute nicht hier! Was aber geschah mit dem Sarazenen?«

»Ich kannte einen geheimen Ausgang, der zum Glück nicht verschüttet war und zum Meer führte. So packte ich den hinkenden Sarazenen am Arm und führte ihn den unterirdischen Gang entlang bis zu der Stelle, wo seine Landsleute vor der Festung lagerten.«

Sean seufzte tief. »Das war ein schöner Schluss. Aber hast du diesen Umar niemals wiedergetroffen?«

»Doch, aber das ist eine andere Geschichte.« Henri drehte sich zur Seite und sah, dass sich die erste Morgendämmerung zeigte. Er fühlte sich gleichzeitig erschöpft und erleichtert. »Wir wollen versuchen, noch ein wenig zu schlafen«, schlug er vor.

Sean rückte näher an ihn heran. »Darf ich neben dir liegen bleiben?«, fragte er leise. »Ich habe Angst, dass ich von diesen furchtbaren Dingen träumen muss.«

»Davor fürchte ich mich auch ein wenig«, gab Henri zu. »Also versuchen wir gemeinsam, die schrecklichen Alpträume zu verscheuchen.«

Er legte seinen Arm um die Schultern des Jungen, der bald tiefe Atemzüge von sich gab. Aber Henri konnte lange Zeit nicht einschlafen.

Henri erwachte von lautem Stimmengewirr. Die Türe flog auf, etwa zehn kräftige Männer drängten sich herein und warfen prall gefüllte Bündel auf die Strohsäcke. »Auf, auf, ihr Schlafmützen! Es ist ja schon heller Tag!«, rief eine grobe Stimme.

Henri erschrak zutiefst. Waren sie verraten worden? Vielleicht waren die beiden Zisterziensermönche päpstliche oder königstreue Gefolgsleute und wussten, dass der Templerorden mit Billigung des Papstes aufgelöst worden war. Vielleicht aber war Joshua auch als Jude erkannt worden. Hatte man Sean als Geisel genommen, um ihn zu verhören? Die Stelle an seiner Seite war jedenfalls leer. Wie hatte er nur so sorglos schlafen können! Er sprang von seinem Strohlager hoch. Aber ehe er noch die Tür erreicht hatte, drang ein verführerischer Duft in seine Nase. Es roch nach gebratenem Fleisch.

Draußen brannte ein Lagerfeuer, und an einem eisernen Spieß drehte sich ein riesenhaftes Tier, das Henri sogleich als Wildschwein erkannte. Die Männer in ihren groben Bauernkitteln rissen sich gegenseitig die Drehkurbel aus den Fäusten. Offenbar meinte jeder, er könne den Braten schneller fertig stellen als der andere. Einigen lief voller Gier schon jetzt der Speichel am Kinn herab. Ein Becher mit Wein machte die Runde, und ein dickbäuchiger Mann mit glasigen Augen torkelte gefährlich nahe an den Flammen vorüber. Schließlich ertönte aus rauen Kehlen ein Vagantenlied, das sich zu einem trunkenen Gebrüll steigerte.

»Den Eber erlegt in tausend Gefahren, wie lernt ich im Leben das Fasten und Sparen! Die Mädchen lass ich trotz Bitten nicht frei, wo Männer sich raufen, da bin ich dabei, und da, wo sie saufen, da sauf ich für drei.« Beinahe hätte es tatsächlich eine Rauferei gegeben, denn ein zottelhaariger Kerl zerrte ein junges Mädchen zu sich heran und griff grob nach ihren Brüsten. Das Mädchen schrie laut auf. Ein älterer Mann, der wohl ihr Vater sein mochte, sprang herbei und verabreichte dem zudringlichen Kerl eine kräftige Maulschelle.

In diesem Augenblick ertönte die Glocke vom First der Kapelle. Ihr heller, ein wenig scheppernder Klang übertönte das Gebrüll der Männer. Es herrschte plötzliche Stille. Der Mann am Spieß vergaß das Drehen und stand mit offenem Mund da. Das Bimmeln der Glocke verstummte, und die beiden Mönche traten aus der Kapelle. Wie zwei Racheengel pflanzten sie sich vor den Bauern auf. Ihre Stimmen klangen drohend. »Schämt euch, ihr verlotterte Bande, euch auf dem Pilgerpfad wie die Heiden aufzuführen! Ihr seid es nicht wert, das Leichentuch Christi mit euren Augen zu schauen, anzubeten oder gar mit euren schmierigen Händen zu betasten. Auf die Knie mit euch, ihr Sünder! Bekreuziget euch und betet um Vergebung!«

Männer, Frauen und Kinder folgten dem Befehl. Nach jedem lateinisch gesprochenen Vers der Mönche, den das einfache Landvolk nicht verstand, rief es im Chor laut und übereifrig ein »Gelobt sei Jesus Christus! In Ewigkeit! Amen!«.

Einer der Zisterzienser wandte sich streng an die Bauern, die immer noch mit gesenkten Köpfen auf dem Erdboden knien blieben. »Und nun erwarte ich jeden von euch nacheinander zur Beichte in der Kapelle. Wer noch nicht seine Strafe und Absolution erhalten hat, bleibt hier so lange auf den Knien.«

Beide Mönche verschwanden in der Kapelle. Sogleich erhob sich ein heftiges Gedränge. Denn jeder wollte der Erste sein,

um danach das Feuer neu zu entfachen und den Spieß zu drehen. Aber während sich die Bauern gegenseitig schubsten und zurückzerrten, erkannte Henri in der vordersten Reihe einen Blondschoopf. Es war Sean, der jetzt als Erster die Kapelle betrat.

Henri erwartete ihn unter der großen Eiche. »Na, hast du deine Sünden gebeichtet? Welche Strafe hat dir der Beichtvater auferlegt? Hoffentlich musst du drei Tage fasten. Denn du warst allzu gierig auf den Wildschweinbraten. Oder warum hast du dich heimlich von unserem Schlaflager davongeschlichen?«

»Nicht einmal einen Rosenkranz musste ich beten!«, rief Sean triumphierend. »Denn ich habe den Zisterziensern berichtet, dass mein Vater im Orient gegen die Ungläubigen gekämpft hat und der Abt von Cadouin Beichtvater meiner Mutter ist.«

»Sich auf diese Weise vor einer Kirchenstrafe zu drücken ist eigentlich schon eine neue Sünde«, meinte Henri.

Sean blieb die Antwort erspart, denn soeben erschien Joshua am Waldrand. Als Joshua das Feuer, die Menschenansammlung und den Braten am Spieß erblickte, blieb er zögernd stehen.

Die Bauern, die nicht mehr auf dem Boden knieten, weil sie schon gebeichtet und die Absolution erhalten hatten, winkten ihn herbei. »Wo hast du denn gesteckt?«

Bekreuzige dich und knie nieder! Wir alle müssen die Beichte ablegen.«

Joshua tat, als habe er nichts gehört. Er blieb kerzengerade stehen und wandte sich dann um. Die Bauern schauten sich an, murmelten etwas vor sich hin und näherten sich Joshua. Aber Henri griff geistesgegenwärtig ein. »Warum soll dieser gottesfürchtige Mann niederknien und um Vergebung bitten? Während ihr lästerliche Lieder gesungen habt, war er im Wald,

um in der Stille unserem Herrgott dafür zu danken, dass wir die wundertätige Reliquie von Cadouin anschauen und anbeten durften. Denn wir waren schon dort und schieden als Freunde des Abtes.«

Die Bauern wichen zurück, und der Mann am Bratenspieß griff zu seinem Messer und schnitt ein ansehnliches Stück Fleisch aus der Lende des Wildschweins. »Hier, nimm das!«, sagte er zu Joshua. »Denn du bist es wert, als Erster den Braten zu kosten.«

Joshua betrachtete zögernd das Fleisch, das ihm auf der Spitze des Messers dargereicht wurde. Eine Ablehnung hätte den Geber nicht nur beleidigt, sondern womöglich auf Gedanken gebracht, die Joshua unbedingt verbergen wollte.

Wieder war es Henri, der die bedrohliche Situation meisterte. Er griff eilig nach dem Bratenstück. »Ich danke dir von Herzen für diese verlockende Speise. Aber ich bin der Meinung, dass dieser kleine Bursche hier, der als Erster von uns allen die Beichte abgelegt hat, nun auch als Erster von uns essen darf.« Er ging auf Sean zu und reichte ihm das knusprige Lendenstück des Wildschweinbratens. »Iss davon, so viel du magst. Aber trödele nicht unnötig hier am Feuer herum! Sobald du fertig gegessen hast, komm zur Quelle, um dich von dem triefenden Fett zu reinigen!« Er gab seiner Stimme einen strengen Klang.

Im Haus packten Henri und Joshua eilig ihre Reisebündel. Ehe sie nach draußen gingen, um die Pferde zu satteln, legte Joshua eine Hand auf die Schulter seines Freundes. »Ich danke dir, dass du mich davor bewahrt hast, als Jude erkannt und vielleicht sogar ins Feuer geworfen zu werden.«

Henri erwiderte seine freundschaftliche Gebärde. »Nicht umsonst hast du mich damals in der Talmudschule in den jüdischen Gesetzen unterwiesen. Ich habe nicht vergessen, dass die Thora in vielen Geboten einen respektvollen Umgang

mit den Tieren fordert. Dazu gehört auch, dass die im Wald gehetzten und erschlagenen Tiere nicht zum Verzehr geeignet sind.«

Joshua verstaute das Kästchen mit dem Gebetsriemen unter seinen Kleidungsstücken. »Ich hätte mir nicht zu helfen gewusst, als man mir ein Stück von diesem erschlagenen Wildschwein reichte.«

Henri versetzte seinem Gefährten einen sanften Stoß. »Hier ist jetzt nicht die Zeit, darüber zu sprechen, was die Thora über koscheres Essen gebietet. Wenn wir noch lange zögern, könnte man dich erkennen.«

Sean hatte wohl verstanden, dass er seinen Herrn nicht warten lassen durfte. Sein Pferd stand gesattelt an der Quelle. »Als Ihr im Haus verschwunden wart, haben die Bauern hinter Euch hergestarrt und miteinander geflüstert. Warum wohl?«, wollte er wissen.

Henri schwang sich in den Sattel und gab das Zeichen zum Aufbruch. »Ich werde dir das später erklären. Halte deine Lanze bereit und beobachte die Büsche neben unserem Weg! Es könnte sein, dass man uns nachstellt.«

Henris Mahnung zur Vorsicht erwies sich als richtig. Sie waren gerade erst in das Dickicht des Waldes eingetaucht, als vier mit Knüppeln bewaffnete Männer aus dem Unterholz hervorbrachen. »Bleibt stehen! Wenn ihr uns eine glaubwürdige Antwort geben könnt, wird euch nichts geschehen.«

Henri bewahrte die Ruhe, während Joshua so unruhig wurde, dass sein Pferd zu tänzeln begann. Sean hielt seine Lanze kampfbereit umklammert. »Wir sind friedliche Pilger auf dem Heimweg«, antwortete Henri freundlich. »Ich kann mir nicht vorstellen, welche Auskünfte ihr von uns verlangt.«

Der kräftigste der Männer schob sich nach vorn und ergriff Joshuas Pferd am Zügel. »Machen wir kein langes Federlesen!

Ist dieser Mann ein Jude? Er hat sich geweigert, das *Gelobt sei Jesus Christus* zu sprechen, wollte sich nicht bekreuzigen, nicht zur Beichte gehen, kein Schweinefleisch essen, und außerdem sieht seine Visage ziemlich jüdisch aus.«

Henri lachte laut. »Ach, was ihr euch da alles zusammenreimt! Gebt den Weg jetzt frei!«

Aber die vier umringten sie und erhoben ihre Knüppel. »Von dir wollen wir gar nichts und erst recht nichts von dem blonden Milchbart. Aber deinen Begleiter musst du uns ausliefern, damit wir ihn im Lager verhören und notfalls seine Füße ein wenig im Feuer rösten können.« Sie rissen das Pferd an der Trense zurück, packten Joshua mit den Fäusten und versuchten, ihn aus dem Sattel zu reißen.

Das Pferd, das eine solch rüde Behandlung nicht gewohnt war, sprang mit den Vorderfüßen in die Höhe, schüttelte die Angreifer ab und galoppierte auf dem Waldweg davon. Sein Hufschlag verklang in der Ferne.

Einer der Männer war anscheinend von den Hufen getroffen worden. Mit einem Aufschrei war er zu Boden gestürzt. Die anderen sahen sich ratlos an. Ehe Henri die umgeschlagene Stimmung ausnutzen und die Bauern mit seiner Redekunst beruhigen konnte, geschah etwas Unvorhergesehenes. Eine Lanze schwirrte durch die Luft und traf den am Boden liegenden Angreifer in die Brust.

Blitzartig hatte Henri erkannt, dass Sean aus dem Hintergrund die Waffe geschleudert hatte. Gegen seinen Willen musste nun auch er gegen die Bauern vorgehen, die jetzt ihre Kampfbereitschaft wiedergefunden hatten. Er schwang sein Schwert und durchstach den Oberarm eines Angreifers, der schon den Knüppel geschwungen hatte. Mit der linken Hand warf er seine Lanze und verwundete einen anderen am Bein. Der Vierte blieb wie gelähmt stehen.

Henri steckte sein Schwert in die Scheide und verstaute seine Lanze hinter dem Sattelknauf. Seine Stimme klang versöhnlich. »Wir helfen euch, aus Zweigen eine Bahre zu flechten, damit ihr euren Gefährten zum Hospiz zurücktragen könnt«, bot er den Männern an. Bewusst hatte er sie nur leicht verwundet. »Aber lasst euch diesen Überfall als Lehre dienen und bedroht niemals wieder unschuldige Menschen, die euch nichts zuleide getan haben!«

Stumm und verunsichert nahmen die Bauern das Angebot an. Sie senkten ihre Köpfe und torkelten mit der schweren Last davon. »Ihr müsst sogleich wieder zur Beichte gehen!«, rief Sean ihnen höhnisch nach und hob seine Lanze vom Boden auf. Aber als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah er Henri drohend mit ausgestreckter Handfläche über sich stehen. Noch nie hatte er seinen Herrn so zornig gesehen.

Offenbar konnte sich Henri nur mühsam beherrschen, seinen Knappen nicht zu schlagen. »Niemand mehr möchte ich erleben, dass du Bauern mit deiner Lanze verwundest, die nur mit Knüppeln bewaffnet am Boden liegen und nicht zum Kampf bereit sind!«, rief er mit ungewöhnlich lauter Stimme.

Sean duckte sich, weil er eine Ohrfeige befürchtete, brach in leises Weinen aus, das sich zu lautem Gebrüll steigerte. Er fühlte sich unschuldig und hatte gar ein Lob erwartet. »Aber du hattest mir doch befohlen, meine Lanze bereitzuhalten!«, rief er anklagend.

Längst hatte Henri seinen Jähzorn bereut. »Ja, bereithalten«, gab er zu, »aber nicht angreifen. Wenn hier einer das Signal zum unausweichlichen Kampf gibt, dann bin ich das. Diese Männer hätte man mit überzeugenden Worten zur Ruhe bringen können, ohne sie zu verwunden.«

Inzwischen war Joshua zurückgekehrt und sah schweigend von einem zum anderen. Er wusste nicht, was vorgefallen war, aber er beobachtete, wie sich der Junge die Tränen aus dem

Gesicht wischte, und ahnte, dass er selbst einen Grund zu der Auseinandersetzung gegeben haben könnte. Er fühlte sich unbehaglich. »Meinst du nicht«, wandte er sich leise an Henri, »dass wir dem Jungen erzählen müssten, wie wir beide uns kennen gelernt haben? Vielleicht sollten wir ihm auch erklären, was Thora und Talmud bedeuten, und von den Gräueln der Judenvertreibung berichten.«

Henri nickte, bestieg sein Pferd und gab Sean ein Zeichen, er möge sich nicht hinter ihm, sondern neben ihm halten, um ihn so als seinen Gefährten anzuerkennen. Während des Rittes dachte er allerdings darüber nach, ob Sean nicht mit kindlicher Raffinesse versuchen würde, die beiden langjährigen Gefährten gegeneinander auszuspielen. Gerade darum aber hielt er den Vorschlag von Joshua für die beste Lösung.

Sie ritten den ganzen Tag und vermieden größere Dörfer. Denn seit dem Verlassen des Hospizes befanden sie sich nicht mehr in dem Gebiet, das der englischen Krone unterstand. Nach der jüngsten Erfahrung mit den bäuerlichen Pilgern war doppelte Vorsicht geboten.

Gegen Abend entdeckten sie auf einer Wiese einen kleinen Heuschober. Ein Gehöft war nicht zu sehen. Henri blickte sich in der Gegend um und meinte, man könne wohl einigermaßen gefahrlos in dem Schober übernachten. Nachdem sie die Pferde versorgt hatten, suchten sich alle drei in dem wenigen Heu eine Lagerstatt. Aber keiner konnte Schlaf finden.

Sean verspürte zum ersten Mal Heimweh nach Beaumont und vor allem nach der Fürsorge und Liebe seiner Mutter. Er kämpfte mit den Tränen. Joshua erinnerte sich wehmütig an seine Frau und seinen Sohn, die er während der Judenvertreibung verloren hatte. Henri dachte an sein Gelöbnis, den Feuertod der Templeroberen zu rächen. Gegen alle Widerstände würde er diesen Fluch erfüllen.

Plötzlich hörte Henri ein Rascheln. Er fürchtete zunächst, es könnte sich von draußen jemand nähern.

Aber dann erkannte er im Dämmerlicht den Schatten von Joshua, der sich auf allen vieren dem Jungen näherte. Sean machte ihm bereitwillig Platz. »Magst du mir ein wenig zuhören?«, fragte Joshua leise.

Henri konnte nicht verstehen, was Sean antwortete, aber er hörte deutlich, was Joshua zu erzählen begann: »Ich hatte einen Sohn, der jetzt etwa so alt sein müsste, wie du es bist. Aber ich habe ihn durch den Tod verloren, an dem ich mich schuldig fühle. Wenn ich ihn im Gebrauch der Waffen unterwiesen hätte, könnte er vielleicht heute noch leben. Denn er hätte sich gegen seine Feinde wehren können.«

»Warum hast du das nicht getan?«, fragte Sean.

Joshua seufzte und fuhr fort. »Weil ich ihn in den Lehren des Talmuds und der Thora unterwiesen habe. Einer der Sprüche im Talmud sagt: *Fällt dein Feind, so sollst du dich nicht freuen, und strauchelt er, so soll dein Herz nicht jubeln.*«

Sean stützte sich auf seine Ellenbogen. »Das verstehe ich nicht. Man wird sich doch wehren dürfen und froh sein, wenn man den Gegner besiegt hat.«

Joshua fiel die Antwort schwer, aber er versuchte eine Erklärung: »Der Talmud sagt, dass Gottes Zorn sich gegen denjenigen kehren könne, der sich über den Schaden des anderen freut.«

»Das kann ich nicht so recht glauben«, meinte Sean und ließ sich wieder in das Heu zurückfallen.

Joshua war jedoch nicht zu beirren: »Der Talmud verbietet uns Juden auch ein Gebet um Rache oder gar Gottes Strafe gegen unsere Widersacher herabzuflehen. Wir sollen sogar für unsere Feinde beten, dass sie in Reue umkehren.«

Sean schwieg, und Joshua spürte seinen stummen Protest. »Vielleicht kann Henri dir all dies besser erklären«, meinte er und erhob sich.

Henri hatte aufmerksam zugehört. »Komm zu mir, Sean. Ich möchte dir eine Geschichte erzählen.«

Sean hatte sich nach den Vorgängen des Morgens eigentlich vorgenommen, keinerlei freundliche Geste von seinem Herrn anzunehmen und die ausgestreckte Hand abzuweisen. Aber seine Neugier war stärker. »Was für eine Geschichte?«, fragte er brummig.

»Eines Tages schickten mich meine Oberen zu einem jüdischen Gelehrten, um dessen Geheimwissen, vor allem die Zahlenmystik der Juden, zu erforschen. Der Gelehrte damals war Joshua. Er erzählte mir eine Parabel, die mein ganzes Denken veränderte und schließlich Joshua zu meinem Freund machte.«

»Joshua ist auch so schon mein Freund«, bekannte Sean triumphierend. »Aber meinerwegen erzähle mir diese Geschichte, die du Parabel oder sonst wie nennst.«

Henri bemerkte sehr wohl, dass Sean ihn provozieren wollte. Aber er ließ sich nicht beirren. »Da gab es einen Sultan Saladin, der durch seine Prachtliebe all sein Geld verbraucht hatte. Darum versuchte er, einen vermögenden Juden mit einer schweren Frage in einen Handel zu verwickeln. Auf diesem Wege wollte er das Geld des Juden an sich bringen. Er verlangte zu wissen, ob das jüdische, das sarazenische oder das christliche Gesetz das wahre sei. An dieser Frage, so hoffte der Sultan, müsse der Jude scheitern.

Der weise Jude antwortete ihm, er habe von einem reichen Mann gehört, der von seinen drei Söhnen denjenigen zum Erben einsetzen wolle, der einen kostbaren Ring des Vaters in seinem Vermächtnis vorzeigen könne. Da er aber alle drei gleichmäßig liebte, ließ er bei einem Goldschmied zwei genau

gleiche Ringe nach dem Muster des Originals anfertigen. Nach dem Tod des Vaters zeigte jeder der Söhne seinen Ring vor und beanspruchte das Erbe. Was glaubst du, Sean, wie sich dieses Problem löste?«

»Wahrscheinlich haben sie sich gegenseitig umgebracht«, mutmaßte der Junge.

Henri stutzte für einen Augenblick. »So könnte es gewesen sein«, gab er zu. »Aber in Wirklichkeit ist die Beantwortung der Frage immer noch in der Schwebe. Die Ringe sind nämlich nur ein Sinnbild für Glauben und Gesetz. Wem Gott den wahren Glauben gegeben hat, den Juden, den Christen oder den Sarazenen, lässt sich nicht feststellen. Darum müssen wir uns gegenseitig achten und anerkennen.«

Sean schüttelte den Kopf. »Ich glaube, dass der Abt von Cadouin mit dieser Antwort nicht zufrieden wäre. Und meine Mutter auch nicht.«

Joshua, der sich bis dahin zurückgehalten hatte, rückte näher. »Ich habe den Eindruck, dass unser kleiner Bursche mit solchen philosophischen Erörterungen überfordert ist. Vielleicht solltest du ihm von der Verfolgung berichten.«

»Das könnten wir gemeinsam tun«, schlug Henri vor. »Ich mache den Anfang. Noch vor der Auflösung des Templerordens waren die Juden Opfer der Geldgier König Philipps geworden. Jeder Jude, der nicht das vorgeschriebene Judenabzeichen, einen gelben Fleck, trug, wurde mit hohen Geldstrafen belegt. Schließlich, im Juli 1307, wurden alle Juden im Herrschaftsbereich des Königs verhaftet und ohne ihren ganzen Besitz ausgewiesen. Aber davon kann dir Joshua besser erzählen.«

»Du wirst dir nicht vorstellen können, was das bedeutet«, sagte Joshua zu Sean. »Aber eine Verfolgungsjagd, die kennst du seit heute. Die Meute, die uns damals verfolgte, war jedoch bei weitem gefährlicher und grausamer. Man trieb uns in

unsere Bethäuser, verrammelte sie von außen und zündete sie an. Unsere Frauen waren Freiwild für die Männer, die sich wie gierige Wölfe auf sie stürzten. Man zertrümmerte unsere Tische, Bänke und Betten, zerschlug das Geschirr, zerfetzte unsere Kleidung und nahm uns auch die letzte Münze. Die unbarmherzigen Verfolger schlugen uns zu Boden, bespuckten und traten uns. Viele meines Volkes lagen blutüberströmt im Schmutz der Straße und verendeten dort, ohne dass jemand ihnen half. Aber ich fand einen Retter.«

Sean atmete schwer und erhoffte sich die Antwort, die er nun erhielt.

»Auch unser Haus brannte. Vergeblich versuchte ich, meinen Sohn zu retten, nachdem ich meine Frau, viehisch ermordet, in der Küche vorgefunden hatte. Gerade während ich den kleinen Samuel über die Schwelle tragen wollte, brach das Dachgebälk über uns zusammen. Als ich aus der Ohnmacht erwachte, lag ich unter freiem Himmel. Jemand hatte mich aus den brennenden Trümmern hervorgezogen. Das war Henri, der unter Einsatz seines Lebens vergeblich versucht hatte, auch meinen Sohn zu retten.«

»Es darf aber niemals vergessen werden, dass der Templerorden aktiv an der Vertreibung der Juden beteiligt war«, mahnte Henri. »Dafür schäme ich mich heute noch. Ich habe nur versucht, wieder gutzumachen, was wir den Juden angetan haben.«

Joshua bat ihn zu schweigen. »Du hast viel mehr getan. Denn als mich die Meute als einen Brunnenvergifter beschimpfte und auch mich zu Boden schlagen wollte, hast du mich als Großmeister des Templerordens ausgegeben und damit gerettet.«

»Und nach alldem kannst du noch deinen Feinden vergeben und für sie beten, ohne Gottes Zorn auf sie herabzuwünschen?«, fragte Sean zweifelnd.

»Das lehrt uns der Talmud«, erwiderte Joshua.

»So«, sagte Henri zu Sean, »nun weißt du, wie ich Joshua kennen gelernt habe und was er mich gelehrt hat.«

»Ich aber werde Henri für alle Zeiten dankbar sein. Du hast ja nun selbst miterlebt, Sean, wie ich jederzeit auf seine Hilfe und seinen Schutz zählen kann.« Die beiden Männer reichten sich die Hände.

Sean stand auf. »Ich mag euch alle beide und möchte euer Freund sein. Oder muss ich warten, bis ich erwachsen und vernünftiger geworden bin?«

»Das musst du nicht«, lachte Henri, zog ihm die Beine weg, sodass Sean auf das Heulager zurückfiel. »Wenn du wieder Dummheiten machst, werde ich dir das schon deutlich sagen. Schluss jetzt mit den alten Geschichten. Morgen haben wir einen weiten Ritt vor uns.«

»Vielleicht könnten wir in irgendeinem Dorf auch etwas zu essen finden«, meinte Sean hoffnungsvoll.

»Das soll doch wohl hoffentlich keine Aufforderung zum Diebstahl sein!«, mahnte Joshua. »Da mache ich nämlich nicht mit.«

»Steht das auch im Talmud?«, fragte Sean. »Es kann doch keine Sünde sein, wenn wir ein paar Eier aus den Hühnernestern nehmen.«

Joshua zeigte sich ein wenig empört. »Hat dir deine Mutter niemals davon erzählt, wie Moses auf dem Berg Sinai von Gott die zehn Gebote empfing? Das achte Gebot heißt: Du sollst nicht stehlen, und das gilt auch für euch Christen.«

Sean wusste eine neue Entgegnung. »Aber steht denn nicht vielleicht auch im Talmud, dass man armen und hilfsbedürftigen Menschen helfen soll?«

Henri beendete jedoch diese theologischen Erörterungen mit einem simplen Vorschlag. »Du kannst ja versuchen, ein paar Eier aus den Nestern zu entwenden. Vielleicht erwischst dich

der Bauer und verabreicht dir eine wohlverdiente Tracht Prügel. Das ist allemal noch die beste Unterweisung, was ein Diebstahl für Folgen nach sich ziehen kann. So jedenfalls hat man uns Jungen die Lehren des Templerordens eingebläut.«

Joshua schüttelte den Kopf, und Sean zog sich grollend in seine Ecke zurück.

Als sie am nächsten Morgen ihre Pferde sattelten, schlug Henri vor, dass man im nächsten Dorf in einem Gehöft die Tiere tränken solle, falls man bis dahin keine Quelle gefunden hätte. »Sean kann ja im Hühnerstall nach ein paar Eiern suchen, während wir um ein Stück Brot bitten.« Er lächelte bei dieser Bemerkung.

Sowohl Joshua als auch Sean verzogen ihr Gesicht. Beide empfanden diesen Scherz als unpassend. Henri wies auf eine kleine strohgedeckte Hütte. »In den großen Gehöften sind die Leute meistens sehr misstrauisch, weil sie öfter unter Überfällen zu leiden haben. Aber bei den armen Bauern vermutet niemand Reichtümer. Darum fühlen sie sich vor Fremden sicher.«

Im Hof der Hütte befand sich ein Ziehbrunnen mit einem rostigen Schwengel. »Hoffentlich ist der noch zu gebrauchen«, gab Joshua zu bedenken. »Einen Eimer, den man hinablassen könnte, sehe ich auch nicht.«

Henri gab Sean die Zügel seines Pferdes in die Hand. »Wartet hier! Ich werde mich drinnen erst einmal umschaun.« Er hatte Mühe, im Dunkel der Hütte überhaupt etwas zu erkennen. Aber dann fühlte er sich plötzlich an der Hand gefasst und erkannte ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das eine viel zu große Schürze umgebunden trug. Henri wollte ihr die Angst vor einem Fremden nehmen. »Wir sind drei Männer auf einer Pilgerfahrt und bitten um etwas Wasser für unsere Pferde. Wo sind denn deine Eltern?«

Die Kleine wirkte völlig unbefangen. »Sie sind auf dem Acker und pflügen. Ich koche unseren Mittagsbrei.

Aber vorher helfe ich euch, die Pumpe in Gang zu setzen.« Sie ging voraus und betätigte trotz ihrer dünnen Arme mit bewundernswerter Kraft eine Kette. Ein erstaunlich sauberer Eimer kam zum Vorschein.

»Warte, ich helfe dir!«, rief Sean und warf Joshua die Zügel zu. Er hing sich neben das Mädchen an den verrosteten Schwengel, der sich quietschend in Bewegung setzte. Ein dicker Strahl klaren Wassers strömte aus der Tiefe. Henri sprang herbei, ergriff den gefüllten Eimer und brachte ihn zu den Pferden.

»Weiter so!«, rief er den Kindern zu. »Die Pferde sind sehr durstig.« Er sah, mit welchem Eifer Sean und das Mädchen ihrer Arbeit nachgingen. Aber er beobachtete auch, dass sich die beiden ziemlich eng aneinander drängten. Sie wirkten erhitzt, übereifrig und lachten sich gegenseitig an. Das hatte Henri nicht erwartet. Die ersten männlichen Gefühle seines Knappen hatte er sich anders vorgestellt. Darum schien es ihm geraten, dieser Tätigkeit ein Ende zu bereiten. »Vergisst du auch nicht deinen Brei im Kessel über dem Feuer?«, fragte er mahmend.

»Huch!«, schrie das Mädchen, ließ den Schwengel los und eilte davon. Sean wollte ihr folgen, aber Henri beorderte ihn mit einem scharfen Befehl zurück. »Erst werden die Pferde versorgt!«

Die Eltern des Mädchens hatten wohl auf dem nahen Acker die Stimmen auf dem Hof gehört. Die Frau spannte den Ochsen aus der hölzernen Pflugschar, während der Mann eilig zum Hof gelaufen kam. »Was führt euch zu uns? Wir sind arme Leute und haben nichts zu verschenken.«

Eilends kam das Mädchen aus der Küche gelaufen.

»Die drei sind Pilger und haben um Wasser für ihre Pferde gebeten. Der blonde Junge hat mir sogar geholfen, den schweren Brunnenschwengel in Bewegung zu setzen.«

Inzwischen war auch die Frau herangekommen, die den Ochsen mit einem Stecken zu einer schnelleren Gangart angetrieben hatte. Sie wirkte weder ängstlich noch argwöhnisch. Darum entschloss sich Henri zu einer höflichen Frage. »Wir sind schon sehr lange auf einer beschwerlichen Pilgerfahrt. Wenn Sie uns ein Stück Brot abgeben könnten, würden wir das natürlich bezahlen.«

»Ich habe einen großen Topf voller Gerstenbrei gekocht!«, rief das Mädchen. »Das reicht für uns alle.«

»Dann kommt von mir aus mit uns in die Küche«, erlaubte der Bauer den Fremden. Aber Henri beobachtete deutlich, dass er sein Messer griffbereit in den Gürtel steckte.

Das Mädchen hatte schon den großen Breitopf auf den rissigen Eichentisch gestellt und vier Löffel dazugelegt. »Wir besitzen nur diese Löffel«, sagte sie. »Aber der Junge kann ja den Löffel mit mir teilen.«

Diese vertrauliche Gemeinsamkeit geht mir aber allzu schnell, dachte Henri und schob Sean seinen Löffel hin. »Fang nur an! Du bist hungrig. Für mich wird schon etwas übrig bleiben.«

Die beiden Kinder wagten keine Widerrede.

»Geh in den Stall und füttere den Ochsen«, befahl der Bauer am Ende der kargen Mahlzeit seiner Tochter. Bereitwillig sprang das Mädchen auf und zog Sean von der Bank hoch. »Komm mit, du kannst mir helfen!«

Die Bauersleute erhoben keinen Einwand. Während die Frau am Herd umherschlurft, einer dürren Katze einige Abfälle zuwarf und die Löffel mit einem Tuch abrieb, streckte sich der Bauer auf der Ofenbank aus. Unter halb geschlossenen Lidern beobachtete er die Fremden. Aber nach einer Weile kündigte sein lautes Schnarchen an, dass er eingeschlafen war.

Henri griff in seinen ledernen Brustbeutel und entnahm ihm einige Münzen, die er auf den Tisch legte. »Bist du

einverstanden, wenn wir jetzt weiterreiten?«, fragte er Joshua. Sein Gefährte sah allerdings so aus, als ob er sich am liebsten auch eine kleine Ruhepause auf der Ofenbank gegönnt hätte. Aber er nickte und erhob sich bereitwillig.

Henri ging voraus zum Stall. Die Tür stand weit offen, und lautes Gelächter tönte ihm entgegen. Die beiden Kinder bewarfen sich mit Heu, rangelten im Scherz miteinander und kugelten sich auf dem Boden herum. Sie erprobten ihre Kräfte. Aber das Mädchen, das an harte Arbeit gewöhnt war, erwies sich als die Stärkere. Schließlich saß sie rittlings auf dem Jungen und hinderte ihn daran, sich unter ihr wegzudrehen. Henri kam der Gedanke, dass dieses Mädchen doch nicht so unerfahren war, wie er zunächst angenommen hatte. Vielleicht aber fühlte sich Sean unter dieser Last durchaus wohl. War dies hier nun ein Kinderspiel oder nicht? Henri blieb in der geöffneten Stalltür stehen und konnte sich nicht entschließen, dem fröhlichen Kampf ein Ende zu bereiten. Wie lange hatte er Sean nicht mehr lachen hören! Auch seine lustigen Lieder waren verstummt. Sean war kein Templerjunge. Er durfte ihm nicht mehr mit so viel Strenge begegnen.

Als er jetzt rief, klang seine Stimme leise und sanft.

»Es tut mir Leid, dass du Abschied nehmen musst. Aber unser Vorhaben zwingt uns, jetzt weiterzureiten.«

Das Gelächter nahm ein jähes Ende. Die beiden sprangen auf und säuberten sich gegenseitig von dem Heu, mit dem sie sich beworfen hatten. Henri sah zum ersten Mal, dass der Junge sehr zarte Hände hatte. Er drehte sich um, weil er nicht Zeuge des Abschieds der beiden sein wollte.

Sean nahm sein Pferd in Empfang, das Joshua schon gesattelt hatte. Sein Gesicht wirkte verschlossen. Wortlos schwang er sich in den Sattel.

Am frühen Nachmittag erreichten sie eine Wiese, auf der die ersten Märzenbecher blühten. Die Sonne stand noch im Süden,

und nur wenige weiße Wölkchen segelten durch das strahlende Blau des Himmels. Am Waldrand lagen einige trockene Baumstämme, die zum Sitzen einluden.

Henri ließ sich aus dem Sattel gleiten. »Wir wollen hier eine kurze Rast einlegen«, schlug er vor und wandte sich an Sean. »Ich habe dich lange nicht mehr singen hören. Kennst du nicht ein lustiges Frühlingslied?«

Sean blieb stehen. »Mir ist nicht nach Singen zumute«, gab er unwillig Auskunft.

»Komm, setz dich zu mir!«, sagte Henri freundlich und rückte beiseite. »Ich möchte etwas mit dir bereden.«

»Na gut, ich höre zu«, erwiderte Sean, ohne auf die Freundlichkeit einzugehen.

Henri gab sich Mühe, die schlechte Laune des Jungen zu übersehen. Er entwickelte seinen Plan. »Warst du in Bordeaux, als die Großmeister des Templerordens auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden?« Als Sean stumm nickte, fuhr er fort. »Ich habe damals geschworen, das schreckliche Ende meiner Ordensbrüder zu rächen. Sie haben im Todeskampf den König verflucht, und ich bin entschlossen, diesen Fluch zu erfüllen.«

Sean vergaß seinen Missmut. Seine soeben noch trüben Augen begannen zu glitzern. »Wie willst du das anstellen?«

Henri war froh, dass der Junge seine Teilnahmslosigkeit abgelegt hatte. »Wir sind auf dem Weg nach Paris zum Schloss des Königs und müssen versuchen, dort einzudringen. Denn ich werde König Philipp töten. Er trägt die Schuld am Tod meiner Brüder.«

Sean riss die Augen auf. »Den König willst du töten?«

»Ja, aber das wird ein schwieriges und gefährliches Unterfangen. Willst du mir helfen? Auf Joshua ist nicht immer Verlass. Das müssen wir ihm verzeihen. Denn den Juden ist es verboten, am Sabbat zu kämpfen.«

Völlig unerwartet fiel Sean seinem Herrn um den Hals. »Ich werde immer an deiner Seite kämpfen.«

Henri zog ihn an sich. »Ich verspreche dir, dass wir nach unserem gefährlichen Vorhaben nach Beaumont zurückkehren werden, damit du deine Heimat und deine Mutter wieder sehen kannst. Du kannst dich dann dort entscheiden, ob du mich weiter begleiten willst. Denn ich werde mich auf eine lange, weite Reise begeben, vielleicht sogar bis nach Jerusalem. Du musst dich nicht jetzt schon entscheiden.«

Sie blieben noch eine Weile nebeneinander sitzen, blinzelten in die Sonne, und Sean begann leise, ein Loblied auf die Freuden des Frühlings zu singen.

Auch in Fontainebleau zeigte sich an den Bäumen ein erster Hauch von Grün. Am Waldrand breiteten sich Krokusse und Schneeglöckchen aus. Um die vorjährigen Nistplätze stritten sich mit lautem Gezwitscher die zurückgekehrten Zugvögel.

König Philipp hatte für diese Frühjahrsfreuden weder Augen noch Ohren. Er fürchtete sich vor der Rache der Templer, die sich vielleicht noch irgendwo versteckt hielten. Als der Diener einen ungebetenen Besucher gemeldet hatte, war er fast in Panik geraten. Wer vermutete ihn in der Einsamkeit seines Jagdschlusses statt in seinem Pariser Palais? Hatte er einen Fehler begangen, das Ratskollegium hierhin zu beordern? Gab es unter den Vasallen, den Rittern, Herzögen und Grafen vielleicht Verräter? War vielleicht sogar ein Assasine vorgedrungen, einer dieser Meuchelmörder, die auch vor dem eigenen Tod nicht zurückschreckten? Er war sehr froh, dass sich sein Kanzler Nogaret so mutig gezeigt hatte und mit gezogenem Schwert dem Besucher auf der Freitreppe entgegengetreten war.

Nogaret war nach wenigen Minuten empört zurückgekehrt. Das Schwert steckte wieder in der Scheide. »Diese Bauern werden immer unverschämter. Ein Kerl, der es wagt,

ungerufen und in dreckige Lumpen gekleidet, in Eurem Jagdschloss zu erscheinen, verlangt Euch zu sprechen. Ich habe ihn erst einmal in einen leer stehenden Hundezwinger sperren lassen.«

»Warum habt Ihr ihn nicht zu den Wolfshunden gesperrt?«, mischte sich einer der Lehnsherren ein. »Die hätten ihm schnell den Garaus gemacht.«

Nogaret bedachte ihn mit einem bitterbösen Blick. »Dazu wird später immer noch Zeit sein. Vielleicht hat der Mann irgendetwas Wichtiges zu melden. Ich werde ihn von den Knechten säubern lassen, damit der Gestank nach Dung und Pferdekot erträglich wird. Danach werden wir ihn im Geräteschuppen verhören.«

Philipp nickte zufrieden. »Übernimm das, Nogaret! Ich vertraue Eurer Erfahrung.«

Der Kanzler verbeugte sich. »Es scheint mir ratsam, wenn das Kollegium vorläufig noch versammelt bleibt. Denn es ist durchaus möglich, dass der Kerl uns glaubwürdige Nachrichten übermitteln wird.«

Kurz darauf ertönten draußen die barsche Stimme Nogarets und das Wimmern eines Fremden. Die Tür flog auf, und der Kanzler warf eine armselige Gestalt dem König zu Füßen. »Berichte, was du zu sagen hast. Wenn deine Nachricht wichtig und wahr ist, kannst du mit einer Belohnung rechnen. Wenn du lügst, wirst du diesen Herren hier auf einer Treibjagd als Wild dienen und den Tod mit dem Hirschfänger finden.«

Der Bauer zitterte so sehr, dass seine Worte zunächst nicht zu verstehen waren. Nogaret wandte sich an einen der Gutsherren, der für seine Brutalität gegenüber Hörigen und Knechten bekannt war. »Gib ihm ein paar kräftige Schläge mit deiner Peitsche!« Noch niemals hatte der Kanzler persönlich einen Schlag ausgeteilt.

Der Bauer erhob flehend seine Hände. »Schlagt mich nicht! Ihr werdet mit mir zufrieden sein.«

»Das wollen wir hoffen«, sagte der Gutsherr, der seinen Ochsenziemer schon ergriffen hatte.

Die Angst verlieh dem Bauern seine Stimme. »Ich war auf dem Rossmarkt in Bordeaux, und dort habe ich den berühmten schottischen Templer Henri de Roslin gesehen. Jeder von uns weiß doch, dass er den Tempelerschatz in Sicherheit gebracht und versteckt hat.«

Philipps Interesse war geweckt. »Bist du sicher, dass es sich bei dieser Person um Henri de Roslin handelte?«

»Ja, er stand nahe vor mir und erkundigte sich nach einem Ross. Ich habe ihn dann heimlich verfolgt. Er traf sich mit diesem schottischen Burschen aus der Bastide Beaumont, wo der Junge mit seiner Mutter wohnt. Dieser kleine Nichtsnutz strolcht den ganzen Tag in Bordeaux herum. Aber nach dem Treffen mit dem Templer ritt er mit ihm auf dessen Pferd nach Beaumont. Einer der Knechte von dort erzählte mir, dass der Templer sogar von der Mutter des Jungen empfangen wurde. Der Vater ist auf einem Kreuzzug im Heiligen Land ermordet worden.«

»Man kann also davon ausgehen, dass der Templer sich noch in der Nähe von Bordeaux aufhält«, äußerte der König seine Vermutung.

Nogaret stimmte ihm zu. »Aber vielleicht sollte man vorläufig noch die erbärmliche Kreatur hier in den Hundekäfig sperren, bis unsere Kundschafter herausgefunden haben, ob diese Geschichte auf Wahrheit beruht.«

Der König wandte sich an das Ratskollegium. »Wer von Euch Ländereien und Lehensgüter im Umkreis von Bordeaux besitzt, stelle Nachforschungen an! Ich erwarte baldige Ergebnisse.« Philipp erhob sich und winkte herrisch mit den Händen. »Für heute seid Ihr entlassen.«

Der Saal leerte sich. Nogaret und der Kämmerer blieben als die engsten Vertrauten des Königs rechts und links neben dem Herrscher stehen. Der Bauer blieb immer noch auf dem Boden knien.

»Du sollst deine Belohnung haben«, sagte Philipp. Er wandte sich an seinen Kämmerer. »Bringt mir aus der Schatzkammer fünf Goldmünzen! Und ruft mir meinen Leibjäger, der diesen Bauern hier durch den Wald bis zur Grundstücksgrenze bringen soll, damit der Fremdling den Weg nicht verfehlt.«

Der Kämmerer kehrte nach einer geraumen Weile zurück und zählte dem Bauern die Goldmünzen in die Hand. Den Leibjäger hatte er gleich mitgebracht.

»Du darfst dich erheben und heimwärts wandern. Mein Leibjäger wird dich ein Stück des Wegs begleiten.«

Der Bauer erhob sich schwankend und dankte dem König für seine unermessliche Güte, während Nogaret den Jäger beiseite gezogen hatte und ihm einige Worte zuflüsterte.

Als sich die Tür hinter den beiden geschlossen hatte, wandte sich der Kanzler an Philipp. »Es ist doch wohl in Eurem Sinne, mein König, wenn ich den armseligen Lumpenbauern nicht mit den wertvollen Münzen davonkommen lasse. Ich habe Anweisung gegeben, dass der Jäger ihm die Kehle durchschneidet und das Geld dem Kämmerer zurückbringt.«

»Aber natürlich«, stimmte Philipp zu. »Ich hatte niemals vor, ihn lebend entkommen zu lassen. Ich verabscheue Verräter.«

»Wenn es Euch recht ist, mein König, werde ich dem Jäger für die reibungslose Befolgung des Befehls und für die Arbeit des Eingrabens eine Goldmünze geben.«

»Das ist klug gedacht«, erwiderte Philipp. »So können wir gewiss sein, dass unser Leibjäger Stillschweigen bewahrt.«

Der Jurist Nogaret schüttelte den Kopf. »Eine Silbermünze genügt auch. Denn sollte der Jäger die Dummheit begehen, in der Gesindestube über diesen Auftrag zu schwatzen, werde ich

ihn sogleich des Mordes anklagen. Natürlich hat niemand von uns ihm befohlen, dem Bauern die Kehle durchzuschneiden.«

Der Kämmerer nickte. »Selbstverständlich hat er in diesem Fall auch niemals die Goldmünzen zurückgebracht.«

»Das dürfte schon genügen, um ihn am Galgen baumeln zu lassen«, stellte Nogaret fest.

Alle drei lachten.

Henri wäre gern auf den Baumstämmen am Waldrand sitzen geblieben und hätte Seans Gesang zugehört. Er erinnerte sich an die Zeit, als er selbst noch Knappe war. In friedlichen Stunden, wenn es die Kämpfe zuließen, hatten auch die Kreuzfahrer gesungen. Wehmütige Lieder waren das zumeist, die vom Konflikt zwischen Minne und Kreuzzugsforderung handelten. Henri hatte nicht den Gesang eines jungen Mannes vergessen, der wenige Tage später von einem Fieber dahingerafft wurde. Einige Zeilen hatten sich ihm eingepägt: »Unter der Linden an der Heide, da unser zweier Bette war...«

Aber nach all den Jahren wusste er nicht mehr, wie es weiterging. Nur dass von gebrochenen Blumen, niedergedrücktem Gras und dem Gesang der Nachtigall die Rede war, daran erinnerte er sich noch.

Henri kannte den Dichter nicht, aber er hatte aus Büchern erfahren, dass einige Verfasser dieser Gedichte, die von Liebe in Zeiten des hehren Kreuzzuges handelten, selber an Zügen ins Heilige Land teilgenommen hatten. Einige waren mit Friedrich Barbarossa übers Meer gen Jerusalem gekommen. Darum fühlte sich Henri von ihren Liedern immer wieder ergriffen. Leise sang er vor sich hin: »Dem Kreuz gebühret edler Sinn...«

»Du kannst ja auch singen«, sagte Sean und sah ihn von der Seite an.

Henri ließ seinen Hengst in einen langsamen Trab fallen. Er wollte nachdenken, wie es damals gewesen war, als er nach dem Verbot des Templerordens durch die Welt gereist war. Alles, was er während seines Rittes durch die Länder der

Sarazenen erlebt hatte, war verschwommen wie in einem Nebel. Erst damals hatte er den Konflikt verstanden, von dem die Dichter jener Strophen sprachen. Es fiel ihm schwer, seine Gedanken zu ordnen. Städte, Dörfer, Täler und Berge verschwammen zu einem bunten Bild. Er spürte, wie seine Gedanken abschweiften und seine Aufmerksamkeit nachließ.

Joshua schaute seinen Gefährten beunruhigt an. »Dort hinten am Horizont habe ich einige Reiter gesichtet. Es könnten französische Späher sein. Sollten wir uns nicht besser im Gebüsch verstecken, bis der Weg wieder frei ist?« Schon seit Tagen hatten sie bemerkt, dass immer mehr königliche Streifen unterwegs waren.

Henri fühlte sich beschämt, dass er sich in seinen Erinnerungen verfangen hatte. »Wir können nicht bis Paris allen Menschen aus dem Weg gehen. Es ist besser, wenn wir uns darin üben, christliche Pilger zu sein.«

Die Reiter kamen näher. »Gott zum Gruß!«, rief ihnen Henri entgegen, als sie in Hörweite waren. Sean stimmte sogar ein Marienlied an. Joshua verbarg das Gesicht unter seinem Hut. Die fremden Reiter ritten vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Sean fuhr fort, sein Lied zu singen, als die Reiter längst außer Hörweite waren. »Wie würde es uns ohne dich ergehen!«, rief Henri. Es klang scherzhaft, aber er meinte es ernst.

Erst als der Vollmond immer heller schien und die Schatten der drei Reiter sich scharf von dem baumlosen Weg abhoben, fanden sie eine leer stehende Scheune. »Es ist zu gefährlich, in dieser hellen Mondnacht weiterzureiten«, meinte Henri. »Wir wollen hier Rast machen und auch die Pferde mit nach drinnen nehmen.«

Aber kaum hatten sie es sich auf dem gestampften Lehmboden einigermaßen bequem gemacht, als Henri wieder von seinen Erinnerungen heimgesucht wurde. Wie ein Wunder

erschien es ihm heute, dass er sich damals, vor sechs Jahren, in Sicherheit bringen konnte. Denn die im ganzen Königreich gut vorbereitete Polizeiaktion war ein voller Erfolg für Philipp gewesen.

Schon immer hatte er jedoch ein Gespür für herannahende Gefahren gehabt. Darum befand er sich, als die ersten Verhaftungen einsetzten, bereits auf dem Weg nach Süden. Eigentlich war die iberische Halbinsel sein Ziel, aber auch von dort kam die beunruhigende Nachricht, dass man sich den Wünschen des Königs von Frankreich nicht widersetzen könne. Er hatte auch daran gedacht, in Zypern Zuflucht zu suchen. Denn auf dieser Insel befand sich seit dem Jahre 1291 die Ordensleitung der Templer. Er erinnerte sich auch daran, dass während des Kampfes um Akkon venezianische Schiffe Proviant und Truppen von Zypern aus in den Orient verschifft hatten. Aber mit dem Templerorden wollte er jetzt lieber nicht in Verbindung gebracht werden.

So beschloss er, von dem französischen Hafen Toulon aus nach Iskanderija, dem Alexandria der alten Griechen in Ägypten, überzusetzen. Die Macht des französischen Königs reichte nicht bis dorthin. Außerdem würde ihn in dieser großen Stadt niemand als einen Templer verdächtigen, wenn er sich in arabische Kleidung hüllen würde. Ganz wohl war ihm nicht bei diesem Gedanken. Hatte er sich etwa, als er durch die fremden Länder ritt und deren Bräuche annahm, schon mit der äußeren Erscheinung auch von dem Gedankengut der Templer entfernt? Er wollte sich darüber Rechenschaft ablegen und musste mit jemandem reden, der vielleicht seine Befürchtungen nachvollziehen oder sogar zerstreuen konnte. Aber mit wem?

Joshua war fest in seinem jüdischen Glauben verwurzelt. Niemals würde er von den Gesetzen der Thora abweichen. Würde er es verstehen, dass ein Templer bereit sein könnte, um

seiner Sicherheit willen die Gebote des Ordens zu übertreten? Aber waren nicht vielleicht auf dem Konzil von Vienne mit dem Orden auch dessen Gebote aufgehoben worden? Konnten diese Zweifel nicht etwa schon eine Sünde sein? Aber andererseits gehörten zu einem festen Glauben auch die Zweifel.

Nur Sean blieb ihm heute Nacht noch als Gesprächspartner. Dieser würde wahrscheinlich ein aufmerksamer Zuhörer sein, auch wenn er selbst mehr zu sich als zu dem Jungen sprechen würde. Henri wandte sich ihm zu. »Sean, ich möchte dir von meinem langen abenteuerlichen Ritt durch die Welt der Sarazenen berichten. Magst du das hören?«

Sean, der schon ein wenig schläfrig war, wurde sofort hellwach. »Ja, sehr gern! Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wo du dich wohl nach dem Verbot des Templerordens versteckt hieltest. Jedenfalls hat man dich nicht erwischt.«

Henri begann zu erzählen. Er hoffte, dass Sean mit seinem klaren und problemlosen Verstand die richtigen Antworten finden würde. »Mir war es damals mit Geld und guten Worten gelungen, vom französischen Hafen Toulon aus eine Schiffspassage nach Iskanderija zu ergattern. Welch eine Stadt war dieses Iskanderija! Paris ist gegen einen solchen orientalischen Souk nur ein schwacher Abglanz. Das Funkeln von Silber, Perlen und Edelsteinen blendet die Augen, die Düfte von Weihrauch, Muskat und Safran betäuben die Sinne. Aber für einen Templer wie mich waren das Herrlichste die scharfen Klingen aus Damaskus und die Waffen mit ihren kostbaren Gravuren, besetzt mit Elfenbein und Diamanten. Nachdem ich die Klingen mehrerer Waffen geprüft hatte, erstand ich nach längerem Feilschen einen kostbaren Dolch.«

»Besitzt du noch diese Waffe?«, fragte Sean gespannt.

Henri schüttelte den Kopf. »Leider nein! Und das kam so: Ich war so vertieft in alle diese Pracht, dass ich zu wenig meine Umgebung beobachtete. Plötzlich riss mich eine kräftige Faust in eine Nische zwischen die Buden. Zwei Männer packten mich von beiden Seiten und schlitzen mir das Obergewand auf, ohne dass ich mich wehren konnte. Wahrscheinlich hofften sie darauf, einen Geldbeutel zu entdecken, denn ich trug eine lederne Schnur um den Hals. Aber daran hing mein Talisman, den mir der Sarazene in Akkon geschenkt hatte, als ich ihn unter den Trümmern hervorzog. Seit damals hatte ich mich von dieser Münze niemals mehr getrennt. Aus unerfindlichen Gründen glaubte ich, dass sie mich vor Tod und Krankheit schützen würde.«

Sean schwieg und hielt den Atem an. Er wartete auf die Fortsetzung dieser aufregenden Begebenheit.

»Sie rissen an dem Band, das sich nicht lösen wollte. Wütend schnitten sie schließlich den Lederriemen durch. Offenbar war es nicht die Kostbarkeit, die sie erwartet hatten. Sie hatten schon die geballten Hände erhoben, um mir in ihrer Wut und Enttäuschung einen Faustschlag zu versetzen, als sie im Dämmerlicht einer Fackel die arabische Inschrift auf der Münze entdeckten. Beide schrien auf und wichen zurück.

Der Größere der beiden packte mit festem Griff das Handgelenk des Kleineren. Er wirkte völlig verstört, und seine Stimme klang verzerrt: ›Lass ihn laufen, sonst werden seine Kampfgefährten grausame Rache an uns nehmen. Er gehört zu einer geheimen Bruderschaft.‹ Der Kleinere konnte es jedoch nicht lassen, meinen edelsteinbesetzten Dolch mitzunehmen. Mir aber war es wichtiger, den Talisman behalten zu können.«

»Erzähle weiter!«, bat Sean. »Hast du diese gefährliche Stadt dann verlassen?«

»Ja, ich hatte Glück. Draußen vor den Toren lagerte eine Kamelkarawane. Der Älteste des Beduinenstammes war

zunächst misstrauisch. Aber ich dachte mir: Was einmal so überraschend gewirkt hatte, könnte mir auch jetzt wieder von Nutzen sein. Darum zeigte ich meinen Talisman vor. Was mochte das für eine geheime Bruderschaft sein, der ich jetzt angehörte? Der Alte verbeugte sich tief und führte mir ein Kamel zu. »Behalte es als dein Eigentum«, sagte er. Weil er nur noch wenige Zähne hatte und kaum zu verstehen war, glaubte ich an einen Irrtum. Er versorgte mich noch mit einer handgewebten Decke, die mir in den kalten Wüstennächten gute Dienste tat. Als die Karawane aufbrach, gab mir der Älteste ein Zeichen, dass ich neben ihm an der Spitze des langen Zuges reiten solle. So führte ich für viele Monate das Leben eines Berbers.«

»Das kann ich mir kaum vorstellen«, warf Sean ein.

Henri versuchte eine Erklärung. »Wenn man so lange Zeit unter Berbern lebt wie ich, dann fühlt man wie sie, denkt wie sie und handelt auch wie sie. Das sollte sich noch als gut erweisen. Aber davon erzähle ich dir später, wenn ich dir von der Wüstendurchquerung auf dem Weg nach Bagdad berichte. Dort sollte unsere Karawane enden.

Unser Ritt führte uns aber zunächst nach Damaskus. Diese Stadt ist nicht so prächtig und bunt wie Iskanderija. Für mich sollte sich aber Damaskus als lebenswichtig erweisen. Denn ich erwarb dort einen Säbel aus Damaszenerstahl. Das ist etwas Besonderes. Diese Klingen sind sehr elastisch. Dünne Stäbe aus hartem und weichem Stahl werden miteinander verschweißt. Du erkennst diesen Stahl an der flammigen oder blumigen Musterung.«

»Ist dir wenigstens dieser Säbel geblieben?«, erkundigte sich Sean.

»Nein!«, erwiderte Henri kurz angebunden. Er wollte hierüber keine Auskunft geben. »Damaskus ist ein Treffpunkt aller Karawanen. Auch die Pilger nach Mekka sammeln sich

dort. Wir blieben aber nur eine Nacht in Damaskus, übernachteten in einer Karawanserei und brachen am nächsten Tag in der Frühe zu unserem Ritt durch die Wüste auf. Ich will dich nicht mit der Eintönigkeit dieser Wochen langweilen, obwohl auch die Wüste mit ihren Sonnenaufgängen und dem nächtlichen Sternenzelt ihre Schönheiten hat.«

»Lieber möchte ich jetzt etwas von den Gefahren hören, die überall in der Wüste lauern«, gab Sean zu.

Henri nickte. »Wenn du Skorpione und Sandvipern, die sengende Hitze und die schrecklichen Sandstürme meinst, so könnte ich dir viel von den Gefahren der Wüste erzählen. Aber ich weiß schon, was du meinst. Also, dann schlafe jetzt nicht ein! Denn nun wird es spannend für dich.

Es war in einer jener kalten Wüstennächte. Die hohen Flammen des Lagerfeuers waren in sich zusammengesunken. Nur ein letztes Glimmen gab noch ein wenig Wärme ab. Ich hatte mich in meine warme Decke gehüllt, den Sattel unter den Kopf geschoben und horchte auf das gleichmäßige Kauen der Kamele. Der Alte neben mir atmete rasselnd mit offenem Mund und wurde ab und zu von einem heiseren Husten geschüttelt. Diese gleichmäßigen Geräusche schläfernten mich allmählich ein.

Wir hatten Wachen aufgestellt. Ein hoher Schrei des Wachtpostens riss uns alle aus dem Schlaf. Wir griffen zu unseren Waffen. Aber für eine Gegenwehr war es zu spät. Über den Dünenkamm stürmten verwegene Gestalten auf schnellen Araberpferden herbei, umzingelten uns und bedrohten uns mit Messern und Krummsäbeln. Offensichtlich hatten sie es auf unsere Lasttiere abgesehen und erhofften sich reiche Beute. Sie fesselten den Alten mit Ketten und setzten ihm ein Messer an die Kehle. Einige der Angreifer lösten die Fesseln von den Vorderfüßen der Kamele und führten die ersten Tiere die Dünen hinauf. Andere legten die jungen

Männer in Ketten. Ich nehme an, dass sie dazu ausersehen waren, als Sklaven verkauft zu werden. Unser Karawanenführer versuchte röchelnd, mir etwas verständlich zu machen. Als man auch mich in Ketten legen wollte, hatte ich endlich verstanden.

Ich zog mein Amulett hervor und hielt es empor, so wie es die Mönche mit dem christlichen Kreuz vor einer Teufelerscheinung tun. Obwohl ich mir nach den jüngsten Erfahrungen einen hilfreichen Erfolg versprochen hatte, konnte ich kaum fassen, was nun geschah. Mit lautem Geschrei wurden die Räuber zurückbeordert, die mit unseren Kamelen fast schon den Dünenkamm erreicht hatten. Die anderen ließen Ketten und Fesseln fallen, befreiten sogar unseren Karawanenführer und traten drei Schritte von mir zurück. Sie verbeugten sich sogar, ehe sie auf ihren Araberpferden davonstürmten. Der Spuk war fast ebenso schnell vorbei, wie er gekommen war.

Ein junger Kamelführer hatte einen Gefangenen gemacht, einen wild aussehenden Burschen mit zotteligem Haar. Er schrie und tobte und wand sich unter dem festen Griff. Unser Kameltreiber hatte schon sein Messer gezogen und hatte wohl nichts anderes im Sinn, als seinem Gefangenen die Kehle durchzuschneiden. Aber ich griff ein und gebot ihm mit einer herrischen Gebärde, den Gefangenen frei zu lassen. Da merkte ich, dass sie auf mich hörten, als sei ich ihr Anführer. Er ließ den Schreienden sofort los. Allerdings wollte er ihn nicht ohne Denkkettel entkommen lassen. Er trieb mit seiner geflochtenen Lederpeitsche den Wüstenräuber ohne dessen Pferd den Dünenhang hinauf. Eine Blutspur zeigte an, dass er ihn mehrmals mit kräftigen Schlägen getroffen hatte. Ich war der Meinung, der Räuber habe diese Strafe durchaus verdient.«

»Das finde ich auch«, stimmte Sean zu.

»Längst hatte ich das Gefühl für die Zeit verloren«, fuhr Henri fort. »Ich weiß nicht mehr, wie lange wir unterwegs waren, bis Bagdad auftauchte, einstmals die Stadt der Kalifen. Aber den letzten Kalifen hatten die Mongolen ermordet, als der Herrscher Hülagü Khan mit seinen Reiterscharen vor fast 60 Jahren Damaskus eroberte und zerstörte. Die Bevölkerung wurde niedergemetzelt, und die Überlebenden sahen oft keinen anderen Ausweg mehr, als zum Nomadenleben zurückzukehren. Aber Bagdad entstand neu aus den Trümmern.

Denn auch die neuen Herrscher von Bagdad, die sich die Dynastie der Ilkhane nannten, nahmen den Glauben der Sarazenen an. Bald blühte der Handel erneut, und das Land entwickelte sich wieder zu einem Umschlagplatz zwischen den Christen und dem Morgenland. Alles war rege, und die Zeichen der Zerstörung waren längst verschwunden.«

Henri bemerkte, dass sich Sean zu langweilen begann. Darum beendete er diese historischen Erklärungen und fing an, von der Stadt zu erzählen. »Schon von weitem sahen wir die goldenen Kuppeln ihrer Bethäuser, der Moscheen, die herrlichen Paläste und die vielen Kirchtürme oder Minarette, deren Spitzen bis in die Wolken ragten. Ich hatte schon früher von der Pracht dieser Stadt gehört. Joshua hatte mir berichtet, dass in den Bibliotheken von Bagdad mehr Bücher zusammengetragen worden seien als in der ganzen übrigen Welt. Begeistert hatte er von den zahlreichen Schulen und Universitäten gesprochen.«

Sean rutschte unruhig auf dem harten Lehm Boden hin und her. »Das hört sich an, als ob diese Stadt nur etwas für Gelehrte gewesen wäre.«

»Da irrst du dich«, antwortete Henri. »Allein schon die Häuser sind bewundernswert. Es gibt zwar keine Fenster oder Balkone mit dem Blick nach draußen. Aber jedes Haus hat

einen Innenhof, in dem es sprudelnde Brunnen, Blumen und üppige Pflanzen gibt. In so einem prachtvollen Haus fanden wir natürlich kein Unterkommen. Wir lagerten vor den Toren in einem kleinen Dattelpalmenwald, der uns Schatten spendete.

Am nächsten Tag löste sich die Karawane auf. Die Treiber brachten ihre Lasten zum Hafen, um sie dort auf Schiffe zu verladen, die den Tigrisstrom befuhren. Wir umarmten uns und nahmen Abschied, obwohl ich mich nur ungern von dem Alten trennte. Aber ich wollte Bagdad noch näher erforschen. Vielleicht wusste in dieser von Menschen wimmelnden Stadt irgendjemand etwas über die geheime Bruderschaft, der ich angehören sollte. Mein Kamel konnte ich in Bagdad natürlich nicht so gut gebrauchen. Ich tauschte es gegen einen Araberhengst ein.

Ich bin kein guter Erzähler«, unterbrach Henri und wandte sich an Sean. »Da müsstest du einmal die Geschichtenerzähler von Bagdad hören! An jeder Ecke kannst du einem zuhören. Sie rufen die alte Kalifenzeit in Erinnerung. Vor allem, wenn sie über den berühmten Kalifen Harun ar-Raschid erzählen, lauschen die Zuhörer so aufmerksam, dass man auch das leiseste Flüstern hören würde.

Ich habe sehr gelacht, als einer dieser Erzähler gestenreich von einem Streich erzählte, den einer der Kalifen einem allzu eingebildeten Dichter spielte. Er schlug nämlich ein kleines Spiel vor und drohte: »Wer verliert, kriegt zwanzig mit der Peitsche. Ich fange an.« Dann ahmte er das triumphierende Gackern eines Huhns nach, griff unter sich und holte unter seinem Umhang ein Ei hervor.«

»Legte er wirklich ein Ei?«, fragte Sean ungläubig.

Henri lachte. »Natürlich nicht! Die Mitspielenden, außer dem Dichter, hatten sich vorher Eier eingesteckt. Minister, Professoren, Generäle und andere hochgestellte Persönlichkeiten erfüllten ihre Mitspielerpflicht und bestanden

die Probe. Jeder ahmte, immer noch besser als der vorige Mitspieler, ein legendes Huhn nach. Keiner geriet durch den vorher ausgemachten Trick in Gefahr, die zwanzig Peitschenschläge zu erhalten. Schließlich kam die Reihe an den Dichter, dem alle eine Abreibung gönnten. Voller Schadenfreude erwartete die Gesellschaft, wie sich der Gefoppte nun verhalten würde.

Der Dichter zögerte nur kurz. Dann spreizte er seine Arme und wanderte mit gestelztem Gang durch den Saal. »Kein Glucken-Spiel ohne Hahn!«, rief er laut, ließ einen durchdringenden Hahnenschrei erschallen und stürzte sich auf eine wunderschöne Sklavin des Kalifen. »Ich bin der Hahn und will meine Glücke haben. Findest du nicht, Beherrscher der Gläubigen, dass mir der Hahnentritt zusteht?« Da lachte der Kalif. »Nimm, was dir zusteht!«, erlaubte er dem Dichter. Und der Dichter nahm es sich.

Alle Zuhörer des Geschichtenerzählers brachen in Gelächter aus und klatschten Beifall. Niemand weigerte sich, dem Erzähler einige Münzen zukommen zu lassen.

Aber weißt du, Sean, wer da noch stolz auf der Straße saß? Die Schreiber, die denen, die nicht lesen und schreiben können, Briefe verfassten. Also sieh dich vor, mein Knappe, dass du nicht eines Tages auf der Straße sitzen und für einen geringen Lohn deine Dienste anbieten musst. Es lohnt sich, Schreiben und Lesen zu lernen.«

Sean schwieg und tat, als ob er eingeschlafen wäre.

Auch am nächsten Tag zeigte Sean keine Lust, weitere Geschichten aus Bagdad zu hören. Offensichtlich fürchtete er, wegen seines Analphabetentums wieder gerügt zu werden. Aber unerwartet bot sich Henri ein anderer Zuhörer an.

»Ich habe dir gestern zugehört«, sagte Joshua, als sie sich schon wieder auf dem Ritt befanden. »Hast du bei deiner Stadtbesichtigung auch bemerkt, dass es in Bagdad viele

berühmte Ärzte gibt, deren Gelehrsamkeit die christlichen Mediziner bei weitem übertrifft?«

»Von den Gelehrten verstehst du bei weitem mehr als ich«, gab Henri zu. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass die medizinische Kunst der Araber die griechische übertrifft.«

»Und doch ist es so«, behauptete Joshua. »Erst recht die französische! Während in Paris noch die Kranken halb verhungert auf vermodertem Stroh lagen, gab es in Bagdad schon Krankenhäuser, die alle mit Badehallen ausgestattet waren.«

»Woher nimmst du denn diese Kenntnisse?«, fragte Henri.

»Ich habe *Al-Rasi* gelesen, der nicht nur Arzt, sondern auch Mathematiker und Astronom war. Er hat über Blattern, Masern, Blasen- und Nierenleiden geschrieben, sogar über die Heilwirkung der Musik.« Joshua wollte noch weitere Auskünfte über das berühmte Adula-Hôpital geben, in dem *Al-Rasi* mit Chefspezialisten seine Patienten behandelt hatte.

Aber Henri schnitt ihm das Wort ab. »Ich streite ja gar nicht ab, dass du viel gelehrter und belesener bist als ich. Aber hast du von einem Arzt schon jemals so etwas Lustiges gehört wie ich auf der Straße von einem Geschichtenerzähler?«

»Glaubst du etwa, dass Ärzte nur über Blut und Eiter sprechen können? Ich will dir von einer lustigen Begebenheit erzählen. Die Lieblingssklavin eines Kalifen litt unter Lähmungserscheinungen, die allerdings nur vorgetäuscht waren. Sie wollte dem Kalifen wohl nicht zu Diensten sein. Du verstehst mich. Die Heilung des Hofmedikus wirkte Wunder. Er müsse die Kranke genau untersuchen, behauptete er. Darum machte er Anstalten, das Mädchen in aller Öffentlichkeit zu entschleiern und zu entblößen. Was glaubst du, wie schnell die Sklavin von ihren Lähmungserscheinungen geheilt war? Unter dem Gelächter der Umstehenden lief sie davon.«

»Na gut, du hast gewonnen«, gab Henri zu. »Auch Gelehrsamkeit kann lustig sein.«

Keiner der beiden Gefährten fragte Henri bei der abendlichen Rast, wann er Bagdad verlassen und wohin er sich dann gewandt habe. Henri war froh, dass er keine Auskünfte über die Zeit geben musste, die seinem Aufenthalt in Bagdad folgte. Die Erinnerung an die Zeit in Aleppo wollte er mit niemandem teilen.

Bagdad ließ ihn nicht los. Er besuchte die Kaffeehäuser, weil er hoffte, dass ihm dort jemand Auskunft über die geheimnisvolle Münze geben könnte. Aber dort saßen zumeist ältere Männer mit abwesendem Gesichtsausdruck. Sie wandten ihm den Rücken zu und vermieden ein Gespräch.

Er schlenderte kreuz und quer durch die Hafenanlagen, wo Hunderte von Schiffsmasten wie ein Wald entlaubter Bäume in den Himmel ragten. Einmal zupfte ihn jemand an seinem Umhang. Ihm gegenüber stand ein gut gekleideter Araber, der wohl ein Kaufherr sein mochte.

»Gehörst du zu den Berbern? Dann schlage ich dir ein gut bezahltes Geschäft vor. Ich komme soeben mit meiner Ware aus Haleb, wo ich die berühmten Lederwaren und erlesene Teppiche eingekauft habe. Ich suche eine Karawane, die meine Waren sicher nach Damaskus bringt. Ihr Berber seid bekannt für eure Wüstendurchquerungen. Man sagt, ihr hättet sogar eure eigenen Handelsplätze.«

Henri zog seine Kapuze in die Stirn und zuckte bedauernd die Achseln. »Es tut mir Leid, aber ich habe schon eine andere Fracht übernommen.«

Eilends verließ er den Hafen. Die abgerissene Berberkleidung machte für das, was er vorhatte, einen denkbar schlechten Eindruck. Einmal hatten ihm Gassenjungen sogar einen Vers nachgerufen, der für Berber wenig schmeichelhaft war.

»Such nicht unter Beduinen deine Freunde,  
was gibt's da schon?

In Hunger leben sie, in Not.

Lass ihnen ihre Schüssel Milch, und lass sie ziehn!«

Trotz der nicht unfreundlichen letzten Worte warfen sie ihm den Kamelkot der Straße nach.

Henri hatte sich entschlossen, eine der Schulen zu besuchen, die für jedermann zugänglich waren. Im Souk erstand er saubere arabische Kleidung, für die er wahrscheinlich einen viel zu hohen Preis bezahlte. Aber er wollte keine Zeit mehr verlieren.

Schon am nächsten Tag saß er zwischen anderen wissbegierigen jungen Männern in der Schule. Ihm ging es darum, die arabische Sprache besser zu erlernen.

Bald merkte er, dass in dieser Schule nur ein Fach unterrichtet wurde: das Rezitieren und die Kenntnis des heiligen Buchs der Muselmanen, des Korans und seiner Geschichte. Darüber wollte er gerne etwas hören. Henri hatte nämlich über Muhammad bei den Templern viel Widersprüchliches, oft auch Schmähungen gehört. Aber seine Kenntnisse reichten vorläufig noch nicht aus, um alles zu verstehen, was der Lehrer sagte. Nur der Anfang der Suren war ihm bekannt: »Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmers.« Er murmelte gemeinsam mit den anderen diese Einleitung.

Er hatte sich jetzt schon drei Wochen mit dem eifrigen Studium der arabischen Sprache und Schrift geplagt und fühlte, er sei so weit, dass er dem Unterricht zumindest teilweise folgen könne. Sein Tischnachbar schob ihm das Buch zu und deutete auf eine Stelle. »Diese Sure behandelt unser Lehrer. Er ist ein Imam. Alles, was er sagt, ist unanfechtbar. Hast du deinen Koran daheim vergessen?«

»Ja, leider«, erwiderte Henri einsilbig. Er wollte nicht, dass der junge Mann seine mangelhaften Sprachkenntnisse bemerkte. Aber der war offensichtlich aufmerksam geworden. Vielleicht hatte er auch die blonden Haare entdeckt. Denn er folgte ihm durch die Gassen bis zu der Herberge, in der Henri

ein Unterkommen gefunden hatte. Eilig erklomm er die brüchigen Stiegen, die nach oben führten. Aber es dauerte nicht lange, bis jemand an seine dünnwandige Brettertür klopfte und eintrat, ehe er seine arabische Tracht anlegen konnte. Er hatte schon geahnt, wer ihm gegenüberstehen würde.

Der junge Mann, der in der Schule neben ihm gesessen hatte, betrachtete ihn ohne Überraschung von Kopf bis Fuß. »Du bist keiner von uns. Das habe ich gleich gemerkt. Mein Name ist Hischam. Wie heißt du, und woher kommst du?«

Henri zögerte. Er war ein Mann von schnellen Entschlüssen. Aber es widerstrebte ihm, diesen freundlichen Jungen zu belügen. Schließlich entschloss er sich zu einer Halbwahrheit. »Ich heiße Kamil und bin gerade mit einer Berberkarawane aus Damaskus angekommen.«

Hischam sah sich in der elenden Behausung um. »Dir scheint es nicht gut zu gehen. Für die Armen ist Bagdad ein Ort des Jammers. Sie fristen ihr Leben als Bettler, Diebe und käufliche Mörder. Du aber gehörst nicht zu diesem Abschaum der Menschheit. Das sieht man. Was also suchst du hier in dieser Stadt, in der nur der Reichtum zählt?«

Henri erkannte, dass Hischam weiter seine Fragen stellen und keine Ruhe geben würde, bevor er nicht eine befriedigende Antwort erhalten hätte. Er zog seinen Talisman am Lederriemen deutlich sichtbar hervor. »Diese Münze erhielt ich von einem Sarazenen, dem ich das Leben rettete, indem ich ihn unter den Trümmern einer berstenden Mauer hervorzog. Ich trage sie seitdem als Talisman, und sie schützte mich mehrmals vor einem gewaltsamen Tod.«

Hischam starrte auf die arabische Inschrift. »Das ist merkwürdig. Auch mein Vater besitzt eine solche Münze, die er vor neugierigen Blicken hütet. Wenn ich ihn jedoch nach

ihrer Bedeutung frage, verbietet er mir den Mund und droht mir Schläge an, falls ich nicht schweige.«

Henri wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er fürchtete, dass er in dieser fremden Stadt in Schwierigkeiten geraten könnte.

Aber Hischam hatte einen Plan. »Du siehst aus, als ob du schon lange keine warme Mahlzeit zu dir genommen hättest. In unserem Haus wird die Gastlichkeit gepflegt. Komm mit mir! Vielleicht kann mein Vater dir weiterhelfen. Seit dem Mongoleneinfall hat sich zwar viel in Bagdad geändert. Aber mein Vater genießt als Gelehrter der Astronomie immer noch großes Ansehen.« Er ließ keine Widerrede zu und zog Henri mit sich.

Aber Henri äußerte immer noch Bedenken. »Wäre es nicht besser, vorher im Hammam ein Bad zu nehmen?«

Hischam ließ ihm jedoch nur Zeit, seine Kleider zu wechseln. Und Henri war froh, dass er im Souk saubere Beinkleider und einen langen Mantel erstanden hatte, die von den Arabern Sirwal und Burda genannt wurden.

Sie verließen die Elendsgebiete von Bagdad, streiften die Halbwüste am Stadtrand, wo die Nomaden hausten, und tauchten in die Welt der Reichen ein. Hinter hohen Mauern dehnten sich weite, palmenbestandene Grundstücke. Exotische Pflanzen in allen Farbtönen lugten über die Mauer. Als Hischam ein prächtiges Tor öffnete und Henri in einen Park schob, in dem aus einem Brunnen eine glitzernde Wasserfontäne sprühte, war Henri fast schon zur Umkehr entschlossen. Sicher würde dieser angesehene Gelehrte Verdacht schöpfen, ihn verhören, ins Verlies werfen oder gar foltern lassen, um die Wahrheit aus ihm herauszupressen.

Aber Henri hatte noch niemals einen Rückzug angetreten. Er war Philipps Schergen entkommen. Darum würde er auch hier einen Ausweg finden. Obwohl er nicht abergläubisch war,

weder an Hexen noch an Zauberer glaubte, umklammerte er seinen Talisman.

An der Eingangspforte stand ein Türwächter. Er trug Pluderhosen aus blauseidemem Damast und einen weißen Turban. Offensichtlich war er sich seiner Würde bewusst. Mit gravitatischen Schritten führte er die Ankömmlinge über einen persischen Teppich in das Innere des Palastes. Ein breiter Gang tat sich auf. Rechts und links standen entlang der Mauer bewaffnete Wachen mit grimmigen Gesichtern. Henri wurde immer beklemmender zumute. Vielleicht war der Gelehrte ein Geheimnisträger, und seine astronomischen Kenntnisse dienten sogar Kriegsvorbereitungen, die streng gehütet werden mussten.

Als sie schließlich den Empfangssaal erreicht hatten, blieb Henri stehen. Ein prunkvoll gekleideter Würdenträger stand am Ende des Saales und sah ihnen entgegen. Henri konnte sich nicht vorstellen, dass Hischam so zeremoniell von seinem Vater empfangen wurde. Er war erleichtert, dass es sich bei diesem allzu neugierig blickenden Mann nur um einen hochgestellten Wächter handelte, der den Raum schnell verließ.

Die Tür zu einem Nebenraum öffnete sich, und ein Mann in mittleren Jahren trat ein, den Henri aufgrund der Ähnlichkeit sogleich als Hischams Vater erkannte. Hischam verbeugte sich, und Henri machte es ihm nach. Mit einem Wink wurden die beiden aufgefordert, auf den seidenen Kissen Platz zu nehmen, die sich auf dem Boden türmten.

Hischam wartete, bis ihn sein Vater zum Reden aufforderte. Er sprach auffällig leise. »Dies ist Kamil, ein Mitschüler in meiner Schule. Er möchte sich in den Lehren des Korans vervollständigen.«

Der Gelehrte nickte beifällig, und darum fuhr Hischam fort: »Kamil zeigte mir eine Münze mit der arabischen Aufschrift

*alhamdulillah*. Dieser Talisman ist das Geschenk eines Sarazenen, dem Kamil in einem Kampf das Leben gerettet hat.«

Henri wagte kaum, an die Belagerung von Akkon zu denken. Denn damals handelte es sich doch um einen Kampf der Templer gegen die Sarazenen. Inständig hoffte er, dass Hischams Vater keine weiteren Fragen stellen würde.

Das Gegenteil trat ein. Der so überlegen wirkende Mann erbleichte, schwieg für einen Augenblick, fasste sich aber gleich darauf. Er erhob sich. »Macht mir die Freude, mein lieber Kamil, heute unser Gast zu sein.« Er klatschte in die Hände, und einer der Diener erschien augenblicklich. »Man richte für unseren Gast ein reichhaltiges Mahl!«

Die Unterhaltung war zunächst beendet. Er wandte sich an seinen Sohn. »Gehe mit deinem Freund in den Garten! Ihr könnt euch auf der steinernen Bank am Springbrunnen in den Koran vertiefen und die Lehren des Propheten studieren. Das wird, außer den leiblichen Genüssen, ein Gewinn für unseren Gast sein.«

Henri hatte sich überlegt, dass ihn ein Gespräch über die Suren des Korans vor weiteren Fragen Hischams schützen würde. Darum fragte er nach der Bedeutung der Sure, die sie am Morgen gehört hatten.

Hischam wirkte verlegen. »Unser Lehrer sprach über die Sure *At-Taghabun*, die Sure über die wechselseitige Zu- und Abnahme. Auswendig kann ich sie jetzt auch nicht hersagen.«

»Ach«, warf Henri ein und tat erstaunt. »Ich habe geglaubt, dass jeder Gläubige den Koran auswendig hersagen kann.«

»Dazu bin ich noch zu jung«, entgegnete Hischam. »Du kannst es ja auch nicht, obwohl du älter bist.«

Henri bemerkte, dass das Gespräch eine gefährliche Wendung nahm. »Deklamiere mal das, was du behalten hast«, sagte er versöhnlich.

Hischam erhob sich von der steinernen Bank und rezitierte:

»Wer an Gott glaubt und Gutes tut, dem sühnt er seine Missetaten, und den lässt er in Gärten eingehen, unter denen Bäche fließen; darin werden sie auf immer weilen. Aber diejenigen, die ungläubig sind, das sind die Gefährten des Feuers; darin werden sie ewig weilen – welch schlimmes Ende!«

Henri dachte, dass sich diese Aussage des Propheten gar nicht so sehr von den biblischen Texten unterscheide. Denn die Sure sprach vom Paradies und von der Hölle. Eine Stellungnahme blieb ihm erspart. Ein Diener kam in den Garten, verbeugte sich und bat die beiden jungen Herren zum Mahl.

Noch niemals hatte Henri eine so reich gedeckte Tafel gesehen. Eine Decke aus Damast war mit Früchten aller Art übersät: Melonen, Pflaumen, Pfirsiche, Granatäpfel, Quitten, Kirschen, Apfelsinen, Trauben, Bananen, Feigen, Artischocken und Auberginen. Zwei Diener schöpften aus einer silbernen Terrine eine hellgrüne Kräutersuppe, deren Bestandteile Henri nicht zu ergründen vermochte. Danach wurde ein Hammel aufgetragen, den die Köche zuvor draußen am Spieß gedreht hatten. Am besten schmeckte Henri die arabische Süßigkeit, die zum Nachtschisch gereicht wurde – die beliebte *Baqlawa*, ein Blätterteiggebäck mit Honig und Mandeln.

Der Hausherr füllte persönlich die irdenen Trinkgefäße. »Ihr braucht keine Sorge zu haben, dass wir mit Alkoholenuss gegen die Gebote Muhammads verstoßen. Dieses Getränk wird aus Datteln hergestellt, die meine Köche mehrere Tage lang in Wasser angesetzt und mit Ziegenmilch aufgefüllt haben.«

Henri gab sich Mühe, nach der langen Zeit des Darbens nicht allzu gierig zu erscheinen. Er war froh, als der Hausherr die Tafel aufhob und Henri in einen Nebenraum bat. Das Gespräch bei Tisch hatte sich um die Astronomie gedreht. Mehrmals

hatte der Gelehrte beifällig genickt, wenn Henri sich als Kenner der Sternkunde erwiesen hatte.

»Ihr seid sehr gebildet, mein junger Freund«, eröffnete er die Unterhaltung. »Seid Ihr im Kartenlesen ebenso bewandert wie in der Astronomie?«

Henri nickte bescheiden. Noch wusste er nicht, wohin das Gespräch führen sollte.

Der Gelehrte rückte näher und senkte die Stimme. »Es dürfte Euch nicht unbekannt sein, dass vor fast 60 Jahren, im Jahre 634 der Hedschra, die Mongolen Alamut, die Felsenfestung der Assassinen, erobert und alle Assassinen ermordet haben, die sich nicht in Sicherheit bringen konnten. Wir waren nur ein kleines Häuflein, dem nach erfolgloser Gegenwehr die Flucht gelungen war.«

»Ich habe davon gehört«, sagte Henri. Der Anhänger Muhammads hatte seine eigene Zeitrechnung. Henri überschlug die Daten. Der Gelehrte hatte vom 1256. Jahr der Fleischwerdung Christi gesprochen.

»Wir hielten zusammen, aber im Jahre 651 wurde die letzte Festung der Assassinen zerstört. Wo sollten wir uns hinwenden? Längst waren wir keine Meuchelmörder mehr, die auf Befehl des Alten vom Berge missliebige Personen ermordeten. Euch ist sicher zu Ohren gekommen, dass nicht nur der Franke und Kreuzfahrer, Graf Raimund von Tripoli, und der ungläubige König von Jerusalem, Konrad von Montferrat, sondern auch der heidnische Herzog Ludwig von Bayern von unseren Attentätern erstochen wurden.«

Davon hatte man sich bei den Templern erzählt. Aber Henri zog es vor zu schweigen.

Weil keine Antwort kam, fuhr der Gelehrte in seiner Rede fort. »Aber diese Zeiten sind schon lange vorbei. Wir ehemaligen Assassinen gründeten eine Bruderschaft und schworen einen heiligen Eid, uns in jeder Gefahr beizustehen.

Tapferkeit und Hilfsbereitschaft sollten unsere Tugenden sein, nicht etwa Mord und Heimtücke. Jeder von uns sollte zum Zeichen der Zugehörigkeit stets eine alte syrische Münze bei sich tragen.« Er zog eine Kette aus seinem Hemd und wies Henri die Inschrift vor. Es war ein Duplikat jener Münze, die der Sarazene Henri in Akkon übergeben hatte und die er seitdem stets bei sich trug.

Auch Henri brachte seinen Talisman zum Vorschein. Jetzt endlich wusste er, was es mit dieser Münze für eine Bewandtnis hatte. Längst hatte es sich wohl herumgesprochen, dass die ehemaligen Assassinen eine Bruderschaft gegründet hatten. Offensichtlich brachte man sie aber noch immer mit Mord und Attentaten in Verbindung. Darum wichen auch die wildesten Angreifer zurück, wenn sie diese alte Münze, das Erkennungszeichen der gefürchteten Assassinen, erblickten. Der frommen Inschrift auf der Vorderseite trauten sie nicht. Wer wollte schon die Rache der gesamten Bruderschaft auf sich ziehen, wenn man einen der Ihrigen tötete oder verletzte?

Der Gelehrte verließ für kurze Zeit den Raum. Henri wartete beunruhigt. Ob er eine der Wachen rief, um ihn festnehmen zu lassen? Aber Hischams Vater kehrte nach wenigen Augenblicken mit einigen Papierrollen zurück.

»Ich werde Euch eine Land- und eine Sternenkarte mit auf den Weg geben. Sie werden Euch den Weg nach Aleppo zeigen, wo sich einige von uns nach dem Mongoleneinfall angesiedelt haben«, erklärte er Henri. »Außerdem vertraue ich Euch ein versiegeltes Schreiben an. In Aleppo erhebt sich auf einem hohen Felsen eine Festung, deren Kommandant zu den Unrigen gehört. Übergebt ihm dieses Schreiben! Er wird Euch vielleicht zu dem Mann führen, den Ihr sucht.«

Henri verbeugte sich tief, um seine Röte zu verbergen. Er fühlte sich als Lügner und Betrüger und konnte nur mit Mühe einige Dankesworte stammeln.

»Ich habe noch eine Bitte«, sagte der Gelehrte zum Abschied. »Schweig gegen jedermann über unser Gespräch, vor allem gegen Hischam. Ich möchte nicht, dass mein Sohn von meinem Vorleben als Assassine erfährt, obwohl ich niemals einen unschuldigen Menschen getötet habe.« Er umarmte Henri und geleitete ihn zur Tür. »*Allah akbar* – Gott ist groß!«, gab er ihm als Abschiedsgruß mit auf die Reise.

»*La ilah illa Allah* – Es gibt keinen Gott außer Gott«, antwortete Henri. Er war überzeugt, dass diese arabischen Worte auch in der christlichen Religion ihre Gültigkeit hatten.

Draußen vor dem Tor wartete Hischam. »Was hat mein Vater zu dir gesagt?«, fragte er neugierig. »Wirst du morgen wieder in die Schule kommen?«

Henri tat es Leid, dass der Gelehrte ihm Stillschweigen auferlegt hatte. Gerne hätte er seinen Freund über das Gespräch unterrichtet und ihm das Reiseziel genannt. Er umarmte ihn. »Ich danke dir für alles, was du für mich getan hast. Wir müssen Abschied nehmen, aber ich bin sicher, dass wir uns irgendwann einmal wieder sehen werden, in Bagdad oder anderswo. *Allah akbar!*«

Henri brach frühzeitig am nächsten Morgen auf. Die Sonnenstrahlen hatten soeben die oberste Galerie der Moschee hinter der Herberge erreicht. Laut erklang der Ruf des Muezzin. Henri beeilte sich, die Stadt zu verlassen, ehe die Schar der Gläubigen zum Gebet eilte. Die Schönheit des Morgens erfreute ihn so sehr, dass er gerne gesungen hätte. Aber er kannte nur die Lieder der Kreuzfahrer und wollte nicht unnötig Aufsehen erregen.

Er hatte die Stadt in westlicher Richtung verlassen und erreichte den Euphrat, als die Sonne schon im Westen stand. Eine Furt war nicht schwer zu finden, denn zahlreiche Eselskarren aus dem bäuerlichen Umland waren auf dem Weg zur Stadt. Sie hatten Obst und Gemüse geladen. Henri musste an die reich gedeckte Tafel des Astronomen denken. In den Elendsgebieten konnte sich wohl niemand diese Köstlichkeiten leisten. Nur Fladenbrot gab es in der Gasse zu kaufen, wo seine Herberge angesiedelt war. Auch das war für manche unerschwinglich, sodass sie einen heimlichen Griff in die Taschen gut gekleideter Leute tun mussten.

Henri zog die Landkarte zu Rate und suchte nach einer kleinen Ansiedlung, wo er nach Unterkunft fragen wollte. Als er die Karte entrollte, stieß er einen Überraschungsschrei aus. Hischams Vater hatte dort einen Stoffbeutel mit einer beträchtlichen Anzahl wertvoller Geldmünzen eingewickelt. Er überlegte sich, wie er jemals seine Dankbarkeit zeigen könnte. Ob überhaupt irgendwann einmal?

Er wählte eine Lehmhütte inmitten eines Feldes, das noch brachlag. Ein Kettenhund bellte wütend, riss sein Maul auf und

zeigte ein Furcht einflößendes Gebiss. Unter den tief hängenden Balken im türlosen Eingang erschien ein ältlicher Mann. Er war offensichtlich in beträchtlicher Erregung, denn er erwiderte nur flüchtig Henris Gruß »Allah akbar!«. Dass ihm von Henri keine Gefahr drohte, musste er wohl erkannt haben. Denn er zog ihn am Ärmel in die Hütte.

Im Inneren hantierte eine auffällig junge Frau an der offenen Feuerstelle. Mit fahrigen Gesten und gelegentlichen Faustschlägen auf eine ohnehin brüchige Tischplatte unterrichtete der Mann den Gast über den Grund seiner Empörung.

Drei Männer aus einem Nachbarort hatten seinen Söhnen aufgelauert, um sie zu berauben. Was es da wohl zu rauben gegeben hatte, dachte Henri. Zum Glück aber sei einer aus seiner Sippe, der in der Nähe seiner Feldarbeit nachging, seinen Söhnen zu Hilfe geeilt. Sie hätten gemeinsam den Angriff abgeschlagen. Aber Allah habe gewollt, dass dieser Freund im Kampf sein Leben verlor. Inshallah!

Die Stimme des Bauern wurde immer erregter. »Unsere Dorfsippe hätte Ansehen und Ehre verloren, wenn wir das hingenommen hätten. Wir zogen in die Ansiedlung der Räuber, plünderten alles, was sich nur fortschleppen ließ, und steckten die Häuser in Brand.«

»Das haben die sich so ohne weiteres gefallen lassen?«, fragte Henri, obwohl er schon die Antwort kannte.

»Nein!«, schrie der Erzähler in höchsten Tönen. »Sie haben sich an den Richter in Aleppo gewandt. Meine Söhne wurden in Ketten davongeführt. Manchmal darf ich sie im Gefängnis besuchen. Aber für diese Gutmütigkeit des Wächters muss ich viel Geld zahlen.«

Henri versuchte, das Thema zu wechseln. »Habt Ihr noch mehr Söhne?«

»Ja, vier! Gelobt sei Allah! Jede meiner zwei Frauen hat mir zwei Söhne geschenkt. Ich hoffe, dass mir Aischa noch viele Söhne schenken wird. Sie ist noch jung, wie Ihr seht. Aber sie hat mich auch sehr viel Geld gekostet. Denn ich musste nicht nur dem Gatten viele Ziegen und meine einzige Kuh geben, sondern dem Richter dazu noch eine hohe Summe hinlegen.«

»Hat sie sich denn gerne fortnehmen lassen?«, fragte Henri, der an eine Entführung glaubte.

Der Mann lachte. »Allerdings! Denn ihr Mann war alt und gebrechlich und konnte einem so jungen Weib nicht das geben, wonach sie verlangte.«

Die junge Frau wandte sich um. Da sie im Haus unverschleiert ging, blickte Henri in ein rundes Kindergesicht mit faltenloser Haut, blitzenden braunen Augen und vollen roten Lippen. Der Mann ergriff ihre Arme und schob sie zur Stiege, die nach oben führte. Sicherlich war er der Meinung, dass der Gast schon zu viel gesehen hatte. Als die Frau die Stufen emporhüpfte, erklang ein leises Bimmeln. Henri sah ihr nach und erkannte mehrere fein ziselierete Glöckchen, die sie an einem Band um das Fußgelenk trug.

Der Mann sah Henris Blick und stand auf. »Ihr könnt in der kleinen Scheune hinter der Hütte schlafen. Ich selbst liege bei meiner Frau.« Der letzte Satz klang drohend. Wer einem anderen die Frau weggenommen hatte, musste allerdings Grund zum Misstrauen haben, dachte Henri. Er konnte das verstehen, aber er war ein wenig verärgert darüber, dass man ihm zutraute, die Gastfreundschaft auf solch üble Weise zu vergelten.

Von seinem Liegeplatz in der armseligen Scheune sah er geradewegs durch ein Loch in den nachtblauen Himmel. Das strohgedeckte Dach war schadhaft und ließ Regen und Wind in das Innere. Der gestampfte Lehm Boden war feucht. Sein Hengst scharrte mit den Hufen und suchte vergeblich nach

Stroh. So entschloss sich Henri, noch in der Nacht weiterzureiten, um für sein Ross Nahrung zu finden. Er hinterließ einige Münzen auf der Ofenbank und trat ins Freie.

Draußen war es hell. Der Halbmond spendete genügend Licht, um die Sternenkarte zu lesen. Ohne Mühe erkannte er am Himmel die Sternzeichen, die ihm den Weg weisen würden. Henri hatte auf der Landkarte einen See entdeckt, der sich Homs nannte. Wo es einen See gab, musste es wohl auch saftige Wiesen geben.

Er hatte sich nicht getäuscht. Zwischen dichtem Weidengebüsch blitzte im Mondlicht das Wasser eines ausgedehnten Sees. Er ließ seinen Hengst, den er wegen seiner arabischen Abstammung Barq, Blitz, genannt hatte, das klare Wasser trinken und auf den saftigen Wiesen grasen. Er selbst hätte gerne ein Bad genommen, aber die Ortschaft lag allzu nahe. Nach dem Bericht seines Gastgebers fühlte er sich unsicher. Diese Bevölkerung hier hatte sich doch als außerordentlich angriffslustig erwiesen.

Seine Vorsicht war berechtigt. Barq, der am Seeufer stand, den Kopf tief geneigt hatte und mit langen Zügen das Wasser einsog, hob plötzlich seinen Kopf. Er spitzte die Ohren und schnaubte leise. Henri beobachtete die Erlen, mit denen das Ufer umgeben war. Der Mond war schon untergegangen, sodass die Büsche im Schatten lagen. Aber da er nicht nur mit einem untrüglichen Gefühl für drohende Gefahren, sondern auch mit einem überdurchschnittlich guten Gehör ausgestattet war, vernahm er ein leises Knacken im Gehölz. Er fasste sein Pferd am kurzen Zügel, zog sein Schwert aus der Scheide und blieb lauschend stehen.

Der Anblick des Schwertes hatte seine Wirkung getan. Die Schritte entfernten sich, diesmal ohne jede Vorsicht. Henri konnte sich die Anwesenheit dieser Leute nur damit erklären, dass die Dorfbevölkerung nach den jüngsten Vorkommnissen

Wachen aufgestellt hatte. Was wollten sie sonst hier mitten in der Nacht? Vielleicht ein Bad nehmen? Aber das hätten sie auch tagsüber tun können.

Er brach auf, hielt seine Waffe aber einsatzbereit. Im Dorf klärte sich der rätselhafte Besuch am See. Vor den niedrigen Hütten brannten Feuer. Gemüse aller Art wurde in der glühenden Asche gegart. Mehrere Lämmer steckten an eisernen Spießeln. Viele Kinder hüpfen fröhlich singend um die Flammen. Die Männer ließen einen Krug kreisen, und die Frauen hatten ihren Umhang nur lose um sich geschlungen.

Die Kinder entdeckten den fremden Reiter zuerst. Sie deuteten mit dem Finger auf ihn und zupften ihre Väter an den weiten Beinkleidern. Die Frauen wandten ihre Gesichter ab. Henri rechnete mit einem Angriff. Aber ein junger Mann winkte ihm freundlich zu: »Iss mit uns, Fremdling! Es ist Ramadan, der Fastenmonat. Ehe die Sonne aufgeht, müssen wir uns alle gesättigt haben.«

Henri zögerte. Es kam selten vor, dass er nicht wusste, wie er sich verhalten sollte. Er wollte nicht, dass man ihn an der Sprache als einen Fremden erkannte. »*Schukran dazilan!* – Dankeschön!«, sagte er möglichst höflich, und weil ihm die arabische Lobpreisung Gottes inzwischen glatt von den Lippen kam, fügte er noch ein lautes »Allah akbar« hinzu.

Die Dorfleute wandten sich wieder dem Feuer zu. Nach den langen Stunden des Fastens waren ihnen der Braten und das Gemüse wichtiger als ein fremder Reiter. Henri ritt zügig voran. Auf den Weideflächen blühten schon die ersten Gänseblümchen, und die Büsche am Ufer eines wilden kleinen Flusses zeigten einen Hauch des nahenden Frühlings.

Gegen Abend ballten sich am Horizont schwarze Wolken zusammen. Die Sonne verlor ihren roten Glanz und verschwand hinter einem grauen Schleier. Henri studierte seine Karte. Hischams Vater hatte zwischen Homs und Aleppo eine

Ruine eingezeichnet. Vielleicht boten ihre Mauern ein wenig Schutz vor dem drohenden Unwetter. Er befand sich jedoch noch immer ein gutes Stück von der Ruine entfernt, als die Wolken zu platzen schienen und der Regen prasselnd losbrach. Ein Blitz zuckte herab, ein dröhnender Donnerschlag folgte. Barq sprang mit beiden Vorderhufen in die Luft und begann zu galoppieren. Henri beließ ihn im Galopp. Sie beide wollten möglichst schnell in dem vielleicht trockenen Gemäuer Unterschlupf finden.

Völlig durchnässt erreichten sie die Ruine. Henri zog das Pferd ins Trockene und durchstreifte die noch verbliebenen Räume nach einem geschützten Platz. Wie sehr sehnte er sich nach den Feuerstellen in Homs. In der Ruine gab es keine Möglichkeit, die Kleidung zu trocknen. Auch war es nicht ratsam, sich auf dem Boden ein Lager zu richten. Denn wilde Ziegen hatten sich die Ruine als Aufenthaltsort gewählt. Der Lehm Boden war mit ihrem Kot übersät.

Henri blieb an einer niedergebrochenen Mauer stehen und beobachtete den Himmel. Es war kein Stern mehr zu sehen. Aber die Linien und Punkte auf seiner Landkarte, die er vor dem Regen unter seinem Umhang geschützt hatte, waren noch gut zu erkennen. Aleppo musste nur noch einen Tagesritt entfernt sein.

Das Gewitter zog so schnell vorbei, wie es gekommen war. Aber der Regen hielt bis in die frühen Morgenstunden an. Henri klopfte seinem Pferd die Flanken. »Es geht weiter, mein tapferer Gefährte! Von ein paar Tropfen werden wir uns doch nicht Bange machen lassen.«

Schon nach einer Stunde erinnerte nichts mehr an das nächtliche Unwetter. Die Sonne trocknete schneller seine Kleidung, als Henri erwartet hatte. Er durchquerte dünn bewaldete Täler, überwand einen steilen Hügel und stand unversehens vor einem reißenden Fluss. Reste einer Brücke

ließen erkennen, dass man von hier aus früher den wirbelnden und schäumenden Fluss überqueren konnte. Auf der gegenüberliegenden Seite erkannte er auf einem hohen Felsen eine Burg. Das musste Aleppo sein. Aber es gab keine Furt zum jenseitigen Ufer. So war er gezwungen, stromabwärts zu reiten, um vielleicht eine zweite Brücke oder eine Furt zu finden.

Sehr bald konnte er beobachten, dass sein Ritt entlang dem Flussufer nicht unbeobachtet geblieben war. Eine bewaffnete Kohorte hielt auf der gegenüberliegenden Seite mit ihm Schritt. Als er einmal anhielt, verharrten auch die Reiter. Wenn er im Galopp die Gangart des Pferdes beschleunigte, folgten ihm die Reiter wie ein Spiegelbild.

Er überlegte, was nun zu tun sei. Das gesiegelte Schreiben des Astronomen hatte die Nässe überstanden. Der Kommandant der Burg von Aleppo war deutlich als Empfänger auf der äußeren Hülle vermerkt. Er zog das Schreiben unter seinem Umhang hervor und winkte damit den Reitern auf der Gegenseite zu. Vielleicht konnte er ihnen damit klarmachen, dass er als Freund kam.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis er zu einer Brücke kam, die den Wassermassen standgehalten hatte. Sie war aus Stein erbaut und bot einem Reiter genügend Platz, um sein Pferd am Zügel zu führen. Drüben erwartete ihn schon die Kohorte. Ehe einer von ihnen auch nur den Mund öffnen konnte, schmettete Henri sein: »*Salam alaikum* – Friede sei mit euch!« Die Mienen der Krieger entspannten sich. Einer der Männer erwies sich durch seine farbenprächtige Burda als ihr Anführer. Ihm überreichte Henri das gesiegelte Schreiben. Die anderen machten neugierige Gesichter. Gar zu gern hätten sie wohl den Inhalt des Schreibens erfahren. Vielleicht aber beherrschten sie nicht die Kunst des Lesens.

Der Anführer gab Henri einen Wink, er möge ihm folgen, und ritt voran. Das Schreiben behielt er in der Hand und schwenkte es wie eine Trophäe. Die übrigen Reiter schlossen sich an. Henri hatte den Eindruck, dass sie enttäuscht waren, keine größere Beute gemacht zu haben als dieses Stück Papier, das sie nicht einmal lesen konnten. Wahrscheinlich hätten sie ihn gern wie einen Verbrecher abgeführt.

Als ob der wilde Fluss eine Trennungslinie wäre, veränderte sich die Landschaft. In den Wiesen blühten blaue Anemonen und purpurrote Liliengewächse. Sie durchquerten ein Dorf, dessen Häuser aus schwarzem Tuffgestein erbaut waren. In den Gärten zeigten Obstbäume schon ihre ersten Blüten. Die Festung auf dem Burgberg wirkte nicht so furchterregend, wie Henri es aus der Ferne gesehen hatte. Grüne Wildpflanzen rankten sich über das graue Gemäuer. Der Aufstieg gestaltete sich für Mensch und Tier allerdings recht mühsam. Der Pfad war schmal und steil. Sie waren gezwungen, ihre Reittiere am kurzen Zügel aufwärts zu führen. Oben langten sie auf einer weiten Plattform an. Da die Reiter ihren Pferden eine Verschnaufpause gönnten, hatte Henri Gelegenheit, einen Blick in die Ebene zu werfen.

Die Aussicht war überwältigend. In der Ferne blitzte das Wasser des Euphrats. Das erste sprießende Frühlingsgrün verwandelte die Ebene in einen weiten Teppich. Am Fuße des Burgbergs drängten sich die Häuser zusammen, als ob sie Schutz suchten. Im Innenhof einer Karawanserei waren Kamele zu sehen, die am Boden lagen und kaum als große Lasttiere erkennbar waren. Unter einem lang gestreckten Dach musste sich ein Basar befinden. Es gab Marmorhöfe, deren Weiß sich vom Grau der Häuser abhob, und die oberste Balustrade eines Minarets war aus der Vogelperspektive sichtbar.

Der Anführer der Reiterkohorte tippte Henri auf die Schulter. Wortlos ging er voran, blieb aber sogleich in der Mitte des Festungshofes stehen und deutete auf eine Moschee. Mit einfachen Worten erklärte er Henri, dass die Moschee an der Stelle erbaut worden sei, wo Abraham seine Kuh gemolken hatte. Er ahmte die Bewegung des Melkens nach. »*Halaba*«, sagte er. Henri verstand sogleich, was er meinte. Denn Aleppo war auf der Karte des Astronomen als Haleb eingezeichnet. Der arabische Ortsname bezog sich also auf Legenden um Abraham. Wie die Juden und die Christen verehrten die Anhänger Muhammads Abraham als ihren Stammvater.

Henri war froh, dass ihm zunächst ein Besuch in der Moschee erspart blieb. Er folgte den festen Schritten seines Führers durch mehrere Gewölbe, in denen Fackeln brannten. Am Ende eines langen Ganges weiteten sich die Mauern und mündeten in einen großen Raum. Ein Holzkohlebecken verströmte milde Wärme. Winzige Luken ließen ein wenig Tageslicht herein und bewirkten eine diffuse Beleuchtung.

Neben dem Kohlebecken stand al-Mahdi, der Kommandant der Festung. Er rieb sich die weißen Hände, die von blauen Adern durchzogen waren. Sein Alter war schwer zu schätzen. Aber wenn man ihm das Kommando über die Festung anvertraut hatte, musste er sich erhebliche Verdienste erworben haben. Er wandte sich seinem Gast zu, und Henri fiel das auffällige Leuchten seiner Augen auf. War er vielleicht auch ein Imam, ein religiöser, politischer, aber auch militärischer Führer, zu dessen Amt die Verteidigung gegen äußere Feinde gehörte? Henri wusste, dass ein Imam außerdem den Vollzug der Strafen überwachen musste. Er senkte vor diesen Augen den Blick und konnte sich nicht gegen das Gefühl wehren, dass er diesen Mann niemals zum Feind haben wollte.

Der Festungskommandant hatte Henris Gruß mit leiser Stimme erwidert. Er nahm das Schreiben nur zögernd entgegen. Henri konnte aufgrund seines Alters nicht zu den ehemaligen Assassinen gehören. Das war kaum zu übersehen. Damit galt er bei al-Mahdi als verdächtig. Er löste das Siegel und las sorgfältig Zeile für Zeile von dem, was der Gelehrte aus Bagdad ihm mitteilte. Seine Miene hellte sich auf. Er legte Henri sogar eine seiner blassen Hände auf die Schulter. »Die Empfehlung meines Freundes, des gelehrtesten Astronomen von Bagdad, genügt mir, um Euch in allem behilflich zu sein. Ich entnehme der Nachricht, dass Ihr auf der Suche nach Umar ibn al-Mustansir seid, um Euch für eine syrische Münze zu bedanken. Dieser Wunsch ehrt Euch.«

Henri hielt es für angebracht, sich zu verneigen, und beobachtete, dass er sich mit dieser höflichen Geste das Wohlwollen al-Mahdis erworben hatte.

»Ich lasse Euch für diese Nacht ein Lager in den Räumen der Festung zuweisen«, sagte der Kommandant, so freundlich es ihm möglich war. Dieses Angebot bedeutete offensichtlich eine ungeheure Ehre. »Morgen gebe ich Euch einen meiner treuesten Krieger mit auf den Weg. Umar ibn al-Mustansir besitzt ein Anwesen am südlichen Ortsrand von Haleb. Er wird Euch mit Freuden willkommen heißen.«

Henri musste sich beherrschen, um sich seine Freude nicht allzu deutlich anmerken zu lassen. Ihm schien eine würdige Danksagung angebracht. Denn er wollte nicht als servile Kreatur, sondern als achtbarer Gast behandelt werden. Al-Mahdi gab dem Reiter, der dieser Zeremonie stumm beigewohnt hatte, einen herrischen Wink. Die Unterredung war beendet.

Die kleine Kammer in der Festung war bei weitem angenehmer als die Ruine, in der er notgedrungen genächtigt hatte. Das Stroh war trocken, und durch die Luke ließ sich ein

blutroter Sonnenuntergang beobachten. Man teilte ihm mit, dass sein Pferd gut versorgt sei. Aber man forderte ihn nicht auf, an der gemeinsamen Mahlzeit teilzunehmen. Er gehörte eben doch nicht zur Bruderschaft der ehemaligen Assassinen, obwohl er im Besitz der syrischen Münze war. Aber ein Krieger brachte ihm nach Sonnenuntergang einen halben Laib Brot, eine Schüssel mit gestockter Milch, ein paar Datteln und einen kleinen Becher mit Wasser, das ihm ziemlich trübe erschien.

Henri blieb zunächst schlaflos. Zwar dachte er nicht an Gefahr, denn er fühlte sich sicher, da er die Probe vor al-Mahdi bestanden hatte und als Gast aufgenommen worden war. Aber als er den Ruf des Muezzins zum Abendgebet hörte, wusste er, was ihn wach hielt. Wie lange schon hatte er sich nicht mehr als Christ zu erkennen gegeben und zu Jesus Christus und zur Jungfrau Maria beten können. Er faltete die Hände und dankte inbrünstig dafür, dass sie ihn während dieser langen und gefährvollen Reise behütet hatten.

Erst jetzt fiel er in einen traumlosen Schlaf.

Es war noch dunkel, als der Muezzin zum Gebet rief. Machte er sich verdächtig, wenn er abermals dem Gebet fernblieb? In Bagdad hatte er oft den morgendlichen Gebetsruf gehört. »*Assalat hair min annaum* – Das Gebet ist verdienstvoller als der Schlaf.« Wenn er diesen Ruf erneut ignorierte, könnte ihm das vielleicht Schwierigkeiten einbringen.

Aber als er in den Hof trat, wartete dort schon einer der Reiter mit dem gesattelten Pferd und gab das Zeichen zum Aufbruch. Der Festungskommandant ließ sich nicht sehen, um seinen Gast zu verabschieden. Henri kam der Gedanke, dass er vielleicht einen Boten zu Umar geschickt hatte, um die Ankunft des Fremdlings zu melden. Mit Sicherheit hatte er bei dieser Gelegenheit die Wahrheit über die Begegnung in Akkon erfahren. Wenn das zutraf, durfte er seinen Aufenthalt in

Aleppo nicht allzu lange ausdehnen. Jeder im Ort würde bald wissen, dass sich im Dorf ein Tempelritter aufhielt.

Sie führten ihre Pferde am kurzen Zügel und gingen vorsichtig Schritt für Schritt den Festungsberg hinab. Henri war froh, dass sein Begleiter die Führung übernommen hatte – denn diesem wäre es ein Leichtes gewesen, ihn mit einem kräftigen Stoß über die Felsen abwärts zu befördern. Er schaute sich ab und zu um, ob ihnen auch niemand folgte. Vielleicht war er auch allzu misstrauisch. Denn der Pfad hinter ihnen blieb leer.

Sie durchquerten das Dorf, das um die Gebetszeit wie ausgestorben dalag. Nur einige Hähne krächten, und wenn sie an den Häusern vorbeirrten, erhoben die Hunde ein wütendes Gebell.

In der Karawanserei herrschte schon reges Treiben. Die Kamele wurden mit Stöcken zum Aufstehen angetrieben und mit Lasten beladen. Henri hatte auf seiner Karte festgestellt, dass man von Rakka aus den Tigris erreichen konnte, wenn man die Dschezira-Wüste durchquerte. Er hatte inzwischen Erfahrungen gesammelt. Darum würde er nicht davor zurückschrecken, sich einer Beduinengruppe anzuschließen, wenn es hier für ihn zu gefährlich würde.

Hinter dem Ort dehnten sich Gemüsefelder und Obstplantagen. Im Schatten einiger Aprikosenbäume erstreckte sich ein lang gezogenes Gebäude, das aus schwarzem Tuffstein erbaut war. Ein Springbrunnen sprudelte auf einer Plattform vor dem Haus. Umar schien reich zu sein. Sicher musste gutes Wasser von weit her geholt werden. Denn das Quellwasser, das man ihm in der Festung gebracht hatte, war stark salzhaltig gewesen.

Sein Begleiter ließ sich vor dem Gebäude aus dem Sattel gleiten. Er formte die Hände zu einem Trichter und rief ein lautes »*Ahlan wa sachlan*«, den arabischen Willkommensgruß.

Auch Henri war vom Pferd gestiegen, hielt sich aber bereit, um sich ohne Verzögerung in den Sattel schwingen zu können, falls er in einen Hinterhalt geraten sein sollte.

Ein Mann in einer reich bestickten Burda trat aus dem Haus. War das Umar? Über seine Wange lief eine tiefrote Narbe, die ihn entstellte. Aber als er jetzt mit kehliger Stimme einen Willkommensgruß sprach und beide Arme ausbreitete, erkannte Henri ihn wieder.

Seine Augen leuchteten, sodass man die Narbe nicht mehr wahrnahm. »Seid mir begrüßt, mein Freund. Allah hat Euch bis hierher geführt, damit wir ein freudiges Wiedersehen feiern können. Wie ist es Euch gelungen, der Hölle von Akkon zu entkommen?«

Henri ließ sich umarmen. »Von Zypern kamen Schiffe. Ich fand als einer der Letzten einen Platz an Bord. Aber von mir ist nichts Gutes zu berichten. Ich befinde mich auf der Flucht. Denn unser Orden wurde aufgelöst.«

Umar schüttelte verständnislos den Kopf. »Ihr wart sehr tapfer. Das hat man Euch schlecht gelohnt. Aber lassen wir die alten Geschichten! Ihr sollt heute meinen Sohn kennen lernen, dem ich viel von Eurer großmütigen Tat erzählt habe.« Er zog Henri in das Haus.

Die Wände des Empfangssaals waren mit Blumenornamenten geschmückt, sodass der Raum wie ein Garten wirkte. Statt der Verästelungen dieser Pflanzen waren steinerne Spruchbänder zur Lobpreisung Allahs eingemeißelt. »Nehmt Platz«, forderte Umar seinen Gast auf und deutete auf bunte seidene Kissen. »Ihr seid sicher erschöpft von dem langen Ritt. Die Frauen werden Euch eine Erfrischung bringen.«

Ein Vorhang aus Damast wurde beiseite geschoben, und eine verschleierte Frau betrat mit einem Glas Fruchtsaft den Raum

und murmelte einen leisen Gruß. Umar nahm das Glas entgegen und reichte es Henri. »Das ist Zakiyya, meine Frau. Sie wird Euch ewig dankbar sein. Denn sie hatte schon die Hoffnung aufgegeben, mich jemals wieder zu sehen.« Er sprach einige Worte zu seiner Frau. Da er sehr schnell und zudem in einem fremden Dialekt gesprochen hatte, verstand Henri ihn nicht. Aber Zakiyya kniete sich vor Henri nieder und küsste ihm die Hände.

»Ich möchte auch, dass Ihr meine Tochter kennen lernt«, sagte Umar. »Sie ist mein kostbarster Schatz.«

Wieder wurde der Vorhang beiseite geschoben. Eine zierliche Gestalt näherte sich mit kleinen graziösen Schritten dem Vater. Sie trug ein hellblaues Kleid, das sie beim Gehen ein wenig angehoben hatte, sodass ihre schmalen Fesseln in den goldenen Pantöffelchen hervorschauten.

»Leila, meine kleine Taube«, sagte Umar zärtlich und fasste seine Tochter an der Hand. »Hier siehst du den tapferen Kämpfer, der deinen Vater gerettet hat. Statte ihm deinen Dank ab!«

Henri wusste nicht, wie er sich verhalten sollte, als das Mädchen vor ihm niederkniete. Sie schaute zu ihm auf, sodass er durch den dünnen Schleier ihre dunklen Augen, die leicht gerundeten Wangen und die sanft geschwungenen Lippen erkennen konnte. So sahen die Marienbilder in den christlichen Kirchen aus. Er wollte nicht, dass dieses wunderschöne Wesen vor ihm niederkniete. Hilfe suchend warf er einen Blick zu Umar. Aber der verstand seine stumme Bitte nicht. Frauen hatten den Männern zu dienen. So war es nun einmal.

Draußen war der Hufschlag eines Pferdes zu hören. Ein junger Mann stürmte herein. Sein Gesicht war vom schnellen Ritt gerötet, seine schwarzen Haare zerzaust. Umar betrachtete unwillig seinen Sohn. »Hast du dein Pferd wieder allzu sehr angetrieben, Uthman? Gehe nach draußen und reibe deine edle

Araberstute gründlich ab! Aber vorher begrüße unseren Gast! Endlich hat Henri zu uns gefunden, der mir damals in Akkon das Leben gerettet hat.«

Uthman umarmte Henri und küsste ihn auf beide Wangen. »Ihr müsst ein sehr tapferer Krieger sein, wenn Ihr der Hölle von Akkon unverletzt entkommen seid. Wir sind Euch ewige Dankbarkeit schuldig, und ich werde Euch das niemals vergessen, dass Ihr uns das Leben unseres Vaters geschenkt habt!«

Ebenso schnell, wie er hereingestürzt war, begab er sich wieder nach draußen, um den Befehl des Vaters zu befolgen.

Umar seufzte. »Der Junge ist mir gar zu wild. Sein Interesse gilt nur Pferden und schönen Mädchen. Auch sitzt ihm der Dolch allzu locker im Gürtel. Schon mehrmals war er in Händel verstrickt. Ich habe mich entschlossen, ihn nach Cordoba zu schicken, wo er sich den Studien widmen soll.«

Henri hatte Bedenken, ob es dieser ungebärdige junge Mann sehr lange bei den Büchern aushalten würde. Aber er schwieg.

Das abendliche Mahl verlief in heiterer Stimmung. Nur die drei Männer hatten an der Tafel Platz genommen. Anscheinend nahmen die Frauen ihre Mahlzeit in der Küche ein. Henri dachte an Paris, wo die edlen Damen an allen festlichen Mahlzeiten teilnahmen. Dagegen schickte man hier ein so zartes Wesen wie Leila in die Küche, wo sie heißen Dämpfen und spritzendem Fett ausgesetzt war. Eine solche Behandlung empfand er geradezu als unbarmherzig. Aber er verzieh seinem Gastgeber diese Handlungsweise, als er seine Tochter rufen ließ. »Leila hat eine sehr schöne Stimme. Ich habe ihr ein Tamburello mitgebracht.« Er wandte sich dem Mädchen zu: »Ich wünsche, dass du unserem Gast eine Probe deines Könnens gibst.«

Umar hatte nicht zu viel versprochen. Das Mädchen ergriff das Tamburello, das bei jeder ihrer langsamen Bewegungen

leise klingelte. Ihre Stimme erschien Henri so überirdisch, dass er die Augen schloss und sich in die Kissen zurücklehnte. Wie herrlich müsste es sein, wenn Leila in einer christlichen Kirche ein Lied zum Lobe unseres Herrn Jesus Christus singen würde!

Umar war die Rührung seines Gastes nicht entgangen. Sie kam ihm unpassend vor. Darum setzte er sich aufrecht hin, schickte seine Tochter nach draußen und wandte sich Henri zu. »Ich werde Leila in Kürze verheiraten. Ihr künftiger Mann ist der Eigentümer der Karawanserei, der mir für Leila eine stattliche Anzahl Kamele zahlen wird. Seine erste Frau ist zwar tüchtig, aber unfruchtbar. Leila ist jung. Sie wird al-Kadir viele Söhne gebären.«

Henri fühlte sich, als ob er einen Schlag erhalten hätte. Wie konnte Umar dieses madonnengleiche Kind als zweite Frau in eine Karawanserei verheiraten? Henri wusste aus Erfahrung nur allzu gut, dass dort grobe Kerle ein- und ausgingen. Er konnte die orientalischen Sitten nicht gutheißen. Noch aber hatte er die Hoffnung, dass al-Kadir dieses Mädchen wie einen Schatz hegen und pflegen würde. Ob Umar ahnte, wie sehr sein Gast Leila verehrte? Wenn ja, dann ließ er es sich nicht anmerken. Als ob er eine Belanglosigkeit erwähnen würde, teilte er seinem Gast mit, dass er für den nächsten Tag al-Kadir zur Abendmahlzeit eingeladen habe. »Leila soll mit ihrer Kochkunst glänzen. Al-Kadir, als ihr künftiger Gatte, wünscht nicht, dass meine Tochter vor fremden Gästen das Tamburello spielt und dazu singt.« Er beobachtete, dass Henri eine mehr traurige als empörte Entgegnung unterdrückte, und betonte, dass nicht einmal er es sich leisten könne, einen so mächtigen Mann wie den Eigentümer der Karawanserei zu verärgern.

Als al-Kadir am nächsten Tag nach Sonnenuntergang eintraf, gingen die drei Männer nach draußen, um den wichtigen Gast zu begrüßen. Was Henri dort erlebte, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen. Ein unförmig beliebter Mann ließ

sich schnaufend aus dem Sattel helfen. Der Knecht gab sich alle Mühe, um seinen Herrn vorsichtig herabzuheben. Aber er rief trotzdem den Unwillen seines Herrn hervor und empfing einen Peitschenschlag quer über seinen Rücken. Der Geschlagene gab keinen Ton von sich. Er war diese Behandlung wohl gewöhnt.

Al-Kadir watschelte auf Umar zu und umarmte ihn, soweit dies sein vorgewölbter Bauch zuließ. Auch Uthman wurde auf diese Weise begrüßt. Als die Reihe an Henri war, trat dieser einen Schritt zurück. Ihn ekelte vor diesem Menschen, der bald die kleine Madonna in seiner Gewalt haben sollte.

Umar hatte die abwehrende Haltung erkannt und beeilte sich, dem allmächtigen Eigentümer der Karawanserei die andersartigen Sitten seines Lebensretters zu erklären. Al-Kadir verzog sein Gesicht. »Hoffentlich hat meine zukünftige Frau uns ein gutes Mahl zubereitet. Was die Kochkunst betrifft, habe ich an meiner ersten Frau nichts auszusetzen.« Er lachte meckernd.

Henri spürte ein Würgen im Hals. Er konnte fast keinen Bissen hinunterbringen. Aber er zwang sich zum Essen, um Leila einen Tadel zu ersparen.

»Nicht schlecht«, sagte al-Kadir schmatzend. »Leila ist ja noch jung. Was jetzt noch fehlt, wird meine erste Frau ihr schon beibringen. Sie weiß den Kochlöffel trefflich zu schwingen. So manche Magd könnte die Spuren auf ihrem Rücken vorweisen.«

Henri musste sich so sehr beherrschen, dass er sich beinahe verschluckt hätte. Ich werde ihn umbringen, dachte er. Aber die anderen lachten.

Al-Kadir riss das weitere Gespräch an sich. »Ich habe übrigens einen Geschichtenerzähler bestellt, der in der Karawanserei großen Anklang gefunden hat. Er wird uns trefflich unterhalten und kann es mit dem Gesang deiner

Tochter leicht aufnehmen. Damit muss in der Karawanserei sowieso Schluss sein. Ich werde meine Frau vor den lüsternen Blicken der Kameltreiber zu schützen wissen. Der Prophet hat uns Männern geraten, unfolgsame Frauen mit Schlägen zu zähmen. Auch Ihr, Umar, habt Euch bei Eurer Frau daran gehalten. Oder irre ich mich da?«

Umar wich Henris Blicken aus. Er war froh, dass einer der Knechte die Ankunft des Geschichtenerzählers meldete. Ein älterer Mann mit schlohweißem Bart betrat den Raum. Unter dem Arm trug er ein ledernes Kissen, das er jetzt am Boden ausbreitete. »Zeig deine Kunst«, rief al-Kadir. »In unserer Mitte weilt ein Gast aus dem Okzident. Er wird unsere Lebensweise anerkennen und bewundern.«

Der alte Mann trank aus der Tasse, die ein Diener des Hauses ihm überreicht hatte, und begann: »Es ist mir berichtet worden, dass einmal ein Sperling zu einer Schafhürde flog. Wie er nun jene Hürde anschaute und sitzen blieb, da stieß plötzlich ein Adler auf ein junges Lamm nieder, packte es mit seinen Krallen und flog davon. Als der Sperling das sah, schlug er mit den Flügeln und rief: ›Ich will tun, wie der da getan hat!‹«

Henri bemerkte, dass al-Kadir ihn beobachtete und von der Seite angrinste. Er verfolgte aufmerksam den Fortgang der Geschichte. Der Sperling setzte sich nämlich in seinem Größenwahn auf einen fetten Widder, um ihn davonzutragen. Aber er verwickelte sich in der verfilzten Wolle, die schon im Dung gelegen hatte. Der Hirte, der über den Verlust seines Lammes wütend war, ergriff den Sperling, band seine Füße zusammen und warf ihn seinen Kindern vor. Henri ahnte das Ende, das der Alte nun erzählte. »›Was ist das?‹, fragte eines der Kinder, und der Hirte antwortete: ›Dies ist einer, der es einem Höheren gleichtun wollte und dadurch ins Verderben geriet.‹«

Die drei Männer klatschten Beifall, und Henri schloss sich ihnen an, weil er sich beobachtet fühlte. »Ja, so kann es einem ergehen, der sich Dinge anmaßt, die ihm nicht zustehen«, erklärte al-Kadir mit feistem Lächeln. Hatte er dem Alten befohlen, gerade diese Geschichte zu erzählen? Wollte er Henri als minderwertigen Sperling bezeichnen und sich selbst zum Adler erhöhen? War das eine Drohung?

Henris Stimmung schwankte zwischen Wut und Mitleid. Konnte er es irgendwie verhindern, dass die kleine Madonna in die Hände dieses widerwärtigen Mannes geriet? Aber das war doch eigentlich die Sache des Vaters. Er selbst würde Aleppo verlassen und versuchen, niemals mehr an Leila zu denken.

Ihm fiel ein Minnelied ein. Das würde ihn später trösten, wenn er bei jeder Mariendarstellung an Leila denken musste.

»Wer mir schadet bei meiner Herrin, dem wünsche ich den dürren Ast, daran die Diebe ihr Ende nehmen.« Er war so sehr in seine Gedanken vertieft, sah im Geiste schon al-Kadir an einem Ast baumeln, dass er beinahe den Aufbruch des mächtigen Mannes verpasst hätte. Sie sahen sich beide mit kaltem Blick in die Augen. Keiner wich dem anderen aus.

Henri verspürte das Bedürfnis, Luft zu schöpfen, um im Freien seine Gedanken zu ordnen. Er wanderte unter den Aprikosenbäumen hin und her. Ihm fiel sein erstes Erlebnis mit einem Mädchen ein. Das war schon lange her, damals, als er noch sehr jung gewesen war, fast noch ein Kind. Mit Liebe hatte das nichts zu tun. Nur ihre Körper hatten sich vereint, aber nicht die Seelen. In der Erinnerung erschien ihm diese Vereinigung schal, fast abstoßend. Seine brennende Sehnsucht, das Angesicht der kleinen Madonna betrachten zu dürfen, blieb keusch. Narrte ihn die nächtliche Stunde? Oder stand dort Leila an den Stamm eines Baums gelehnt? Es war ihm nicht möglich, auch nur einen einzigen Schritt zu tun. So blieb er in der Entfernung stehen. Wie sie dort an dem Baum lehnte,

wollte er sie in Erinnerung behalten: Unverschleiert bot sie ihm ihre Schönheit dar, stumm, mit ausgestreckten Händen.

Wie lange sie beide reglos im Schatten der Aprikosenbäume gestanden hatten, wusste er später nicht mehr zu sagen. Wenn es ein Traum gewesen war, erwachte er jetzt jäh in der Wirklichkeit. Von zwei Seiten packten ihn starke Arme und hielten ihn fest. Al-Kadir stand drohend vor ihm. »Wenn du dich noch ein einziges Mal meiner zukünftigen Frau näherst, werde ich dich töten«, zischte ihm der Mann zu. »Auch Leila werde ich so zurichten, dass sie niemals mehr in Versuchung geraten wird, sich einem fremden Mann zu zeigen. Hast du das verstanden, du armseliger Sperling?«

Diese letzte Drohung brachte Henri dazu, mit dem Kopf zu nicken.

Aber al-Kadir unterstrich den Ernst seiner Ankündigung mit einem kräftigen Faustschlag in die Magengrube, der Henri fast den Atem nahm. Das schien al-Kadir aber nicht zu genügen. Er befahl einem seiner Knechte, Henri einen Tritt in den Unterleib zu versetzen. Obwohl Henri schon halb ohnmächtig zu Boden gegangen war, gab er auch dem anderen Knecht den Befehl, den Tritt an derselben Stelle zu wiederholen.

Als Henri wieder zu sich kam, verspürte er so furchtbare Schmerzen, dass er sich nur mühsam in das Haus seines Gastgebers schleppen konnte. Alle anderen waren schon zu Bett gegangen. Wahrscheinlich hatte Umar angenommen, dass sein Gast die laue Nacht zu einem Spaziergang nutzen wollte.

Am nächsten Morgen wurde er von Umar freundlich begrüßt. Henri aber beschlich Zweifel, ob er wirklich nichts von den nächtlichen Vorfällen bemerkt hatte. Warum hatte er sonst so schnelle Entschlüsse gefasst? Umars Stimme klang beherrscht. »Lieber Freund«, redete er Henri an und legte ihm eine Hand auf den Oberarm. »Mein ungebärdiger Sohn macht mir große Sorge. Ich darf nicht zögern, ihn nach Cordoba zu schicken,

wo ihn Lehrer in strenge Zucht nehmen sollen. Da ich fürchte, dass er sich auf der Reise nach Andalusien wieder in Händel verwickeln lässt, habe ich eine Bitte an dich.«

Henri wusste, was nun folgen würde. Umar würde versuchen, ihn auf freundschaftliche Art loszuwerden. Ob er nicht doch die Auseinandersetzung unter den Aprikosenbäumen beobachtet hatte und gegen seinen zukünftigen Schwiegersohn nicht eingreifen wollte? Henri sollte es nie erfahren.

»Auch du wirst den Orient wieder verlassen wollen, so gern ich dich auch noch einige Tage als Gast beherbergt hätte«, behauptete Umar. »Aber ich habe für meinen Sohn eine Schiffspassage von Antiochia aus gefunden. Der mir befreundete Schiffseigner, der mir einen Gefallen schuldet, wäre bereit, auch euch mit an Bord zu nehmen. Eile tut allerdings Not, denn al-Husain ist an Verträge gebunden. Ihr müsst noch heute aufbrechen.«

Henri wusste Bescheid. »Mit Freuden werde ich den ehrenvollen Auftrag annehmen, Euren Sohn zu begleiten. Ich danke für Euer Vertrauen.« Er verbeugte sich zeremoniell und ließ sein Pferd aus dem Stall holen. Umar begleitete ihn und seinen Sohn nach draußen, umarmte zuerst seinen Sohn und dann Henri, der dies als heuchlerisch empfand.

Henri zog seine Damaszenerklinge hervor. »Diese Waffe weihe ich deiner Tochter, wenn solch eine Geste im Orient auch nicht üblich ist. Ich möchte mich damit für deine Gastfreundschaft bedanken und spreche gleichzeitig die Bitte aus, dass du das Leben und Wohlergehen deiner Tochter mit dieser Klinge beschützen mögest.«

Umar schwieg. Er hatte im Heiligen Land davon gehört, dass die westlichen Ritter manchmal ihre Waffen einer verehrten Dame weihten. Diese Gabe konnte er nicht zurückweisen, ohne seinen Gast zu beleidigen.

Er nahm die dargereichte Damaszenerklinge entgegen und trug sie schweigend ins Haus. Henri wusste, dass er seine kleine Madonna niemals wieder sehen würde.

Uthman war ein angenehmer Reisegefährte. Freimütig erzählte er von seinem wilden Leben, in dem auch die Frauen eine bedeutsame Rolle gespielt hatten. Aber immer wenn Henri etwas über Leila wissen wollte, schwieg er beharrlich. Henri gab nicht nach. »Meinst du nicht auch, dass al-Kadir nicht der richtige Gatte für deine kleine Schwester ist?«

Uthman wollte diese heikle Frage ein für allemal erledigen. »Bei uns beschließt der Vater, mit wem er seine Tochter verheiraten will. Eines kann ich dir jedoch versprechen: Sollte ich heimkehren und meine Schwester unglücklich vorfinden, werde ich diesen Fettwanst töten.«

»Dabei werde ich dir helfen. Darauf kannst du dich verlassen«, versprach Henri.

Je näher sie Antiochia kamen, umso mehr verließ Henri seine düstere Stimmung. Sie ritten am wilden Fluss Orontes entlang, ließen ihre Pferde in den saftigen Wiesen grasen und legten sich auf die Uferböschung, um zu rasten. Uthman rekelte sich wohligh in der Sonne. »Es gibt ein gutes arabisches Sprichwort, an das ich mich stets gehalten habe. Das solltest du auch tun. Drei Dinge sind es, die das Herz von Kummer befreien: Wasser, grünes Gras und Frauenschönheit. All das ist dir in unserem Land geschenkt worden. Letzteres sogar im Übermaß. Darum sei jetzt fröhlich!«

Hatte er nicht Recht, dieser übermütige Uthman, der seinem Vater so viel Sorgen bereitete? Zu Unrecht, wie Henri fand.

Uthman hatte vorgeschlagen, dass sie im ersten Gasthof einkehren sollten. Denn dort seien für gewöhnlich die Seeleute anzutreffen. Henri hätte lieber den Hafen aufgesucht, um nach

dem Segler zu fahnden, dessen Namen Umar mit »Sununu«, Schwalbe, angegeben hatte. Aber er wollte nicht wie ein Aufpasser wirken.

In der düsteren Schankstube ging es wild zu. Henri hatte den Verdacht, dass hier Alkohol getrunken wurde. Aber wer konnte schon sagen, wem von diesen grölenden Männern durch muslimische Gesetze der Alkohol verboten war? Am lautesten gebärdete sich ein vierschrötiger Seemann mit einem zottigen Bart. Henri starrte ihn an, und schließlich wurde sein Blick erwidert. Der Mann erhob sich und trat auf ihn zu. »Ihr seid wohl Henri, der ehemalige Kreuzritter. Es ist mir eine Ehre, Euch an Bord zu nehmen.«

Umar hatte also die Tarnung aufgehoben und dem Versteckspiel ein Ende bereitet. Wie schnell musste er einen Boten geschickt haben, um den Eigner des Schiffs über die Identität seines Fahrgastes aufzuklären. Ohne Zweifel vertraute er diesem Schiffseigner. Er gab sich Mühe, sein plötzlich erwachtes Misstrauen zu überwinden. Der Mann gefiel ihm nicht. Dass er schon jetzt über seine Identität Bescheid wusste, wunderte ihn nicht. Denn er hatte davon gehört, dass die Araber bei eiligen Nachrichten Brieftauben einsetzten. Er deutete auf Uthman. »Dieser junge Mann hier ist Uthman ibn Umar.«

»Ich weiß, ich weiß«, bestätigte der Eigner des Segelschiffes. »Sein Vater hat mir empfohlen, ihn ohne Rücksicht zur Arbeit heranzuziehen, falls Not am Mann sein sollte.«

Uthman verzog sein Gesicht. »Bisher hatte ich geglaubt, dass ich mich in Cordoba den Studien widmen sollte.«

Der Schiffseigner lachte schadenfroh. »Cordoba ist weit. Bis Ihr dort angekommen seid, habt Ihr die schwere Kunst der Seefahrt erlernt. Das versichere ich Euch. In Cordoba könnt Ihr dann die Schwielen an Euren Händen ausheilen. Aber jetzt

dürfen wir keine Zeit mehr verlieren. Von hier aus zum Hafen haben wir noch einen beschwerlichen Weg zurückzulegen.«

Al-Husain ritt eilig voran. Henri hatte den Verdacht, dass der Alkohol ihn jede Vorsicht vergessen ließ. Denn er trieb sein niedriges Pferd, das eher einem Maultier ähnlich sah, den engen Passpfad hinauf, ohne sich nach seinen Begleitern umzusehen.

Oben eröffnete sich ihnen ein ungeahntes Panorama. Bis zum graublauen Horizont breitete sich ein dicht besiedelter Küstenstreifen aus. In der Hafengebucht ankerten zahlreiche Schiffe mit geblähten Segeln, und im Hintergrund erhob sich die weiße Tauruskette. Henri hätte gerne angehalten, um die Schönheit dieses Ausblickes zu bewundern. Aber al-Husain trieb sie ohne Rücksicht weiter.

Die *Schwalbe* lag am Südende der Bucht von Alexandretta. Um an Bord zu gelangen, benutzten sie einen Kahn, der den drei Reitern nur mühsam Platz bot. »Eure Pferde müsst Ihr am Zügel schwimmen lassen, wenn Ihr sie nicht zurücklassen wollt«, sagte al-Husain kurz angebunden. Was blieb ihnen anderes übrig?

An Bord trieb er die Mannschaft mit barschen Befehlen zur Eile an. Die Seeleute waren an seine ruppige Art wohl gewöhnt. Wie die Affen kletterten sie geschickt in der Takelage herum, und schneller, als Henri das jemals gesehen hatte, blähten sich die Segel. Einer der Burschen hatte anscheinend einen Fehlgriff getan. Denn als er sich mit wenigen Schwüngen vom Mast heruntergelassen hatte, winkte ihn der Schiffsherr mit einer kurzen Bewegung zu sich heran. Er zwang ihn, sich niederzuknien, und verabreichte ihm mit dem Stock einige kräftige Schläge. Der Seemann gab keinen Laut von sich. Spätestens hier hätte Uthman ahnen müssen, was auf ihn zukam.

Denn al-Husain nahm den väterlichen Wunsch sehr ernst. Er befahl Uthman, das Deck zu schrubben, die Segel zu flicken, und schickte ihn sogar in den Mastkorb. Für Henri war es klar, dass Umar mit dieser Strafe seinem Sohn die Flausen austreiben wollte. Er half Uthman nach Kräften. Aber als al-Husain den Jungen wegen einer nachlässigen Arbeit mit einem Tauende schlagen wollte, griff er ein. »Ihr habt keine Berechtigung, Euren Fahrgast zu schlagen, der seine Passage in überreichlichem Maße gezahlt hat.«

Der Schiffsherr blitzte ihn wütend an, und Henri nahm sich vor, sehr achtsam zu sein. Er nahm Uthman beiseite und warnte ihn. »An Bord gelten andere Gesetze als bei dir daheim. Dem Herrn des Schiffes nicht zu gehorchen wird streng bestraft. Al-Husain hätte durchaus die Berechtigung, dich bei Ungehorsam in Ketten zu legen und sogar auspeitschen zu lassen. Darum nimm dich zusammen! Denn eine solche Bestrafung möchte ich ungern erleben.«

Uthman sah zwar erschrocken aus, maulte jedoch vor sich hin. Darum fügte Henri seiner Mahnung noch einen Trost an. »Ich habe die Sternenkarte studiert. Wir werden bald Cypros anlaufen. Dort versuchen wir, eine Passage nach Venedig zu finden. Aber ich fürchte, dass wir das Schiff heimlich verlassen müssen. Al-Husain möchte dich gar zu gerne an Bord festhalten, um dich weiter zu schikanieren. Er hat Spaß daran, andere zu quälen. Ich bezweifle, dass dein Vater das weiß.«

An einem der nächsten Abende liefen sie im Hafen von Zypern ein. Es dämmerte schon, aber der Herr der *Schwalbe* wollte unbedingt noch die Ladung löschen. Er schrie seine Mannschaft an, weil er der Meinung war, dass sie die schweren Kisten schneller tragen könnten. Er schwang den Stock und traktierte damit die müden Seeleute, denen er auf der Überfahrt kaum Schlaf gegönnt hatte.

»Jetzt oder gar nicht«, flüsterte Henri. Sie banden ihren Pferden Lumpen um die Hufe, um jeden Lärm zu vermeiden. Einige Seeleute beobachteten ihr Tun und grinsten ihnen zu. Während Henri und Uthman ihre Pferde die hölzerne Rampe hinabführten, gaben sich die Männer sogar Mühe, sie mit den sperrigen Kisten abzuschirmen. Am Pier sprangen die beiden in den Sattel und galoppierten davon. Sie hatten Glück. Al-Husain bemerkte nichts von ihrer Flucht, weil er gar zu sehr damit beschäftigt war, seine Seeleute anzuschreien und zu verprügeln.

Henri wusste, dass er sich in Gefahr begab. Denn Zypern wurde seit dem Jahr 1192 von dem französischen Adelsgeschlecht Lusignan beherrscht. Er konnte sich vorstellen, dass diese Franzosen, die aus dem Poitou stammten, sich nicht gegen die Wünsche des Königs stellen würden. Vielleicht aber gab es noch irgendwo ehemalige Kreuzritter, die ihnen zu einer Passage nach Venedig verhelfen konnten. Es war zu gefährlich, sich in den Hafenanlagen aufzuhalten, solange die *Schwalbe* dort noch vor Anker lag.

Sie streiften ziellos durch die Gassen und kehrten schließlich in der Nähe des ehemaligen Ordenssitzes in einer düsteren Gaststube ein. Henri hoffte, dass die Dunkelheit ihnen genügend Schutz bieten würde.

Uthman wollte unbedingt zum Hafen zurückkehren. »Ich bringe dieses Schwein um!«, rief er unvorsichtig laut. Mit diesem Ausruf hatte er Aufmerksamkeit erregt. Von einem der Nachbartische erhob sich ein Mann, der einen weiten Mantel trug und einen breitkrepfigen Hut tief ins Gesicht gezogen hatte. Die Geheimpolizei des Königs, durchfuhr es Henri. Wir sind verloren.

Aber der Fremde beugte sich tief zu ihm herab. »Bist du es wirklich, Henri de Roslin? Du hast dich verändert. Damals in Akkon warst du noch ein Knappe.«

Henri hätte gerne seiner Freude über dieses Zusammentreffen laut Ausdruck gegeben. Aber er blieb auf der Hut. »Das ist sehr lange her«, erwiderte er ausweichend. »Ich erkenne dich nicht. Wie ist Euer Name, und was hat Euch nach Cyros verschlagen?«

Der Fremde sah sich nach allen Seiten um. »Mein Name ist Jacques de Charleroi, Tempelritter aus Lothringen. Man hatte mich verhaftet und gefoltert. Es gelang mir, einen Wächter zu bestechen, der mir zur Flucht verhalf. Cyros schien mir sicher zu sein. Aber Philipps Einfluss reicht auch bis hier.«

Henri glaubte ihm. Sein Gefühl, in eine Falle zu geraten, regte sich nicht. Er deutete auf Uthman. »Dieser tapfere Bursche hier ist der Sohn eines Kreuzfahrers. Wir beide wollen nach Cordoba, wo der Junge auf Wunsch seines Vaters in den berühmten Bibliotheken studieren will.«

Uthman verzog wütend sein Gesicht. Er, der Sohn eines tapferen Sarazenen, wollte nicht der Nachfahre eines Kreuzfahrers sein. Aber Henris Notlüge führte zu einem unerwarteten Erfolg.

»Auf der Seefahrt hierher habe ich mich mit dem Eigner eines venezianischen Frachtschiffes angefreundet. Er wird morgen wieder in See stechen. Da er ein großer Bewunderer der Kreuzritter ist, wird er Euch sicher mit meiner Fürsprache an Bord nehmen. Vielleicht findet er eine Möglichkeit, Euch bis nach Cordoba weiterzuhelfen.«

Henri schüttelte dem unerwarteten Helfer die Hand. »Ich danke Euch und werde Euch das nicht vergessen. Gehen wir!«

»Wollt Ihr nicht auch heimkehren?«, fragte Henri auf dem Weg zum Hafen. Aber Jacques de Charleroi schüttelte den Kopf. »Ich stamme aus Lothringen und sehne mich oft nach der Burg meiner Väter. Aber ich würde nicht nur mich, sondern auch alle Mitglieder meiner Familie in Gefahr bringen. Hier lebe ich bei guten Freunden.«

Der venezianische Schiffseigner zeigte sich hocheifrig, dass er so berühmte Männer mit an Bord nehmen durfte. Wenn abends die Sterne am südlichen Himmel leuchteten, übergab er seinem Steuermann das Ruder und legte sich zu seinen Fahrgästen auf das Achterdeck. Er konnte gar nicht genug davon hören, was sich in Akkon ereignet hatte. Uthman murrte ab und zu vor sich hin, bis ihm Henri den Mund verbot. »Wenn du jetzt nicht still bist, werde ich dem Schiffsherrn deine Herkunft als Sarazene und Feind der Kreuzritter verraten. Dann darfst du wieder das Deck schrubben und Segel flicken, wenn man dich nicht sogar in den Laderaum zu den Ratten sperrt.«

Uthman konnte es sich nicht versagen, eine Fratze zu ziehen. Aber dann wurde er ernst. »Weißt du was?«, wandte er sich an Henri. »Nach all der Schinderei auf der *Schwalbe* freue ich mich richtig auf die Studien in Cordoba.«

»Das hört sich gut an«, erwiderte Henri. »Ich fürchtete schon, dass man dich auf dem Stuhl vor den Büchern festbinden müsse.«

Das Mittelmeer zeigte sich von seiner angenehmen Seite. Sturm und hohe Wellen blieben ihnen erspart. Ein leichter Wind blähte die Segel und trieb sie vorwärts.

Drei Monate später waren sie in Cordoba. Sie hatten Glück gehabt. Denn der Eigner des Segelschiffes hatte in Venedig einen Auftrag angenommen, Fracht nach Neapel und von da zu dem spanischen Hafen Almeria zu befördern. Um allen Schwierigkeiten mit den Behörden aus dem Wege zu gehen, hatte er seine Fahrgäste gebeten, weder in Venedig noch in Neapel von Bord zu gehen. Henri hatte ein deutliches Verbot aussprechen müssen und mit den Ratten im Laderaum gedroht, um Uthman an Stadtbesichtigungen zu hindern. »Ach, was muss dein Vater mit dir mitgemacht haben«, seufzte Henri mehr ernst als scherzhaft. »Kein Wunder, dass er dich weit

weg nach Cordoba geschickt hat.« Aber auch er war froh, als sie in Almeria endlich wieder festen Boden unter den Füßen verspürten.

Ihre Pferde waren von der langen Reise an Bord etwas benommen und steif. Sie ließen sie am langen Zügel gehen, machten öfter Rast und erreichten nach drei Tagen Cordoba. Uthman beharrte darauf, in einer der Gassen zu wohnen, wo sich hauptsächlich Araber niedergelassen hatten. Im Jahre 1236 war Cordoba an die Kastilier gefallen. Die islamische Moschee war oberflächlich in eine christliche Kathedrale umgewandelt worden. Aber Cordoba, mit seinem Labyrinth von Gassen, mit seinen Säulen und Torbögen, war dennoch eine arabische Stadt geblieben. Zwar waren die Araber eher geduldet denn geliebt, und die Priester versuchten alles, um sie zum wahren Christentum zu bekehren, aber sie durften noch in ihrer Stadt leben und ihre Berufe ausüben.

»Das wäre ja auch empörend, wenn man uns Sarazenen hier in Cordoba keinen Respekt entgegenbringen würde«, äußerte Uthman aggressiv seine Meinung. »Die Bibliothek, in der ich jetzt studieren werde, ist von einem Araber gegründet worden, den sie den Herrn der Bücher nannten.«

»Ja«, bestätigte Henri. »Du sprichst von al-Mustansir billah, dem vollkommenen Gelehrten, einem Freund der Literatur und Künste. Seine Abgesandten durchstöberten in Damaskus, Kairo und Konstantinopel die Buchmärkte, um Schriften zu finden, die es in Cordoba nicht gab.«

»Führe mich in die Bibliothek!«, bat Uthman.

Henri spürte bei Uthman so etwas wie Ehrfurcht, als er die Ansammlung der Schriften sah. »Früher einmal war diese Bibliothek noch bei weitem reichhaltiger ausgestattet. An den Zimmerwänden und in den Gängen des Kalifenpalastes reichten die Bücher bis unter das Dach. Wenn es keinen Platz mehr gab, um sie aufzubewahren, stapelte man sie auf dem

Boden übereinander. Als man schließlich die Bibliothek wegen des Platzmangels verlegen musste, dauerte der Umzug sechs Monate. Allein der Katalog der Bibliothek füllte vierundvierzig Hefte mit jeweils fünfzig Seiten.« Henri war fast ein wenig stolz, wie viel er dem Jungen über diese weltberühmte Bibliothek mitteilen konnte.

»Gab es denn überhaupt so viel Papier, um alle diese Bücher zu schreiben?«, fragte Uthman ungläubig.

»Der Kalif ließ wertvolles Papier aus Samarkand und Schilfrohr zur Papierherstellung aus den Sümpfen des Tigris kommen. Du hast sicher gesehen, dass auch heute noch dort viel Schilf am Ufer wächst.«

Henri sah die leuchtenden Augen des Jungen. Er verschwieg, dass fanatische Rechtsgelehrte im Hof des Alkazars einen Scheiterhaufen errichtet und Hunderte von Büchern verbrannt hatten.

Uthman hatte wahllos ein Buch aus den Reihen gezogen, das über die Bewegung der Sonne Auskunft gab: den Grad ihres Auf- und Untergangs, die wechselnde Größe der Schatten, die regelmäßig wiederkehrende Folge der länger und kürzer werdenden Tage, den Wechsel der kalten und warmen Jahreszeiten. Uthman las und las, ohne Henris Gegenwart zu bemerken.

Henri dachte daran, was man über al-Hakam berichtet hatte, der doch Heere und Kriegsflotten befehligte. Es ging das Gerücht, der Kalif sei abends, nachdem er seine Regierungsgeschäfte erledigt hatte, regelmäßig in die Bibliothek gegangen. Er habe sich dort an den Gerüchen des Pergaments und Papiers berauscht. Das Kratzen der Federn seiner Kopisten habe auf ihn so beruhigend gewirkt wie das gleichmäßige Rauschen eines Regengusses. Aber das heimliche Nagen eines Holzwurms, oder gar das Rascheln

einer Maus hinter den Bücherreihen, habe ihn in höchste Aufregung versetzt.

Während Henri über die vergangenen Zeiten nachdachte, hatte sich Uthman so in das Buch vertieft, dass er nicht einmal spürte, als Henri ihn am Ärmel der Burda zog. »Komm mit mir ins Freie!«, forderte Henri den Jungen auf. »Draußen scheint die Sonne.« Aber Uthman schüttelte nur stumm den Kopf. Da wusste Henri, dass er seinen einstmals so wilden Reisegefährten an die Bücher verloren hatte.

Aus Frankreich kamen beunruhigende Nachrichten: König Philipp habe die Großmeister des Templerordens eingekerkert, gefoltert und Geständnisse erpresst. In der christlichen Familie, bei der Henri ein Unterkommen gefunden hatte, wollte niemand so recht an die Gräueltaten glauben, die man den Tempelrittern zur Last legte. Aber Henri wurde von Tag zu Tag unruhiger. Er wollte jetzt bei seinen Templerbrüdern sein, um ihnen zu helfen.

Seit mehreren Tagen hatte er Uthman nicht mehr getroffen. Immer wenn er die Bibliothek aufsuchte, fand er Uthman in irgendwelche Bücher vertieft. Neben sich hatte er stets einen Stapel von Pergamentrollen liegen, ergriff mal diese, mal jene. Am Tag vor seiner geplanten Abreise hatte sich Henri entschlossen, Uthman notfalls mit Gewalt von seinen Büchern loszureißen. Er klappte laut den Folianten zu, in den sich Uthman vergraben hatte. Der Knall war so laut, dass andere Leser in der Bibliothek unwillig den Kopf hoben. Uthman sprang wütend auf. In seinen Augen war das wilde Temperament zu sehen, das Henri von früher an ihm kannte.

»Ich werde morgen Cordoba verlassen«, sagte Henri sehr deutlich. »Willst du dich nicht von mir verabschieden?«

Uthman warf zwar noch einen Blick auf den ungelesenen Bücherstapel, folgte aber Henri ohne Zögern in den Innenhof des Alkazars. Dort ließen sich beide auf dem Brunnenrand

nieder. »Warum willst du Cordoba verlassen?«, fragte Uthman.  
»Es gibt doch keine schönere Stadt.«

»Für einen Büchernarr wie dich allerdings«, räumte Henri ein. »Aber mich zieht es zurück nach Frankreich, wo meine Templerbrüder sich in Todesgefahr befinden.«

»Möchtest du, dass ich dich begleite?«, fragte Uthman. Man sah seinem Gesicht an, dass er sich ein Nein erhoffte. Er war froh, dass Henri dieses Anerbieten ablehnte.

Uthman wollte bekräftigen, dass sein Angebot nicht als leere Phrase gemeint war. »Ich habe das Kämpfen noch nicht verlernt. In der Bibliothek war einer, der die Errungenschaften der Araber nicht wahrhaben wollte. Das medizinische Wissen, die Alchemie, die Kenntnisse der Astronomie, sogar die Zahlen hätten die katholischen Kastilier mitgebracht. Eine solche Unverfrorenheit musste ich natürlich bestrafen. Ich habe den Lügner in eine dunkle Gasse gelockt und dort kräftig verprügelt.«

»Wirklich nur geschlagen?«, fragte Henri zweifelnd. »Oder hast du ihn umgebracht?«

»Na ja«, erwiderte Uthman. »Ein bisschen geblutet hat er schon. Aber die Schmerzen hatte er verdient.«

Henri lächelte. Das war, trotz der neuen Gelehrsamkeit, der wilde Uthman, den er kannte. »Wenn ich deine Hilfe brauche, werde ich dir eine Brieftaube schicken. Diese Art, Nachrichten zu übermitteln, haben wir nämlich auch von den Arabern gelernt.«

Beide schwiegen. Erst jetzt spürte Henri, dass ihm der Abschied von dem Jungen schwer fiel. »Ich möchte dir einen Vorschlag machen. Wollen wir nicht zum Abschied gemeinsam in die Moschee gehen, die zwar jetzt eine christliche Kathedrale ist, aber doch immerhin noch wie eines eurer Gotteshäuser aussieht. Dort können wir um ein

Wiedersehen bitten, ob wir nun zu Allah oder unserem Gott beten.«

Uthman sprang sofort auf. »Ich bin bereit!«

Im Schatten des Innenhofs, unter den Kolonnaden, wusch sich Uthman Hände und Füße. Henri tat es ihm nach, aber nicht nur, um Uthman zu erfreuen, sondern weil ihn das kalte Wasser erfrischte. Al-Hakam II. hatte nämlich die Bleileitungen, die aus dem Gebirge nach Cordoba führten, bis in den Innenhof der Moschee legen lassen. Als sie den Innenraum betraten, empfand Henri, obwohl er sich doch als guter Katholik fühlte, die übergestülpte Kathedrale als Entstellung. Er übersah bewusst die staubigen Heiligenfiguren und die Bildmalerei mit der Darstellung Gottes, die im Islam verboten war – so sehr sie ihm sonst Trost schenkten. In der Leere und der Stille wollte er das erfahren, was auch ohne bildliche Wiedergabe anwesend sein musste: Gottes Wort.

Uthman musste gespürt haben, dass der Katholik unter den Säulen der ehemaligen Moschee verstehen wollte, was die Mesquita für ihn bedeutete. Denn als sie aus dem Halbdunkel in das gleißende Sonnenlicht traten, sprach er Worte, die er vielleicht erst vor kurzer Zeit im Koran gelesen hatte. Früher hätten solche Gedanken bei ihm keine Beachtung gefunden.

»Du siehst die Berge und glaubst, sie seien unbeweglich, und dennoch werden sie wie die Wolken vorüberziehen.«

Ob Uthman wirklich verstanden hatte, was dieser Koranvers ausdrücken wollte? Vielleicht aber hatte auch er selbst den Vers missverstanden. Er glaubte jedoch, dass diese Worte die Menschen dazu ermahnen wollten, auch beim Anblick eines in Trümmern liegenden Bauwerks, auch im Krieg sowie in Zeiten des Verlustes und des Sterbens, an die Dauerhaftigkeit und Ewigkeit zu glauben.

Henri umarmte Uthman und warnte ihn scherzhaft, sich nicht wieder in Händel verstricken zu lassen. Aber das tat er nur, um

die Bitterkeit des Abschieds nicht zu spüren. Uthman lächelte, und Henri entfernte sich mit schnellen Schritten, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Je mehr sie sich Paris näherten, umso öfter zog Henri seine Landkarte zu Rate. Es wimmelte nur so von Soldaten. »Es ist wichtig, dass wir nach Möglichkeit keine der gut gepflasterten Heerstraßen benutzen, die noch aus der Zeit der Römer stammen«, gab er zu bedenken. »Denn dort marschieren für gewöhnlich die Truppen des Königs.«

»Meinst du, dass man uns kontrolliert und vielleicht sogar daran hindert, nach Paris weiterzureiten?«, fragte Joshua besorgt. »Es ist ja auch gut möglich, dass Philipp sich in Fontainebleau aufhält.«

»Das würde vielleicht unser Vorhaben erleichtern«, erklärte Henri. »Wir könnten uns als Teilnehmer einer Jagdgesellschaft einschleichen. Aber diesen Plan habe ich wieder aufgegeben. Denn unsere Kleidung ist nicht dazu geeignet, als Gäste des Königs aufzutreten.«

Auch Sean wollte zu diesem Problem seine Meinung äußern. »Wie wäre es denn, wenn wir uns als Musikanten ausgeben würden?«

Henri und Joshua sahen sich verdutzt an. Henri wandte sich an Joshua. »Verstehst du es, irgendein Instrument zu spielen? Ich bin auf diesem Gebiet jedenfalls nicht sehr begabt.«

Joshua schüttelte den Kopf. »Als ich noch ein Kind war, hatte ich mir immer vorgestellt, dass ich es später einmal auf der Trompete zur Meisterschaft bringen könne, um vor den Mauern von Jericho meine Trompete so gewaltig erklingen zu lassen, dass die Mauern einstürzten. Aber ich fürchte, dass uns König Philipp davonjagen würde, wenn ich meine Kunst bei Hofe zum Besten gäbe.«

Die beiden anderen lachten. »Du bist uns eben doch in vielem voraus«, sagte Henri zu Sean und beobachtete, dass er sich über dieses Lob freute.

»Wie wäre es denn, wenn wir versuchen würden, als Händler verkleidet ins Schloss einzudringen?«, schlug Henri vor.

Joshua äußerte Zweifel. »Da wird man uns doch sogleich in die Küche weisen, um dort unsere Waren abzuliefern. Es müsste schon etwas sein, was König Philipp mehr interessiert als Eier, Gemüse oder Brot.«

Henri legte die Stirn in Falten. »Was könnte das sein? Eigentlich doch nur eines: Geld.« Er dachte nach, und plötzlich kam ihm ein Gedanke. Wo würde Philipp Geld vermuten, das er sich noch aneignen könnte? Den Juden hatte er alles genommen. Da blieben nur noch die Tempelritter, von denen der König zu wissen glaubte, dass sie horrend Summen an einem unbekanntem Ort versteckt hielten.

»Haben sie das wirklich?«, erkundigte sich Sean.

Henri winkte ab. »Das ist jetzt nicht die Frage. Unser Plan muss sein, dem König vorzugaukeln, dass wir ihn an einen Ort führen können, wo sich Tempel aufhalten, vielleicht sogar in die Nähe des Schatzes. Zumindest könnte man sie unter der Folter dazu bringen, den geheimen Ort zu verraten.«

Joshua wiegte unschlüssig den Kopf hin und her. »Hoffentlich endet das nicht so, dass man uns die Daumenschrauben ansetzt oder dass wir gar auf der Streckbank landen.«

»Ja!«, rief Sean, der das für einen Scherz hielt. »Dann wirst du niemals mehr Trompete spielen können.«

Henri lag schon auf der Zunge, Sean eine passende Antwort zu geben, dass es nämlich durchaus Mittel gab, einem Menschen die Fähigkeit zum Gesang zu nehmen. Aber er wollte nicht, dass seine beiden Begleiter mit Sorgen und Ängsten diesem gefährlichen Abenteuer entgegensahen.

Er beugte sich wieder über die Karte. »Hier in der Nähe gab es früher eine Komturei unseres Ordens. Denn Bernhard von Clairveaux hatte uns geraten, in der Stille der Wälder im Gebet und der Kontemplation neue Kraft zu schöpfen. Auch ich wurde einmal als Knappe mit einem älteren Bruder in diese Komturei geschickt.«

»Sollten wir nicht besser Orte meiden, wo früher der Templerorden wirksam war?«

Henri übergab ihm die Zügel seines Pferdes. »Ihr beiden bleibt hier! Ich werde erkunden, ob Philipps Schergen diesen geheimen Ort gefunden haben. Falls ihr entdeckt werdet, vergesst nicht, dass ihr Pilger seid. Sean darf dann wieder ein Marienlied anstimmen.«

Henri bahnte sich einen Weg durch das Dickicht. Ihm kam es so vor, als ob schon ein anderer diesen Weg gewählt hätte. Rechts und links des Pfades waren Äste abgebrochen, und auf dem feuchten Waldboden ließen sich deutlich die Spuren eines Reiters ablesen. Henri verdoppelte seine Vorsicht.

Die ehemalige Komturei lag hinter Büschen versteckt. Der Vorplatz war kaum mehr zu erkennen, da sich kleine Bäume und dichtes Unkraut dort ausgesät hatten. Henri dachte an den gepflegten Garten, in dem die dienenden Brüder Gemüse und Obstbäume angebaut hatten. Die Komturei ähnelte mehr einem Landgut als einer Burgfestung wie viele andere Niederlassungen des Ordens. Er erinnerte sich, dass es zahlreiche dienende Brüder gegeben hatte: Kuhhirten, Schafhirten, Schweine- und Fohlenhüter, einen Forstmeister, zwei Türwächter und sechs spannfähige Bauern. Keiner von ihnen war jemals in das Heilige Land gezogen. Man brauchte sie in der Landwirtschaft und im Haushalt.

Niemals war ein Knappe, der einmal die Gelübde ablegen wollte, zu einer dieser Arbeiten herangezogen worden. Dennoch hatte es Henri in der Komturei nicht gefallen.

Manchmal hatte er sogar den Schafhirten beneidet, der im Gras lag und den ziehenden Wolken nachschaute, während sein Hund die Arbeit verrichtete. Einmal hatte Henri sogar beobachtet, wie der Hütejunge mit dem Mund Milch aus den Zitzen eines Mutterschafes gesogen hatte, um seine karge Kost aufzubessern.

Die mönchische Askese der Templer erfuhr in der Komturei allerdings eine gewisse Lockerung. Der Präzeptor konnte statt der üblichen zwei Mahlzeiten am Tag eine dritte zulassen. Henri erinnerte sich daran, dass es zweimal in der Woche sogar Fleisch gegeben hatte. Wer um Salz bitten wollte, durfte leise einige Worte sagen, obwohl die Mahlzeiten ansonsten schweigend eingenommen wurden.

Nein, am Essen hatte es nicht gelegen, dass Henri sich in der Komturei nicht wohl gefühlt hatte. Auch die Dienste, die der Präzeptor einteilte, waren erträglich gewesen. Der Knappe war es gewohnt, sich um die Pferde und Waffen zu kümmern oder auch Geräte auszubessern. Sehr gut hatte es ihm auch bei dem Hufschmied gefallen, der ihn mit viel Geduld in der Schmiedekunst unterwiesen hatte.

Was er aber damals gefürchtet und noch heute in schlechtester Erinnerung hatte, war die Justiz des Hauses. Zum Lebensrhythmus der Komturei gehörte die sonntägliche Versammlung eines disziplinarischen Rates, dessen Aufgabe es war, Verfehlungen und Verstöße gegen die Disziplin zu bestrafen. Jeder Tempelbruder sollte seine Verfehlungen beichten. Danach musste er den Saal verlassen, und das Kapitel beriet über die Strafe.

Zweimal war Henri vor das Kapitel zitiert worden. Ihm war kein Verfehlung bewusst, die er hätte beichten sollen. Man hielt ihn für verstockt. Entsprechend hart fiel die Strafe aus. Er musste mit dem Gesinde beschwerliche und ehrenrührige Arbeiten verrichten, durfte nur vom Fußboden essen, und man

ließ ihn sogar drei Tage in der Woche fasten. Nein, er hatte keine gute Erinnerung an diese Komturei.

Er war oberhalb des halb verfallenen Gebäudes stehen geblieben. Am eisernen Ring vor dem Haus war ein Pferd angebunden, das keinem Bauern gehören konnte. Silberbeschlagenes Zaumzeug und ein prächtiger Sattel mit Initialen deuteten auf einen adeligen Reiter. Henri hatte alle Sinne angespannt. Er horchte. Eine Zeit lang war nichts zu hören. Nur ein rostiger Eimer schwankte im Wind hin und her und gab einen fast klagenden Ton von sich.

Aber dann mischte sich in dieses Geräusch plötzlich ein hoher Schmerzensschrei. Das war die Stimme einer gepeinigten Frau. Henri ließ alle Vorsicht fallen und stürmte den Hügel hinab zu der zerborstenen Eingangstür. Eine entblößte Frauengestalt kniete auf dem Fußboden und hatte die Hände flehentlich erhoben. Vor ihr stand ein Ritter, der seinen Helm, den Brustpanzer und die Beinschienen abgelegt hatte. Sein Geschrei übertönte das Weinen der Frau. »Wo hält sich der verdammte Tempelritter auf, den wir alle suchen? König Philipp hat uns ausgesandt, und du kannst sicher sein, dass ich dich zum Reden bringen werde.«

Die Frau warf sich zu Boden und weinte immer lauter. Ihre Worte gingen in einem verzweifelten Schluchzen unter. »Glaubt mir, edler Herr, dass ich den Aufenthaltsort des Tempelritters nicht kenne. Mein Mann wurde verhaftet, weil auch er keine Auskunft geben konnte. Ich habe seitdem nie mehr etwas von ihm gehört.«

Der Ritter schlug ihr mit der Reitpeitsche über den Rücken. »Verdammtes Pack! Dein Mann war Stallmeister hier in der Komturei. Und du willst behaupten, nichts vom Verbleib des Tempelers zu wissen, der den Schatz versteckt hat oder sogar bei sich trägt?«

Die Frau schüttelte nur stumm den Kopf. Sie hatte erkannt, dass ihr kein Flehen und kein Jammern helfen würden.

Der Ritter hob sein Wams. »Dir hat sicher gefallen, was ich eben mit dir getrieben habe. Lange hast du keinen Mann mehr gehabt, elende Hure! Vielleicht bringt dich das zum Reden!« Er warf sich über die Frau, die sich vergeblich zu wehren versuchte. Seine Brutalität kannte keine Grenzen.

»Wo ist der Templer? Wo ist dieser gottverdammte Templer?«

Henri trat vor. »Er ist hier.«

Der Ritter warf sich herum und starrte Henri mit blutunterlaufenen Augen an. Er konnte es nicht fassen, wen er da vor sich sah.

Henri zog seinen Dolch hervor. »Du bist ein Vieh, und ich werde dich wie ein Vieh töten. Wenn es bei dir noch einen letzten Rest menschlicher Regung gibt, sprich ein Gebet und bitte Gott für deine Sünden um Vergebung. Dir bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Der Ritter stierte vor sich hin. Noch hatte er nicht verstanden, was in den letzten Augenblicken geschehen war. Seine Stimme glich nur noch einem Röcheln.

Henri fühlte das Blut in seinen Adern rauschen. Seitdem er in Akkon die Ungläubigen niedergemetzelt hatte, war er nicht mehr so außer Besinnung geraten. Mit weit ausholender Bewegung stieß er dem Ritter die Spitze des Dolchs in die Kehle.

Der Mann fiel langsam zur Seite. In seinen Augen erschien der Ausdruck maßlosen Erstaunens. Aus der Wunde sprudelte dunkelrotes Blut, und nach wenigen Atemzügen trat der Tod ein.

Henri wandte sich der misshandelten Frau zu, hob sie vom Erdboden auf und wehrte sie sanft ab, als sie ihm die Hände

küssen wollte. »Bekleide dich! Ich werde derweil meine Gefährten holen.«

Er fand Joshua und Sean im Dickicht vor, wo er sie verlassen hatte. »Wir haben uns Sorgen gemacht«, sagte Joshua. »Du bist sehr lange ausgeblieben.« Er deutete auf Sean. »Dieses Bürschchen hier wollte dir unbedingt folgen. Ich habe ihn mit allen Kräften festhalten müssen, damit er mir nicht entkam.«

Henri verschob einen Tadel auf später. »Kommt mit! Es ist aber kein schöner Anblick, der euch erwartet.«

Sean starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den Leichnam am Fußboden und dann auf Henri. Er konnte keine Spuren eines Kampfes entdecken. »Warum musstest du ihn töten?«

Henri sah keine Veranlassung, den Jungen im Unklaren über die Geschehnisse zu lassen. Er deutete auf die Frau, die sich inzwischen gesäubert und bekleidet hatte. »Weil er diese Frau misshandelt hat. Er hat das getan, was Krieger im Kampf mit den Frauen der besiegten Feinde tun. Du verstehst doch, was ich meine?«

Sean nickte. »Hat sie Schmerzen?«

Die Frau drehte sich um. Sie lächelte. »Nicht so schlimm, dass ich euch nicht jetzt ein gutes Mahl kochen kann. Ich habe noch immer Vorräte im Keller versteckt, weil ich auf die Heimkunft meines Mannes gewartet habe.«

Erst jetzt warf Henri einen Blick auf Joshua, der so blass war, wie Henri ihn nicht mehr seit der Verfolgung gesehen hatte. Ihm wurde sofort klar, dass sich Joshua an den schrecklichen Tod seiner Frau erinnerte. Er hatte sie damals, furchtbar zugerichtet, auf dem Küchenboden seines Hauses gefunden. Für sie war jede Rettung zu spät gekommen.

Henri umarmte ihn. »Komm bitte mit nach draußen und hilf mir, dieses Vieh zu verscharren! Mehr verdient er nicht!« Ihm kam es jedoch so vor, als ob Joshua ein Gebet gesprochen hätte, weil es der Talmud auch gegenüber Feinden so forderte.

Als sie in das Haus zurückkehrten, saß Sean schon auf der hölzernen Bank nahe am Feuer und betrachtete mit begehrllichem Blick die gefüllten Töpfe.

»Ah, du hast schon wieder Hunger«, stellte Henri fest. »Soll ich dir einmal davon berichten, wie oft ich in diesem Haus zur Strafe für Verfehlungen fasten musste? Wie wäre es, wenn ich auch dich ein wenig büßen ließe?«

»Aber ich habe doch gar nichts angestellt!«, rief Sean anklagend. Die Bäuerin konnte schon wieder lachen. Sie teilte mit der Kelle eine große Portion Gemüse und Hammelfleisch in den irdenen Essnapf, der vor dem Jungen stand. Sean hatte schon zu dem Löffel gegriffen und wollte sich heißhungrig über die verführerisch duftende Mahlzeit hermachen. Aber Henri warf ihm einen strafenden Blick zu. »Warte, bis wir gebetet haben! Auch damals in der Komturei regelte das Gebet einen beträchtlichen Teil unseres Tagesablaufes. Wir wollen doch hier an diesem Ort die alten Sitten einhalten.«

Schweigend nahmen sie die Mahlzeit ein. Aber nachdem die Frau auch den letzten Rest aus dem Topf ausgekratzt hatte, wandte sich Henri ihr zu. »Habt Ihr irgendeine Nachricht von Eurem Mann oder von einem der Verhafteten, der entkommen konnte?«

Die Frau des ehemaligen Stallmeisters, die ihren Namen mit Magdalene angegeben hatte, zögerte einen Atemzug lang. Sie blickte ihrem Retter in die Augen. Danach entschloss sie sich zu restlosem Vertrauen. »Alle drei bis vier Tage erscheint bei mir Bertrand Gaudin, der den Schergen entkommen konnte und sich seitdem im Dorf versteckt hält. Er berichtet mir über die Zustände in Paris und ob es eine Hoffnung für die verhafteten Templerbrüder gibt.«

Henri schluckte. Er wollte ihr den Bericht über Folterungen und den Tod der Großmeister auf dem Scheiterhaufen ersparen. »Ich schlage vor, dass wir hier warten, bis dieser

Bertrand Gaudin auftaucht. Vielleicht überbringt er Nachrichten, die auch für uns wichtig sein könnten.«

Joshua nickte, um sein Einverständnis zu erklären. »Aber was machen wir mit dem Pferd des getöteten Ritters? Wir würden mit diesem edlen Tier überall auffallen.«

»Wir werden den kostbaren Ledersattel und das silberbeschlagene Zaumzeug unter dem Boden der halb verfallenen Stallung vergraben und mit Steinen bedecken«, erklärte Henri. »Das Pferd werden wir Bertrand Gaudin anbieten. Falls das Tier allerdings ein Brandmal seines Besitzers aufweist, könnte das für ihn und auch für uns zu gefährlich sein.«

»Und wenn doch?«, fragte Joshua. »Du willst doch dieses Tier nicht etwa töten?«

»Darüber muss ich noch nachdenken«, erwiderte Henri. »Wir müssen unseren Auftrag gegen alle Widerstände erfüllen.«

Sean begann plötzlich zu weinen. »Wir können das Pferd doch ein Stück auf unserem Weg mitnehmen und dann in die Freiheit entlassen. Wenn wir es davonjagen, wird es schon einen neuen Herrn finden, der es füttert und trinkt.«

Magdalene nahm den Jungen in den Arm. »Weine nicht! Wir werden schon eine Lösung finden.«

Joshua warf einen Blick auf die beiden. Wieder wurden seine Erinnerungen übermächtig. »Das Pferd wird nicht getötet«, sagte er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete.

Henri betrachtete die drei Rebellen. Er fühlte einen Widerstand gegen seine Autorität. Darum traf er einige Anordnungen, denen sich die anderen unterzuordnen hatten. »Ich werde Magdalene in den Ställen helfen. Die Stallarbeit habe ich auch schon früher in der Komturei übernehmen müssen. Das war allerdings eine Strafe für Nachlässigkeiten in der Disziplin. Für Sean habe ich auch eine Aufgabe. Er wird nun endlich die Übungen im Schreiben und Lesen beginnen.

Ich möchte täglich Fortschritte sehen. Für mich ist es eine Schande, einen Knappen zu haben, der nicht einmal einen einzigen Buchstaben beherrscht.«

Es war für die drei anderen deutlich erkennbar, dass Henri sich über sie geärgert hatte. Darum suchte Joshua nach einer Lösung des Konflikts. »Wie wäre es, wenn ich mich als Lehrer betätigen würde? Ohne Unterweisung hat noch niemand das Schreiben erlernt. Wenn Sean sich einverstanden erklärt, werde ich ihm diese gar nicht so schwere Kunst gerne beibringen.«

Henri brummte noch etwas von hebräischen Buchstaben und Gelehrsamkeit. Aber er rief sich selbst zur Ordnung und ermahnte sich zur Disziplin. Für das, was sie vorhatten, war Einigkeit eine Grundvoraussetzung.

Im Laufe der nächsten Tage fand jeder von ihnen zu Verständnis und Ausgeglichenheit zurück. Henri hatte mit Hilfe von Magdalene den Sattel und das Zaumzeug begraben. Während der Arbeit erzählte ihm die Frau des ehemaligen Stallmeisters, dass der getötete Ritter seit dem Verbot des Templerordens ihr Lehnsherr gewesen sei und übermäßige Hand- und Spanndienste verlangt habe. Ab und zu sei er aufgetaucht, um ihrem Mann Schläge anzudrohen, falls er seiner Arbeit nicht besser nachkomme. Ihr war aber gleich klar geworden, dass diese Besuche ihr gegolten hatten. Er hatte stets nach einer Möglichkeit gesucht, mit ihr allein zu sein. Einmal habe er ihren Mann unter einem Vorwand auf den Acker geschickt und ihr befohlen, für sein Pferd Heu aus der Scheune zu holen. Es sei ihr aber gelungen, sich auf dem obersten Boden zu verstecken. Mit seiner Rüstung konnte er die Leiter nicht emporklettern, und darum sei er voller Wut auf und davon geritten.

Henri gab diese Erzählung zu neuen Befürchtungen Anlass. »Meinst du nicht, dass seine Familie und die Bewohner des Gutshofes Nachforschungen anstellen werden?«

Magdalene zog eine Grimasse. Ihre Antwort klang verächtlich. »Das glaube ich kaum. Seine Frau ist vor Jahren bei Nacht und Nebel mit einem Grafen durchgegangen. Er hatte sie ständig malträtiiert. Das hat mir die Köchin anvertraut, als ich einmal Eier in der Gutsküche ablieferte. Die vier Kinder, es ist ein Wunder, dass die Frau nicht im Kindbett starb, haben Zuflucht bei einer Tante gefunden. Er hatte sie bei jeder kleinen Verfehlung mit der Peitsche geschlagen. Niemand wird ihn vermissen. Im Gegenteil!«

Henri fühlte sich halbwegs beruhigt. Er hoffte, dass sie Recht behalten werde. Dennoch wartete er ungeduldig auf das Erscheinen des angekündigten Mannes Gaudin. Er zwang sich jedoch, den anderen gegenüber freundlich und nachsichtig zu sein. Als Sean mit einem Blatt Papier im Stall erschien, um ihm stolz seine Fortschritte vorzuzeigen, rang er sich ein Lob ab. »Du kannst ja schon sehr gut schreiben. Sicher kannst du auch lesen, was du da geschrieben hast.« Er konnte es. Henri hingegen vermochte kein einziges Wort zu entziffern. Das Gekrakel war für ihn unlesbar. Aber er enthielt sich jeder rügenden Bemerkung.

Endlich, nachdem schon vier Tage vergangen waren, hörte Henri leise Schritte, die sich dem Haus näherten. Bertrand Gaudin hatte die fremden Pferde vom Hügel aus gesehen. Er näherte sich vorsichtig und mied den Eingang zum Haus.

Magdalene ließ sich unter den niedrigen Türbalken sehen und winkte Bertrand herbei. »Komm ohne Furcht! Diese drei Reiter sind Freunde. Einer von ihnen war früher schon einmal in der Komturei. Diesmal kam er gerade zur rechten Zeit. Er hat mich vor dem brutalen Zugriff unseres Lehnsherrn gerettet. Jeder weiß ja, wie er mit Frauen umgeht.« Sie nötigte

Bertrand, an dem brüchigen Holztisch Platz zu nehmen, und schenkte ihm randvoll ein Glas mit dem selbst gebrannten Kirschenschnaps ein. Nach deutlich gespielmtem Zögern nahm Bertrand den Begrüßungstrunk an.

Magdalene bot ihren Gästen von dem alkoholischen Getränk lieber nichts an. Sie hatte einmal miterlebt, wie der Präceptor einen der Jungen beim Trinken dieses Schnapses erwischt hatte. Die Strafe, die das Kapitel aussprach, war hart und entwürdigend gewesen. Denn der Delinquent musste eine Woche lang auf dem Fußboden essen und durfte eine weitere Woche nur stehend und schweigend an den Mahlzeiten teilnehmen. Magdalene war sich nicht einmal sicher, ob der Präceptor den Jungen hinter der Scheune mit Weidenruten geschlagen hatte. Denn sie hatte den Burschen laut weinen hören.

Henri setzte sich Bertrand gegenüber. »Könnt Ihr mir etwas über König Philipp erzählen? Wo hält er sich auf, in Paris oder in seinem Jagdschloss in Fontainebleau?«

Bertrand Gaudin hatte gute Beziehungen zu den Bediensteten des königlichen Haushaltes. »Der König hat seinen Lieblingsstammsitz in Fontainebleau verlassen und ist mit seinem Gefolge nach Paris zurückgekehrt. Dort residiert er im Palais de la Cité und heckt neue Pläne aus, wie er zu Geld kommen könnte. Noch immer schmachten zahlreiche Tempelritter in den Verliesen.«

»Werden diese Ärmsten gefoltert?«

»Ja, und zwar so lange, bis sie diese scheußlichen Verbrechen gestehen, die man ihnen zur Last legt.« Bertrand nahm einen Schluck von dem Kirschenschnaps und atmete tief durch.

Henri wollte noch mehr wissen. »Was geschieht mit denen, die gestanden haben?«

»Man erzählt sich, bei manchen genüge es, ihnen die Folterwerkzeuge zu zeigen, um sie zu Geständnissen zu

bringen. Sie seien nach tagelangen Demütigungen, geschwächt durch eine Ernährung nur mit Wasser und Brot, dazu noch in Ketten gelegt, am Ende ihrer Widerstandskraft. Einige werden sogar noch nach ihrem Geständnis weiter gefoltert, weil der Henker sie verdächtigt, nicht alles gesagt zu haben. Viele widerrufen ihre Geständnisse. Wenn sie nicht auf dem Scheiterhaufen enden, werden sie in Verliese geworfen, wo sie elend zugrunde gehen.« Bertrand nahm einen weiteren Schluck.

»Ist denn niemand als unschuldig begnadigt worden?«, fragte Henri. Seiner Stimme war die Verzweiflung anzuhören.

»Doch, der Mönch eines Klosters hat mir berichtet, dass es eine Anordnung des Papstes gab, die Bulle *considatum dum dum* oder so ähnlich genannt wurde. Vielleicht hieß sie auch anders. Ich bin nur ein einfacher Mensch ohne Schulbildung. Diese hohen Herren drücken sich oft so merkwürdig aus.«

Henri wurde ungeduldig. »Was stand denn in dieser Bulle?« Der Titel war wohl *considerantis dudum* und betraf jene, die ihre Angehörigkeit zum Templerorden nach langer Überlegung nun bereuten.

Bertrand nahm einen kräftigen Schluck. »Soweit ich mich erinnere, war dort davon die Rede, dass diejenigen, die für unschuldig befunden oder nach ihrem Geständnis mit der Kirche versöhnt worden waren, eine Pension erhalten sollten und sogar in einem Kloster ihrer Wahl leben durften. Die Mönchsgelübde, die sie bei ihrem Eintritt in den Templerorden abgelegt hatten, blieben weiter gültig.«

Henri lachte bitter. »Da mussten sie aber sehr gute Beziehungen zur Kirche gehabt haben! Vielleicht war einer der drei Kardinäle, die im Namen des Papstes Clemens V. Gericht halten sollten, sein Onkel oder sonst ein Verwandter.«

Bertrand hatte sein Glas geleert. Er schwankte auf der Bank hin und her. Er begann zu stottern, und seine Augen blickten verständnislos in die Runde. Henri erkannte, dass eine weitere Befragung sinnlos war. Aber er bedankte sich höflich für die wertvolle Auskunft, die er erhalten habe.

Bertrand starrte auf die Münzen, die Henri ihm auf dem Tisch zuschob. Damit hatte er offensichtlich nicht gerechnet. Er erhob sich torkelnd, versuchte Henri zu umarmen und stotterte etwas, das sich nach einem Dank anhörte. Die weiteren Worte gingen in einem unverständlichen Gebrabbel unter.

Magdalene, die eine solche Szene wohl schon öfter miterlebt hatte, schob ihn zur Tür hinaus. »Er hat draußen noch gesagt, dass er gerne noch einmal wiederkehren werde, wenn man ihn brauchen könne«, behauptete sie. Ob das nun der Wahrheit entsprach, vermochte Henri nicht zu entscheiden. Vielleicht wollte sie dem armen Kerl ein paar Münzen zukommen lassen.

»Du wolltest ihm doch das Pferd des Lehnherrn anbieten«, erinnerte ihn Joshua an das leidige Thema.

»Hast du nicht seinen Zustand gesehen?«, erwiderte Henri. »Einem Betrunkenen vertraue ich ein so edles Reittier nicht an. Dein Falbe lahmt schon lange. Wir lassen ihn hier bei Magdalene, und du wirst das Pferd des Ritters reiten, falls es kein verräterisches Brandzeichen aufweist. Wir können ihm außerdem den Schweif und die herrliche Mähne kürzen, obwohl das schade wäre. Wenn du ihm dann noch dein altes Zaumzeug anlegst, ist es kaum noch zu erkennen.«

Joshua sah ihn zweifelnd an. Darum fügte Henri noch hinzu: »Schon morgen werden wir weit entfernt von dem Gutshof des Lehnherrn sein. Wir brechen in aller Frühe auf. Was ich von Bertrand Gaudin gehört habe, hat meinen Entschluss bekräftigt, den Fluch der Großmeister gegen alle Widerstände zu erfüllen. Bist du dabei, Joshua?«

Joshua streckte ihm die Hand entgegen, in die Henri einschlug.

Erst jetzt wagte sich Sean aus der Ofenecke hervor, wo er sich versteckt hatte, um das Gespräch der Männer zu belauschen. »Darf ich auch einmal unterwegs das wunderschöne Pferd reiten?«, fragte er beinahe schüchtern.

»Das kommt auf deine Fortschritte im Lesen und Schreiben an«, entgegnete ihm Henri. »Zeige mir einmal, was du heute geschrieben hast!«

Nur ungern holte Sean ein Papier mit seinen Schreibkünsten hervor. Sogar der immer geduldige Joshua hatte deutlich seine Unzufriedenheit geäußert. Henri schüttelte den Kopf. »Wer nur zu solch einem Gekrakel fähig ist, kann auch nicht ein so edles Reittier beherrschen. Das wird wohl noch eine Weile dauern, bis du in den Sattel eines ritterlichen Pferdes steigen darfst.«

Sean war so wütend, dass er das beschriebene Papier in das Herdfeuer warf und noch einige leere Blätter hinterherbeförderte. Henri musste gegen seinen Willen lachen. Genauso zornig war auch er als Junge gewesen, bis die Lehrer des Ordens ihm seine Wutanfälle mit harten Strafen ausgetrieben hatten. Ehe er einen scharfen Tadel aussprechen konnte, war Joshua ihm schon zugekommen. »Irgendwann wird es schon besser werden. Sean ist doch kein Dummkopf. Wer so schön singen und so treffsicher die Lanze schleudern kann, der wird auch ein Meister in der Kunst des Schreibens werden.«

Henri schüttelte über so viel Nachsicht den Kopf. Aber Sean warf seinem Lehrer einen dankbaren Blick zu.

Magdalene hatte aus allen Vorräten, die sie noch besaß, eine verlockende Mahlzeit zubereitet. Ganz offensichtlich teilte sie Sean die größten Portionen zu. »Der Junge muss sich für den langen Ritt stärken.« Am liebsten hätte sie die drei noch länger

bei sich behalten. Sie fürchtete sich ein wenig vor dem Alleinsein.

Henri drückte ihr eine beachtliche Summe in die Hand. Er beobachtete ihre zuckenden Mundwinkel und sah, dass ihre Augen sich mit Tränen füllten. »Sei bedankt für deine großzügige Gastfreundschaft. Sprich für uns ein Gebet, denn wir haben eine schwere Aufgabe zu erfüllen!«

»Der Herr möge euch behüten!«, sagte Magdalene mit gefestigter Stimme und gefalteten Händen. Weil ihr das wirksamer erschien, fügte sie noch hinzu: »Gelobt sei Jesus Christus!«

»In Ewigkeit. Amen!«, antwortete Henri und schob ihr Sean zum Abschied in die Arme, die sie weit geöffnet hatte.

Magdalenes Segenswunsch erwies sich als notwendig. Die Gebirge der Auvergne erforderten alle Kräfte von Mensch und Tier. Der hoch aufragende Gipfel des Puy de Dome war noch schneebedeckt, und die benachbarten schroffen Vulkanberge jagten den drei Reitern mehr Schrecken als Ehrfurcht ein. Am Fuße des Berges musste sich einmal ein gallisches Heiligtum befunden haben, zu dem man von weit her pilgerte. Denn außer den Fundamenten des Tempels gab es zahlreiche verfallene Herbergen.

Da sie in der Morgendämmerung aufgebrochen waren, erreichten sie gegen Mittag Clermont. Henri zögerte, ob sie sich in die Stadt wagen sollten. Denn der gelehrte Joshua wusste zu berichten, dass zwischen Clermont und der französischen Krone immer eine enge Verbindung bestanden hatte.

»Nicht nur zur französischen Krone«, erläuterte Joshua. »Auch eure Päpste haben in Clermont eine bedeutende Rolle gespielt. Vor fast 220 Jahren versammelten sich eure hohen Geistlichen in den Mauern der Stadt zu einem Konzil, auf dem Papst Urban II. zum ersten Krieg gegen das Heilige Land aufrief, um es angeblich von den Ungläubigen zu befreien. Dreizehnhundert Kardinale, Bischöfe und Äbte sollen dort zusammengekommen sein.«

»Das ist lange her«, warf Henri ein.

»Ja, aber schon 70 Jahre später fand unter eurem Papst Alexander II. aus denselben Gründen wieder ein Konzil statt. Und erst recht nicht lange ist es her, dass vor nur 50 Jahren in Clermont eine prächtige Hochzeit stattfand. Isabella von

Aragon wurde mit einem Sohn Ludwigs des Heiligen vermählt.«

Joshuas Geschichtskennntnisse verrieten mehr als nur das Interesse eines Gelehrten. Er wusste so genau, was sich im Lande der Franzosen ereignet hatte, weil er nicht in dem ihm zugewiesenen geistigen Ghetto leben wollte. Er wollte ein Franzose sein wie jeder andere auch. Aber seine Mitmenschen sahen in ihm nur den Christismörder, einen heidnischen Ausländer. Henri, selbst gebildet, bemerkte davon nichts. Er war ganz auf seine Aufgabe konzentriert. Er war überzeugt, dass die Bevölkerung in dieser Stadt entweder dem König oder dem Papst, vielleicht auch beiden, die Treue hielt.

»Also gut!«, beschloss er. »Reiten wir außerhalb der Mauern vorbei und versuchen wir, vor Eintritt der Dämmerung die Aller zu überqueren. Dann müsste es möglich sein, morgen den Fluss Loire zu erreichen.«

Die Überquerung der Aller gestaltete sich nicht allzu schwierig. Es gab zahlreiche Brücken über den Fluss, und Joshua vermutete, dass einige diese Übergänge noch aus der Zeit der Römer stammten. Sie hätten unter einem der breiten Pfeiler Schutz finden können, aber Henri hielt es für ratsam, in der Deckung des Waldes ihr Lager aufzubauen, nachdem sie die Pferde am Fluss getränkt hatten.

Henri wurde immer ungeduldiger, ja näher sie ihrem Ziel kamen. Er weckte seine Gefährten in der Morgendämmerung, als der Nebel noch über dem Fluss lag. »Auf! Auf! Wir müssen weiter!« Die beiden anderen gehorchten ohne Murren.

Die Sonne hatte soeben erst die Spitzen ihrer Strahlen über den Horizont geschickt, als sie die Loire erreichten. Sean stieß einen Ruf der Bewunderung aus. Auf dem jenseitigen Ufer leuchtete das Dach einer Burg, als ob es nicht mit Ziegeln, sondern mit Goldplatten bedeckt sei. Die Wege im Park waren mit weißen Kieselsteinen bestreut, und die ersten

Frühlingsblumen füllten die gepflegten Rabatten. Eine weibliche Brunnenfigur, die mitten in einer Wiese stand, hielt ein tönernes Körbchen in den Armen, in dem ein Strauß echter Schlüsselblümchen kunstvoll angeordnet war.

»So etwas Schönes habe ich noch niemals gesehen!«, rief Sean begeistert. Er trat an das Bronzegitter so nahe heran, wie es nur möglich war, und verharrte dort regungslos. Als plötzlich ganz in der Nähe eine Stimme erklang, sprang er zwei Schritte zurück, obwohl die Frage durchaus freundlich gestellt war. »Na, wer bist du denn?«

Sean sah sich einem jungen Mann gegenüber, der zu seinem Erstaunen der steinernen Brunnenfigur glich. Seine Antwort klang selbstbewusst. »Mein Name ist Sean of Ardchatten. Ich entstamme einem berühmten schottischen Geschlecht und bin der Knappe jenes edlen Herrn, der sich auch schottischer Abstammung rühmen darf.« Er deutete auf Henri.

Der junge Mann öffnete mit einiger Mühe das schwere Tor. »Welch eine Freude! Zwei Schotten im Reich des französischen Königs Philipp, den man den Schönen nennt.«

Henri, der fürchtete, dass Sean zu viel ihres Vorhabens ausplappern könnte, trat näher und verbeugte sich. »Verzeiht die Zudringlichkeit meines Knappen! Wir werden Euch nicht weiter belästigen.«

»Aber ganz im Gegenteil!«, rief der junge Mann, dem noch nicht einmal ein einziges Barthaar sprießte. »Auch ich darf mich rühmen, trotz einer französischen Mutter schottischer Abstammung zu sein. Mein Vater ist der Earl of Annan, der sich augenblicklich bei Freunden in der Bretagne aufhält.«

Henri überlegte kurz, ob es dem Earl wohl recht sein könnte, wenn sein Sohn freimütig irgendwelchen Fremden Zutritt zum Schloss erlaubte. »Wird es denn Ihrer Frau Mutter recht sein?«, fragte er zögernd.

Der Sohn des Earl of Annan errötete wie ein Mädchen.  
»Wenn mein Herr Vater auswärts weilt, bin ich der Herr in dieser Burg!«

Vielleicht wäre eine Ablehnung der Einladung einer Beleidigung gleichgekommen. Die drei Reiter traten ein und übergaben einem herbeigeeilten Stallknecht ihre Pferde. Ein livrierter Diener geleitete sie durch dunkle Gänge, dann führte eine breit geschwungene Freitreppe in ein oberes Stockwerk, wo der Diener ihnen mit einer Verbeugung zwei Räume anwies. Kurz darauf erschien eine Magd, die einen Zuber mit heißem Wasser füllte. Sie warf einen kurzen Blick auf die staubigen Reiter und fügte dem Wasser duftende Essenzen hinzu.

»So war das eigentlich nicht gemeint«, sagte Henri. Aber Sean rief begeistert: »Jetzt riecht es fast wie daheim bei meiner Mutter!«

Die dumpfen Töne eines bronzenen Gongs riefen zur Mahlzeit. Keiner der drei hatte jemals einen so strahlend hellen Saal betreten. Auf dem Tisch brannten unzählige Kerzen, deren Licht sich in den hohen gotischen Fenstern spiegelte. Henri dachte kurz an den Kapitelsaal im Haus der Tempelritter, den er in seiner Knappenzeit als außerordentlich prächtig empfunden hatte. Er hätte sich nicht gewundert, wenn einer der Großmeister feierlich den Raum betreten hätte. Höflich blieb er hinter der Lehne des Sessels stehen, um beim Eintritt des Gastgebers ein paar Dankesworte zu sprechen.

Aber die Gestalt, die jetzt den Saal betrat, raubte ihm die Sprache. War das eine Zwillingschwester des jungen Mannes, eine Tochter des Earl of Annan? Aber als das Mädchen, das seine Weiblichkeit mit einer hellblauen Robe unterstrichen hatte, sie jetzt mit einem höflichen »Nehmt bitte Platz, meine Herren!« zum Sitzen aufforderte, fiel es ihm wie Schuppen von

den Augen. Der junge Mann und das Mädchen waren ein und dieselbe Person.

Es war eigentlich nicht mehr vonnöten, dass die Gastgeberin ihr Verhalten erklärte. »Da ich mich während der Abwesenheit meines Herrn Vaters alleine mit meinen Diensthofen hier in der Burg befinde, lebe ich nicht ganz ungefährlich. Streunende Banden versuchen einzudringen, und nur unsere scharfen Hunde sind ein gewisser Schutz. In der Verkleidung eines Mannes aber, noch dazu im Besitz einer Waffe, fühle ich mich sicher. Ich bitte Euch, mir den kleinen Betrug zu verzeihen. Mein Name ist Guinivevre.«

Sean saß mit offenem Mund da. Er konnte seine Blicke nicht von dem Mädchen wenden und vergaß sogar zu essen. Wenn er vor dem Tor geglaubt hatte, dahinter müsse das Paradies liegen, so erschien ihm jetzt die strahlende Gestalt wie ein Engel.

Henri versuchte, seinen Knappen in die Wirklichkeit zurückzuholen. »Wie wäre es denn, Sean, wenn du die hochwohlgeborene Tochter des Earl of Annan mit einem Lied erfreuen würdest?«

Guinivevre klatschte in die Hände. »Ja, ich bitte Euch! Es ist schon lange her, dass mir ein so hübscher junger Mann ein Lied gewidmet hat.«

Henri war erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit sein Knappe in die Mitte des Saales trat und sich Guinivevre zuwandte. Er war besorgt, ob Sean sich in dieser Umgebung passend benehmen könnte. Denn er hatte beobachtet, wie sein Knappe dem Wein allzu oft zugesprochen hatte. Beherrschte er überhaupt ein anderes Lied als das zu Ehren der Jungfrau Maria? In dieser ausgelassenen abendlichen Stimmung wäre das doch ganz und gar unpassend. Noch mehr aber befürchtete er, dass Sean bei seinen Streifzügen durch Bordeaux in schlechte Gesellschaft geraten sein und dort vielleicht einen

obszönen Vers aufgeschnappt haben könnte. Er warf ihm einen drohenden Blick zu.

Aber Sean beachtete ihn gar nicht. Er tat so, als ob er sich an dieser Tafel allein mit Guinivevre of Annan befände. Henri hatte die Stimme des Jungen noch niemals so vernommen. Sie klang sehnsüchtig und zugleich demutsvoll. Wo hatte er eine solche Stimme schon einmal gehört? Plötzlich fiel es ihm ein. Es war während der Schlacht um Akkon, als einer der todgeweihten Kämpfer Verse gesungen hatte, die ihm damals unverständlich geblieben waren: »Unter der Linden an der Heide, da unser zweier Bette war.«

Auch Sean hatte ein Minnelied gewählt. Woher kannte er es? Aber, so empfand Henri, es entsprach dem Alter seines Knappen und dessen Unerfahrenheit.

»Ich bin Kaiser, ob ich auch nicht Krone  
noch Land besitze.

Dem Gemüte nach bin ich's:  
das war noch nie so fröhlich.

Wohl ihr, deren Sanftheit mich erquickt.

Das danke ich einer edlen Frau.

Der will ich getreulich dienen.«

Die Tafelrunde klatschte Beifall, und Guinivevre schenkte dem Sänger ein weiteres Glas Wein ein. Vergeblich protestierte Henri und verwies auf den morgigen Tag, an dem man früh aufbrechen müsse.

»Ich möchte aber noch ein Lied hören!«, rief die Gastgeberin. Henri schwieg. Konnte man ihr diesen Wunsch abschlagen? Aber was er sah, gefiel ihm nicht. Seans Augen blitzten verwegen. Er stand nicht mehr ruhig da, sondern wiegte sich in den Hüften. Henri bereute, dass sie der Einladung auf das Schloss gefolgt waren. Die Stimme seines Knappen klang nicht mehr demütig, sondern fordernd.

»Ich fand sie auf der Zinne, allein,

und sie hatte mich zu sich rufen lassen.  
Da war wohl schickliche Gelegenheit,  
ihre Liebe mir zu erringen.

Da wähnte ich, ich hätte die Lande  
mit meiner Glut verbrennen können,  
so sehr hatte ihrer süßen Liebe Fessel  
meine Sinne verblindet.«

Henri erhob sich. »Es ist Zeit, das Nachtlager aufzusuchen.  
Wir danken Euch, edle Dame, für diesen wunderschönen  
Abend.«

»Ich habe zu danken«, rief Guinivevre. »Denn ohne den  
Gesang Eures Knappen hätte dieser Abend niemals so trefflich  
gelingen können. Ich wünsche Euch allen eine gute Nacht.«

Irrte er sich, oder hatte Guinivevre seinem Knappen einen  
verschwörerischen Blick zugeworfen? In seiner Schlafkammer  
stellte er fest, dass der Diener nur zwei Schlaflager vorbereitet  
hatte. Er hätte gern nachgefragt, wo man denn seinen Knappen  
untergebracht habe. Aber Joshua hielt ihn davon ab. »Ich muss  
einmal ein ernstes Wort mit dir reden, Henri. Wir kennen uns  
schon lange und sind vertraute Freunde. So hoffe ich, dass du  
mir nicht übel nimmst, was ich dir sagen möchte.«

»Sprich nur frei heraus, was du für richtig hältst!«,  
ermunterte Henri seinen Freund. »Ich werde dich immer  
verstehen.«

Trotz der Aufmunterung begann Joshua seine Rede stockend.  
»Ich hatte einen Sohn und weiß recht gut, wann bei einem  
Jungen die Zeit der Reife gekommen ist. Du aber verschließt  
die Augen und fürchtest, Sean könne dir entwachsen. Seit du  
ihn erziehst, behandelst du ihn wie ein Kind, möchtest ihm am  
liebsten mit der Gerte beibringen, was einen Knappen  
auszeichnet.«

Henri machte eine abwehrende Gebärde.

»Doch, das ist so, ob du es nun wahrhaben möchtest oder nicht. Sean ist ein wunderbarer Junge, der an dir hängt und dich bewundert. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, dass er seine Zuneigung und Liebe einer Frau schenken wird. Mache dir rechtzeitig klar, dass Sean die folgende Nacht in den Armen der schönen Guinivevre verbringen wird. Wie hieß es so passend in dem Lied? ›Sie hatte mich zu sich rufen lassen. Da war wohl schickliche Gelegenheit, ihre Liebe mir zu erringen.« Das wird nichts an der Zuneigung zu dir ändern.«

Joshua schwieg, und Henri dachte lange nach, ehe er zu einer Erwiderung fand. »Ich habe die Keuschheitsgelübde abgelegt, die ich auch weiterhin einzuhalten gedenke. Vielleicht verstehe ich wirklich nichts von diesen Dingen. Meine einzige Erfahrung liegt allzu weit zurück. Mir scheint eine Wiederholung nicht erstrebenswert. Aber ich gönne es ihm schon, in den Armen dieses schönen Mädchens seine erste Liebesnacht zu verbringen. Morgen ist dieses Zwischenspiel ohnehin beendet.«

Henri hatte sich geirrt. In der Frühe war es noch sehr kalt. Guinivevre hatte ihnen darum durch die Dienerschaft einen heißen Trunk überreichen lassen. Sie selbst war nirgendwo zu sehen. Henri bedauerte das. Er hätte sich gern mit Dankesworten verabschiedet. Sean war schon bei den Ställen und trällerte fröhlich ein Lied vor sich hin. Sehr unglücklich schien er über die Trennung nicht zu sein. Aber was Henri am Schlosstor erwartete, wollte er einfach nicht glauben. Da stand Guinivevre in ihrer Männerkleidung und wünschte ihm einen guten Morgen. »Ich werde euch begleiten. Denn ich kenne ringsumher die ganze Gegend und habe Freunde in Auxerre, die uns aufnehmen werden, wenn Philipps Schergen dort herumstrolchen sollten.«

Ob Sean ihren Plan ausgeplaudert hatte? Das würde er ihn büßen lassen, notfalls auch mit der flachen Klinge, wenn er

schon keine Gerte mehr benutzen durfte. Er warf einen Blick zu Joshua, der still vor sich hin lächelte. Das milderte seinen Zorn. Er brachte es sogar fertig, ein wenig zu lächeln. »Brechen wir auf, meine Herren! Wir haben einen Auftrag zu erfüllen!«

Henri legte eine schnelle Gangart vor. Ihm blieb nicht verborgen, dass Guinevre eine blendende Reiterin war. Obwohl sie den Weg nach Auxerre sehr gut kannte, drängte sie sich nicht vor. Sie ließ Henri merken, dass sie ihn als Autorität anerkannte.

Sie verließen die Loire und erreichten schneller als erwartet den Fluss Yonne. Auf den Feldern verrichteten die Bauern ihre ersten Frühjahrsarbeiten. Keiner kümmerte sich um die vier Reiter. Nach einem Blick, ob es sich da nicht etwa um Soldaten handelte, wandten sie sich wieder ihrer Arbeit zu.

Im Gegensatz zu der ruhig dahinfließenden Loire, der die Spiegelbilder prachtvoller Burgen ein majestätisches Aussehen verliehen, bot die Yonne hinter jeder Biegung einen neuen Ausblick. Erst als die springlebendigen Wellen flacher wurden, fanden sie bei Vermenton einen Übergang. Zahlreiche enge Schleifen des Flusses hatten sie immer wieder zu Umwegen gezwungen. Henri stellte auf der Karte fest, dass von Vermenton aus die Yonne gradlinig verlief.

»Es müsste möglich sein, Auxerre noch heute zu erreichen«, sagte er und sah Guinevre an, um ihre Meinung zu erforschen. Aber das Mädchen hatte soeben mit Sean einige Worte ausgetauscht, die ihn zum Lachen gebracht hatten. Guinevre ließ erkennen, dass sie sich Henris Führungsanspruch bedingungslos untergeordnet hatte.

Noch vor Sonnenuntergang erreichten sie die Stadt an der Yonne. Schon von weitem war eine prächtige Kathedrale erkennbar. Henri hätte gern das Innere besichtigt. Aber zum ersten Mal seit ihrem Aufbruch machte Guinevre einen

Vorschlag. »Es wäre besser, wenn wir zunächst meine Freunde in der Innenstadt aufsuchen und um Quartier bitten würden. Sie besitzen eine Töpferei und kehren oft erst bei Dunkelheit nach Hause zurück.«

Henri erklärte sich sogleich einverstanden.

Guinivevre übernahm die Führung durch das Häusergewirr der engen Gassen. Vor manchen Häusern hockten Frauen und stickten Tapisserien.

»Was soll das denn werden?«, fragte Sean und zeigte auf einen Wandteppich, auf dem einige Zacken abgebildet waren.

»Ich stelle mir vor, dass hier eine Krone entsteht«, erklärte Henri. »Wahrscheinlich wird das eine Tapiserie für das königliche Palais de la Cité in Paris.«

»Dieser Wandteppich hier soll wohl im Jagdschloss von Fontainebleau hängen«, meinte Sean und deutete auf einige halb fertige Hirsche, denen das Geweih noch fehlte. Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Am Ende einer Gasse lag die Töpferei. Irdene Gefäße in allen Größen und Rundungen, mit gelbem und rotem Ocker gefärbt, türmten sich in der Mitte des Hofes. Aus der Werkstatt erklang das Geräusch der Töpferscheibe, die sich im gleichmäßigen Takt drehte.

»Nicholas! Ich bin's, Guinivevre of Annan.«

Das Drehgeräusch verstummte augenblicklich, und ein breitschultriger Mann betrat den Hof. Die Männerkleidung schien ihn in keiner Weise zu befremden. Er umarmte Guinivevre und drückte sie kräftig gegen seine lederne Schürze. »Brauchst du einen irdenen Blumenkorb für deine Gartenfiguren? Für dich fertige ich ein Meisterstück an.«

»Diesmal nicht«, erwiderte Guinivevre und deutete auf ihre Begleiter. »Meine Freunde sind auf dem Weg nach Paris. Sie haben einen langen Ritt von Bordeaux bis hierher hinter sich.

Vor allem der Junge ist von der langen Reise sehr ermüdet. Sicher kannst du uns Quartier gewähren.«

»Aber natürlich, mein Herzchen«, stimmte der Töpfer zu. »Ich schließe für heute die Werkstatt und werde euch zu meinem Haus begleiten.«

Henri wunderte sich über den Ton, den der Handwerker gegenüber der Tochter eines Earl anschlug. Aber noch an demselben Abend sollte er den Grund dieser Vertraulichkeit erfahren.

Marie, die Frau des Töpfermeisters, hatte es sich nicht nehmen lassen, den Gästen eine gute Mahlzeit vorzusetzen. Um kein Aufsehen zu erregen, hatten Henri und Joshua es auch nicht abgelehnt, einen Schluck Wein zu trinken.

»Betreibt Ihr Eure Töpferei schon seit längerer Zeit?«, erkundigte sich Henri.

Meister Nicholas lachte bitter. »Wir mussten sie nach den Wirren der vergangenen Jahre von Grund auf neu aufbauen. Guinivivre wird sich noch daran erinnern, dass nichts als Scherben in unserem Hof lagen.«

»Wer hatte Euch so etwas angetan?«, fragte Henri.

Der Töpfermeister lehnte sich zurück. »Angefangen hatte das mit dem immer stärker anwachsenden Steuerdruck, dem Zugriff auf Grundbesitz und auf das kaufmännische Vermögen. Selbst der Adel und die Geistlichkeit blieben von der allgemeinen Steuerlast nicht verschont.«

Joshua nickte. Es zeigte sich, dass der Gelehrte auch über das königliche Münzwesen Bescheid wusste. »Um die Steuerzahler zufrieden zu stellen, hat Philipp zweimal den Feingehalt der Münzen erhöht«, erklärte Joshua. »Beide Male hatte er dabei Hintergedanken. Einmal wollte er den Klerus zu einem Konzil gegen der Papst Bonifatius bewegen und ein anderes Mal, um eine alte Forderung des Adels zu erfüllen, dessen Einkünfte aus Grundbesitz erheblich geschmolzen

waren. Diese Notlösung stellte sich als verfehlt heraus, und alle fühlten sich betrogen.«

Sean gähnte und legte unter dem Tisch seine Hand auf Guinivevres Schenkel.

Darum beendete Joshua seinen Vortrag und erwähnte nur noch, dass die Juden das Opfer dieser Notlösung waren. Vergeblich hätten sie erklärt, dass sie für das Wirtschaftsleben als reiche Leute nützlicher sein könnten.

»Was hat Guinivevre denn dabei für eine Rolle gespielt?«, fragte Sean ungeduldig.

»Gemach, gemacht«, mahnte Nicholas. »Man kann nicht genau sagen, wer plötzlich einen Text von Jakob de Vitry in Umlauf brachte. Ihr wisst doch, dass sich dieser berühmte Dichter und Prediger sehr für die Armen eingesetzt hat. ›Darum sollt ihr in der Hölle heulen, die ihr eure Untergebenen misshandelt und die ihr vom Blut und Schweiß der Armen lebt. Wie viel der Bauer auch in einem Jahr erarbeitet, der Ritter, der Adelige, verschlingt es in einer Stunde.««

»Das ist aber jetzt übertrieben«, wehrte sich Guinivevre of Annan.

Nicholas winkte ab und fuhr fort: »Es ging das Gerücht, dass sich in einigen Gegenden trotz Geld- und Prügelstrafen die Bauern weigerten, die Felder ihrer Herren zu pflügen, deren Getreide zu dreschen, das Heu zu wenden oder in ihren Mühlen zu mahlen. Wahrscheinlich hätte dieser Ungehorsam geendet, wie jede Rebellion der Armen früher oder später immer endete: An den Bäumen hätten die Leichen der Armen gebaumelt.«

»Aber warum hatte man deine Töpferei zerstört?«, fragte Henri, der zur Gegenwart zurückkehren wollte.

»In Auxerre herrschte Ruhe. Dennoch waren die Büttel vielleicht angewiesen worden, bei jeder verdächtigen Menschenansammlung hart durchzugreifen. Aber ich weiß bis

heute noch nicht, ob das Eingreifen der Büttel nicht nur meiner Töpferei galt. Denn sie drängten eine harmlose Gruppe, die sich nur zu einem Schwatz unter Nachbarn zusammengefunden hatte, in die enge Gasse, wo sich meine Töpferei befand. Ihre Stöcke trafen weniger die Menschen als vielmehr meine irdenen Töpfe. Die Scherben flogen mir um die Ohren.«

»Aber womit hattet Ihr einen solchen Zorn der Büttel erregt?«, fragte Henri fassungslos.

Nicholas konnte sich den Grund vorstellen. »Handwerker sind bei König Philipp nicht mehr wohlgekommen. Denn er hat die demütigende und zugleich vernichtende Niederlage niemals vergessen, die ihm die flandrischen Handwerker in der Goldene-Sporen-Schlacht zufügten. Wahrscheinlich hatte er damals einfach die Kriegstüchtigkeit von uns Handwerkern unterschätzt.«

»Und Guinivrevre?«, fragte Sean. »Was tat sie, um Euch zu helfen?«

»Der Earl of Annan weilte zu dieser Zeit gerade in Bordeaux. Damals legte Guinivrevre zum ersten Mal Männerkleidung an. Sie ritt zu allen Burgen und Gutshöfen in der Nähe. Als junger Earl von Annan erklärte sie den Herren, dass auch sie durch übermäßige Steuern bedrückt würden. Tatsächlich fand sie offene Ohren. Man versprach ihr, beim König vorstellig zu werden, um eine Steuerermäßigung zu erreichen, damit es nicht zu Aufständen käme. Aber solchen Worten darf man nicht unbedingt Glauben schenken.«

»Da mögt Ihr Recht haben«, pflichtete ihm Joshua bei.

»Dieses Gespräch über den Geldverfall, der auch die Adligen betraf, nutzte Guinivrevre eigentlich nur dazu, um ihr eigentliches Ansinnen vorzubringen. Sie wies darauf hin, dass die Kathedrale ja zum höchsten Lobe des gütigen Gottes erbaut würde. Aber ausgerechnet jenem Handwerker, der maßgeblich

an der Ausschmückung beteiligt gewesen sei, habe man die Werkstatt zerstört. Man müsse ihm Geld zukommen lassen und neue Aufträge verschaffen.«

»Hatte dieser Aufruf Erfolg?«, fragte Henri.

»Ja, vor allem deswegen, weil sich auch die Geistlichkeit einschaltete, der sehr viel an der Fertigstellung der Kathedrale gelegen war. Guinivevre hatte bei dem angesehensten Chorherrn ihre Aufwartung gemacht, um ihr Anliegen vorzubringen. Diesmal trug sie allerdings Frauenkleider.«

Sean blickte das Mädchen bewundernd von der Seite an.

Nicholas kam zum Ende seines Berichtes. »Als der Earl aus Bordeaux zurückkehrte und Guinivevre ihm von den Vorgängen in Auxerre erzählte, erklärte sich ihr Vater bereit, den Park mit Keramikfiguren des Töpfermeisters schmücken zu lassen. Die Brunnenfigur mit den Gesichtszügen unserer liebevollen Guinivevre habt Ihr ja schon bewundern können.«

»Euer Werk in Ehren, Meister Nicholas!«, rief Sean. »Aber die lebende ist mir doch lieber. Die Zartheit ihrer Haut kann auch das teuerste Material nicht ersetzen.«

Henri betrachtete Guinivevre of Annan. Bis jetzt hatte er sie für allzu lebenslustig, wenn nicht gar abenteuerlich gehalten. Sie war in seiner Achtung gestiegen. Wenn sein Knappe schon jetzt seine erste Liebe und Erfahrung mit Frauen erleben wollte, dann war Guinivevre of Annan keine schlechte Wahl.

Nicholas erhob sich und wünschte seinen Gästen eine gute Nacht. »Mein Gehilfe wird heute bei seiner Mutter übernachten, sodass für die Herren ein Nachtlager zur Verfügung steht. Meine Frau wird mit mir in die Töpferei zurückkehren, um den Brennofen zu beobachten. So steht für die Dame ein gebührend großes Bett zur Verfügung.« Er lächelte vielsagend.

Jeder tat so, als ob er nicht bemerke, wie Guinivevre den Knappen bei der Hand nahm und mit sich führte.

Henri erhob sich, als die anderen noch schliefen. Er wollte die Frühmesse in der Kathedrale besuchen und Gott um seinen Segen für das gefährliche Vorhaben bitten. Nicholas hatte ihm gesagt, er müsse unbedingt in die Krypta hinabsteigen, die trotz des wütenden Brandes vor 200 Jahren unversehrt geblieben sei.

Henri folgte diesem Rat und bereute es nicht. Denn in dem Tonnengewölbe hatten auch Fresken die unruhigen Zeiten überstanden, sogar einen Einsturz der Chorflankentürme vor 100 Jahren. Henri konnte sich vom Anblick dieser Fresken nicht trennen. Auf einem weißen Pferd ritt Christus vor einem großen Kreuz, zwischen dessen Armen sich reitende Engel befanden. Eine solche Darstellung hatte Henri noch niemals gesehen. Er nahm den reitenden Gottessohn als gutes Vorzeichen.

Noch waren Handwerker tätig. Mit dem Bau des Quer- und Langhauses war erst vor wenigen Jahren begonnen worden, obwohl Bischof Guillaume de Seignelay schon im Jahre 1215 den Grundstein zu einem umfassenden gotischen Neubau gelegt hatte. Aber Nicholas, der beim Bau als Handwerker mitgewirkt hatte, vertrat die Ansicht, dass die Arbeiten, trotz des Einsturzes der Türme, zügig vorangeschritten wären.

Henri ließ sich von dem Klopfen und Hämmern nicht stören. Die Messe wurde für ihn zu einem letzten Ruhepunkt vor dem Ritt nach Paris. Denn die bunten Glasfenster erzeugten ein fast schon jenseitiges Licht, das ihn in eine Stimmung fern aller Sorgen und Gefahren versetzte.

Gestärkt verließ er die Kathedrale, die ihren Namen dem heiligen Sankt Etienne verdankte – dem heiligen Stephanus. Henri erwählte ihn als einen Nothelfer für den Ritt nach Paris, wo er sein Versprechen einlösen wollte.

Seine drei Gefährten hatten nichts dagegen einzuwenden, als Henri auch weiterhin einen Ritt entlang des Flusses Yonne vorschlug. »In Montereau mündet die Yonne als linker Nebenfluss in die Seine. Wir könnten erwägen, uns von da an auf dem Wasserweg Paris zu nähern. Vielleicht schützt uns das davor, entdeckt und erkannt zu werden.«

Joshua nickte. »Wir haben damals Paris auf der Seine verlassen. Das war die richtige Entscheidung. Warum sollte sie diesmal falsch sein?«

Sean und Guinivevre hatten dem Vorschlag nur oberflächlich zugehört. Sie tuschelten und lachten miteinander. Henri begann zu überlegen, ob die beiden den Gefahren gewachsen waren, die jetzt auf sie zukommen würden.

Ohne Hindernisse ritten sie an den Ufern der Yonne entlang. Es schien so, als ob dieser Fluss seinen wilden Ursprung im Gebirge von Morvan vergessen habe. Er floss ruhig und geradlinig dahin. Bei Einbruch der Dämmerung erreichten sie Montereau.

»Es wäre unklug, im Freien zu übernachten«, gab Henri zu bedenken. »Die Bevölkerung kleiner Städte ist für gewöhnlich sehr argwöhnisch gegenüber Fremden. Darum wollen wir versuchen, als anständige Kaufleute in einer Herberge um Übernachtung nachzusuchen.«

Der Wirt besah sich die Fremden von Kopf bis Fuß und begutachtete auch deren Reittiere. Die Prüfung fiel zu seiner Zufriedenheit aus. »Wenigstens seid Ihr keine Soldaten«, brummte er. »Die wohnen in letzter Zeit ständig hier und zahlen nie ihre Zeche.« Er wies ihnen zwei Kammern an, und

Guinivevre ließ keinen Zweifel daran, wer in einem der Räume übernachten würde.

Henri fasste einen Entschluss, den er schon mehrfach erwogen hatte. Die beiden Verliebten waren nur noch mit sich selbst beschäftigt. Was um sie herum vorging, nahmen sie nicht mehr wahr. Es wäre doch für alle am besten, wenn er die beiden zur heimatlichen Burg an der Loire zurückschicken würde. Oder doch wenigstens bis nach Auxerre zu Meister Nicholas. Er fragte Joshua nach dessen Meinung.

»Ich halte dies auch für die beste Lösung«, schloss sich Joshua an. »Wir tragen für die beiden doch eine gewisse Verantwortung. Es wäre mir schrecklich, wenn Sean und dem Mädchen etwas zustoßen würde.«

»Morgen werde ich den beiden unsere Gründe klarmachen«, sagte Henri.

Joshua hatte noch Bedenken. »Meinst du, dass sie gehorchen werden?«

»Das lasse nur meine Sorge sein«, erwiderte Henri mit fester Stimme. »Ein Knappe darf sich nicht den Anordnungen seines Herrn widersetzen. Und eine Frau schon gar nicht.«

Joshua erlaubte sich ein Lächeln. »Lieber Henri, die Zeit, als du ein Templerknappe warst, ist schon lange vorüber.«

Am nächsten Tag aber, ehe Henri seinen Entschluss in die Tat umsetzen konnte, geschah etwas Unvorhergesehenes. Henri wollte zunächst die Stadt verlassen, um nicht doch noch erkannt zu werden. Dort, wo die Yonne in die Seine mündete, hatte er eine Rast geplant, um Sean und Guinivevre seinen Entschluss mitzuteilen.

Aber sie hatten soeben erst den Marktplatz erreicht, als sie eine Menschenansammlung bemerkten. Sie hatte sich im Kreis um etwas in ihrer Mitte geschart, das Henri nicht sehen konnte. Empörte Stimmen wurden laut: »Verfluchter Hund!

Ungläubige Bestie! Schlagt ihn tot, diesen erbärmlichen Wurm eines falschen Propheten!«

Henri bahnte sich einen Weg durch die Menge. Ein Sarazene hatte einen kleinen Teppich ausgebreitet und betete seelenruhig mit dem Gesicht gen Mekka. Wie konnte ein Mensch so leichtsinnig sein und die Gefahr derart auf die leichte Schulter nehmen? Die aufgebrachte Menge würde den Araber lynchen, wenn er jetzt nicht eingriff.

»Geht zurück, Leute!«, rief er laut. »Dieser Ungläubige ist es nicht wert, dass ihr euch mit seinem Blut die Finger beschmutzt. Lasst mich das mit meinem Dolch erledigen!« Er trat vor und riss den Mauren an den Haaren hoch. »Bist du von Sinnen?«, zischte er ihm zu.

Der Sarazene zog eine Damaszenerklinge aus seiner Burda und ließ die Waffe durch die Luft kreisen. Die Menge schrie laut auf.

»Ihr wagt es, mich ungläubig zu nennen?«, rief der Araber wütend. »Es gibt nur einen Gott! Und Muhammad ist sein Prophet. Wer nicht daran glaubt, der ist ein Ungläubiger, nicht etwa wir Sarazenen.«

Henri setzte ihm die Spitze seines Dolches auf die Brust. »Schwört Eurem Irrglauben ab! Sonst werde ich Euch töten, so wahr mir Gott helfe!« Die Menge klatschte begeistert Beifall. Solche spontanen Kämpfe waren – neben den Hinrichtungen und den Vorfürungen der Gaukler – die einzige Unterhaltung, die sie in ihrem Leben hatten.

Der Anhänger des Propheten lachte höhnisch. »Euer Papst ist eine elende Kreatur, die nur von König Philipps Gnaden lebt. König Philipp aber ist ein Mörder, der nicht davor zurückschreckt, unschuldige Menschen hinzurichten. Das Volk aber unterdrückt er mit seinen Steuern.« Diesmal blieb die Menge stumm.

Henri wollte Zeit gewinnen. »Wagst du es, unseren König zu verunglimpfen? Knie nieder und leiste Abbitte!«

Statt diesem Befehl zu gehorchen, schlug der Sarazene die Spitze des Dolches von der gefährlichen Nähe seiner Kehle fort, wirbelte seine Damaszenerklinge durch die Luft und näherte sich bedrohlich Henris Gesicht. »Bist du nicht auch ein williger Untertan dieses verbrecherischen Königs Philipp? Dann hast auch du den Tod verdient.«

»Warum hilfst du ihm nicht?«, wandte sich Sean erregt an Joshua. »Siehst du nicht, was dieser Ungläubige im Schilde führt? Er will Henri blenden.«

Joshua blieb ruhig stehen. »Heute ist Sabbat. Der Herr hat uns Juden verboten, an diesem Tag zu kämpfen. Ich werde den Herrn bitten, dass er Henri den Sieg in diesem Kampf schenkt.«

»Das ist doch verrückt!«, schrie Sean. »Wenn mir Henri nicht unter Androhung von Schlägen verboten hätte, ohne seine Zustimmung in einen Kampf einzugreifen, dann würde ich ihm mit meiner Lanze beistehen.«

Joshua hielt ihn am Kragen fest. »Henri hat im Heiligen Land schon oft gegen die Ungläubigen gekämpft. Er weiß, was zu tun ist. Bisher ist er aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen.«

Guinivevre hielt den Augenblick für gekommen, sich in diese Auseinandersetzung einzuschalten. »Auch ich verbiete dir, auf den Kampfplatz zu springen, um da den Helden zu spielen. Ich möchte nicht, dass mein Geliebter von dem Dolch eines Sarazenen getötet wird.« Sie stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor Sean.

Der Kampf wogte ohne Entscheidung hin und her. Die Zuschauer, die gerade eben noch lauthals den Tod des Sarazenen gefordert hatten, standen unschlüssig und bald auch gelangweilt herum. Da wollte kein Blut fließen! Mut hatte der

Fremdländer ja – stimmte es dann vielleicht gar, was dieser Ungläubige behauptete? Sie hätten gern ihren Pfarrherrn gefragt und schickten einen jungen Burschen zum Haus des Geistlichen. Was die Lehren der Kirche waren, das wussten sie so genau nicht – aber sie wussten nur zu genau, dass jeder, der davon abwich, ein Ketzer war und in der Hölle schmoren musste. Es war also nie verkehrt, sich lieber einmal rückzuversichern.

Henri suchte nach einer Möglichkeit, den Kampf zu beenden, ehe der Geistliche sich einmischen konnte. Vielleicht würde dieser kraft seines Amtes den Sarazenen arretieren und den Bütteln übergeben. Darum gab sich Henri laut als Gegner König Philipps zu erkennen. »Eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr, als dass dieser verfluchte König Philipp ins Himmelreich eingeht!«, rief er empört.

Der Maure blickte Henri amüsiert an: »So kennt Ihr unseren Koran?«

Henri schüttelte empört den Kopf. »Euer Götzenbuch? Jesus Christus mag mich davor bewahren, jemals auch nur ein Wort daraus zu lesen. Nein, ich führe unser heiligstes Evangelium an, das 19. Kapitel der frohen Botschaft nach Matthäus. Oder schlagt nach bei Lukas im 18. oder bei Markus im 10. Kapitel! Dann schreibt Euch den Vers hinter die Ohren, ehe ich ihn Euch einbläue: ›Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.«

Die Leute begannen, sich enttäuscht zu zerstreuen. Die biblischen Erörterungen wurden ihnen langweilig. Es wurde immer offensichtlicher, dass es bei diesem Kampf weder Gewinner noch Verlierer gab, vor allem aber kein Blut. Nicht einmal die Stricke, die einige aus ihrem Haus geholt hatten, kamen zum Einsatz. Allzu gern hätten sie den Ungläubigen aufgeknüpft. Die Frauen schickten ihre Kinder nach Hause, die

mit offenen Mündern diesem Schauspiel zugeschaut hatten. Es gab wohl nichts mehr zu sehen, wenn sich diese Herren Ritter auf eine langwierige theologische Disputation verlegten. Hätte doch nur der feine Herr dem Ungläubigen den Kopf abgeschlagen!

Aber der Sarazene ließ Henri nicht das letzte Wort. »Ihr irrt, Ritter! Ich weiß, dass Ihr den allerheiligsten Koran angeführt habt, die siebte Sure mit dem Namen Al A'raf, die Höhen: ›Die unsere Zeichen verwerfen und sich mit Verachtung von ihnen abwenden, denen werden die Pforten des Himmels nicht aufgemacht, noch werden sie in den Garten eingehen, ehe denn ein Kamel durch ein Nadelöhr geht. So strafen wir die Missetäter.‹ Das dürft Ihr Euch hinter die Ohren schreiben, denn Ihr gehört zu den Missetätern.«

Inzwischen waren auch die letzten Leute, die sich ein blutiges Schauspiel erwartet hatten, enttäuscht in ihre Häuser zurückgekehrt.

Henri schwang sich in den Sattel und winkte seinen Gefährten, ihm zu folgen. »Wir müssen hier verschwinden. Unser Ziel ist das Ufer, wo die Yonne in die Seine mündet. Beilt euch!«

Sean zögerte. »Wollen wir denn wirklich den Sarazenen laufen lassen?«, fragte er unschlüssig. »Ich würde diesem Ungläubigen allzu gern einen Denkkzettel verpassen.«

»Steig auf und halt den Mund!«, rief Henri ihm zu. »Wer hier wem was verpasst, bestimme immer noch ich.«

Guinivevre warf Henri einen bitterbösen Blick zu, ehe sie seiner Aufforderung folgte und in den Sattel sprang.

Da kam endlich auch der Pfarrherr mit fliegender Soutane über den Platz geeilt und schaute sich verdutzt um. »Wo ist der Ungläubige?« Doch der Platz war längst leer.

Henri erreichte den vereinbarten Treffpunkt als Erster. Nach ihm traf Uthman ein. »Mein arabischer Barq ist deinem

Reittier bei weitem überlegen. Barq, der Blitz, macht seinem Namen eben alle Ehre.«

»Das will ich hoffen«, erwiderte Uthman und umarmte nun Henri herzlich. »Denn er stammt schließlich aus demselben Land, in dem ich geboren wurde.«

Noch waren die anderen nicht eingetroffen. Darum konnte sich Henri nicht enthalten, nach Leila zu fragen. »Wie geht es deiner Schwester? Ist sie glücklich, oder leidet sie unter ihrem grässlichen Ehemann?«

Uthmann zog eine Grimasse. Sein Gesicht verfinsterte sich. Aber er blieb die Antwort schuldig, denn soeben trafen auch die anderen Reiter ein.

Uthman trat auf Sean zu und hob ihn ohne besondere Kraftanstrengung aus dem Sattel. »Hier ist also der junge Mann, der mir einen Denkartel geben wollte. Nur zu! Zieh deinen Dolch und mache dich zum Kampf bereit!«

Guinivevre warf sich dazwischen. »Schämt Ihr Euch nicht, ungläubiger Hundesohn, mit einem so viel Kleineren und Schwächeren kämpfen zu wollen?«

Henri wartete belustigt ab, wie diese Auseinandersetzung verlaufen würde.

»Ah, da gibt es noch so einen Milchbart, der dir zur Seite springen möchte! Ich will es gerne mit euch aufnehmen!« Uthman warf seinen Dolch weg, ergriff die beiden an den Handgelenken und warf sie zu Boden. »Wer von euch möchte als Erster eine Tracht Prügel beziehen?«

Henri trat dazwischen. »Das reicht, Uthman. Der eine der beiden Jungen ist ein Mädchen. Sie ist die Tochter des Earl of Annan. Ich möchte nicht, dass sie eine Verletzung davonträgt.«

»Schade«, meinte Uthman. »Wer Männerkleidung anlegt, muss dafür auch gerade stehen.«

Sean war aufgestanden und stellte sich vor Guinivevre. »Wage nur ja nicht, dieses Mädchen anzufassen! Sie ist meine Geliebte.«

Uthman trat zurück. »Henri ist der beste Freund, den ich jemals besessen habe. Denn er hat meinem Vater in Akkon das Leben gerettet, und wir beide haben gemeinsam einen weiten Weg durch Syrien zurückgelegt. Zeige doch bitte deinen Talisman, mein Freund!«

Henri zog an dem ledernen Band die syrische Münze hervor und zeigte sie den anderen. »Diese Münze schenkte mir Umar in dem Kampf um Akkon, als ich Uthmans Vater unter Trümmern hervorzog und ihm die Gefangenschaft ersparte.«

»Oh, wie dumm war ich!«, rief Sean, der jetzt endlich begriffen hatte. »Jetzt weiß ich, wer dieser Sarazene hier ist. Vergebt mir, Herr!«

Henri wies auf das Wasser, das im Licht der untergehenden Sonne eine blutrote Färbung angenommen hatte. »Wir wollen froh sein, dass uns allen das echte Blut eines Freundes erspart blieb.«

Joshua stand ein wenig abseits. Er fürchtete, dass ihn die anderen verachten würden, weil er Henri nicht zu Hilfe gekommen war. Aber Henri ging auf ihn zu und legte ihm den Arm um die Schultern. »Du siehst bekümmert aus. Aber dazu besteht kein Grund. Ich weiß, dass du mich nicht im Stich gelassen hättest, wenn ich in ernsthafte Gefahr geraten wäre.«

»Ich danke dir für deine Worte«, erwiderte Joshua. Er wusste, dass er bei seinem Freund immer Verständnis finden würde.

Sie lagerten oberhalb der Stelle, wo die Yonne sich mit der Seine vereinigte. Einige Lastkähne bewegten sich schnell stromabwärts.

»Ob die uns wohl mitnehmen?«, fragte Sean. »Ich habe noch nie eine Flussfahrt gemacht. Darauf freue ich mich schon.«

Henri fiel seine nachfolgende Rede schwer. Er wusste nicht, wie er Sean beibringen sollte, dass nun eine Trennung bevorstand. Er winkte ihm, dass er sich neben ihm auf einem Baumstumpf niederlassen solle. »Möchtest du wirklich mit ansehen, wenn wir den König umbringen? War dir nicht schon der Anblick des getöteten Ritters schrecklich? Er lag in seinem Blute, und die Augen blickten leblos und starr zu den Balken der Decke.«

Sean schüttelte sich. »Das war furchtbar. Ich wünsche mir, dass Guinivrevre niemals so etwas sehen muss.«

Er fühlte Verantwortung für das Mädchen. Henri war beinahe gerührt. »Weißt du, Sean, dass wir bei unserer Tat vielleicht gefasst und für immer im Verlies eingekerkert, wenn nicht gar gefoltert werden? Was wird dann aus Guinivrevre? Man wird mit ihr das machen, was der Ritter Magdalene zufügte.«

Sean sah ihn erschrocken an. Seine Augen wurden rund und groß. »Du bist noch nie erwischt worden und wirst uns schon aus der Klemme helfen, wenn wir so dumm sind, uns erwischen zu lassen.« Sein Vertrauen zu seinem Herrn war unerschütterlich.

Henri fühlte, dass ihm die Trennung von seinem Knappen sehr schwer fallen würde. Aber es musste sein. Er wollte Sean und das Mädchen nicht in eine Gefahr bringen, die auch für erwachsene Männer unabsehbar schwer zu bewältigen war.

»Wir müssen an Guinivrevre denken«, sagte er. »Du trägst jetzt eine große Verantwortung. Es ist besser, wenn du sie zu ihrem Vater in die Burg an der Loire bringst, oder doch wenigstens zu Nicholas, der sie beschützen wird.«

»Ich will aber bei dir bleiben«, jammerte Sean. »In Männerkleidung wird auch Guinivrevre ihren Mann stehen.«

Henri fühlte sich elend, weil er hart bleiben musste. Er hatte in Akkon zu viele junge Männer sterben sehen, auf die zu Hause vergeblich Mütter, Frauen und Kinder warteten. »Nur

zu gerne möchte ich dich bei mir behalten«, versicherte er dem Jungen. »Aber denke auch an deine Mutter, der ich versprochen habe, dich zu behüten.«

»Wenn du es für richtig hältst, dann muss es auch mir recht sein«, räumte Sean schweren Herzens ein. »Aber versprich mir, dass wir uns in Beaumont wieder sehen werden!«

Henri reichte ihm die Hand. »Ich verspreche es bei Gott und allen Heiligen.«

Am nächsten Morgen begaben sich Sean und Guinivevre auf den Heimritt. Henri umarmte seinen Knappen und füllte ihm die Taschen mit Münzen. »Du bist jetzt ein Mann. Benutze deine Lanze, wenn du es für nötig erachtest! Vor allem aber: Wenn du einmal traurig bist, singe eins deiner fröhlichen Lieder!«

Guinivevre hatte die letzten Worte gehört. »Ich werde ihm eine Schwögel schenken. Als Musikanten werden wir überall beliebt sein und ein Unterkommen finden.« Eine Schwögel war eine kleine klappenlose Querflöte mit drei Grifflöchern.

»Du bist ein tapferes Mädchen«, sagte Henri. »Wenn ihr weiter zusammenhaltet, ist mir um euch nicht bange.«

Er schaute ihnen nach, während sie den Hügel hinabritten, bis sie die Yonne erreicht hatten. Seans Lied schallte zu ihm herauf.

Henri war sich sicher, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Er wandte sich Uthman zu. »Das war sehr leichtsinnig von dir, vor einem Pfarrhaus deinen Teppich auszubreiten, um mit dem Gesicht nach Mekka zu beten.«

Uthman machte eine wegwerfende Geste. »So waghalsig war das gar nicht. Ich konnte mir vorstellen, dass es nach Paris für dich nur diesen einen Weg geben konnte. Da habe ich eben in Montereau gewartet. Wir waren lange genug beieinander. Darum kenne ich deine Strategie. Erst als ich dich und deine

Begleiter kommen sah, habe ich meinen Teppich ausgebreitet.«

»Da hattest du Glück. Der Zufall hat dir geholfen.«

»Das Schicksal, die Sterne und Allah«, behauptete Uthman. »Einen Tag, nachdem du abgereist warst, habe auch ich mich auf den Weg gemacht. Die beunruhigenden Nachrichten, die von französischen Flüchtlingen nach Cordoba überbracht wurden, ließen mich Böses ahnen. Ich kannte dich genügend, um mir vorstellen zu können, dass du dich in irgendein gefährliches Abenteuer stürzen würdest.«

Joshua konnte es nicht lassen, zustimmend zu nicken. Henri nahm ihm dies nicht übel. Er hatte ja Recht.

»Als dein Freund wollte ich dich nicht im Stich lassen«, fuhr Uthman fort. »Ich bin weit durch Frankreich geritten, um dich zu finden. Auch die Wälder rings um Fontainebleau habe ich durchsucht. So gut kannst du dich nicht verbergen, dass ich dich nicht aufstöberte.«

Henri, der eben noch über den immer zuversichtlichen Uthman gelächelt hatte, wurde ernst. »Joshua und ich sind auf dem Weg nach Paris. Wir werden Philipp töten. Denn seine Verbrechen dürfen nicht ungesühnt bleiben. Er wird durch unsere Hände sterben.«

Die beiden anderen nickten. »So soll es sein.«

Als es dämmerte, setzten sich die drei Verschwörer zu einer Besprechung um ein Lagerfeuer. »Wir wollen die Flammen niedrig halten«, warnte Henri. »Ich bin besorgt. Wir sind sehr nahe bei Fontainebleau.«

Aber Uthman beruhigte ihn. »Ich war vor kurzem dort. Der königliche Tross ist abgerückt. Nur die Stallmeister und Jäger halten sich noch in den Nebengebäuden auf.«

»Hat dich irgendjemand gesehen, der dich wieder erkennen könnte?«

Uthman tat empört. »Für wie dumm hältst du mich? Ich habe den Waldrand nie verlassen.«

»Trotzdem schlage ich vor, dass wir bis Melun abseits der Seine weiterreiten. Dort suchen wir im Hafengelände nach einem Lastkahn. Irgendein Schiffer wird sich schon bereit erklären, uns bis Paris mitzunehmen.«

Joshua, der nachdenklich zu Boden geschaut hatte, nickte zustimmend. »Der Plan ist gut. Dennoch möchte ich noch etwas hinzufügen. Du weißt, Henri, dass ich früher einige Zeit in Gambais, westlich von Paris, gelebt habe. Vielleicht könnte mich dort jemand erkennen. Falls der Lastkahn Paris durchqueren sollte, um den Kurs zur Seinebucht einzuschlagen, sollten wir bis zu einer nördlichen Landungsbrücke an Bord bleiben.«

Henri zog seine Karte hervor. »Das scheint mir ein guter Vorschlag zu sein. Morgen in aller Frühe wollen wir aufbrechen. Montereau brennt mir schon unter den Fußsohlen.«

»Schade, dass du diesen Ort so schnell verlassen willst«, meinte Uthman mit gespielt trauriger Stimme. »Ich hätte gerne noch einmal vor dem Pfarrhaus zu Allah gebetet.«

Henri konnte diese Bemerkung nicht lustig finden. »So etwas hätte auch Sean sagen können. Du möchtest mir mit deinen Scherzen wohl die Trennung von meinem Knappen erleichtern. Aber bist du nicht schon zu erwachsen für derartige Wünsche?«

»Pah, sei nicht gar so ernst!«, brummte Uthman, rollte sich in seine Satteldecke ein und drehte den anderen beiden den Rücken zu.

Aber Henri zog ihm die Decke von den Schultern. »Mir ist da soeben ein guter Gedanke gekommen. Falls das Geld nicht reicht, um den Schiffer zu bezahlen, werden wir ihm deine Arbeitskraft anbieten. Der syrische Schiffseigner hat dich auf unserer Überfahrt ausgezeichnet geschult. Im Scheuern des Decks bist du geradezu ein Meister.«

Uthman fuhr kerzengerade hoch. »Da habe ich einen noch viel besseren Vorschlag. Sicher wird der Seineschiffer mir eine hübsche Summe Goldmünzen aushändigen, falls ich ihm verrate, wen er da an Bord hat. König Philipp wird ihn reich entlohnen, wenn der Schiffer ihm den lang gesuchten Templer Henri de Roslin ausliefert.«

»Was soll denn dieses elende Geschwätz?«, fuhr Joshua dazwischen. »Jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, um dumme Scherze auszutauschen. Ich lasse jetzt das Feuer ausgehen. Vielleicht kühlt die nächtliche Kälte eure Gemüter ab.«

Die Nacht war tatsächlich kalt, und die ersten Sonnenstrahlen brachten keine Wärme. Dichter dunkelgrauer Nebel hüllte das Flussbett ein. Die Uferwiesen schimmerten weiß, als ob der März noch einmal Frost gebracht hätte. Die Pferde, denen sie die Satteldecken genommen hatten, um sich darin einzuhüllen, stampften ungeduldig mit den Hufen. Sie sehnten sich ebenso

nach wärmender Bewegung wie ihre Reiter, die ihnen gar nicht schnell genug Sattel und Zaumzeug anlegen konnten.

»Wir müssen eine Furt suchen, um das andere Flussufer zu erreichen«, sagte Henri, der vor dem Aufbruch die Karte studiert hatte. Aber die schiffbare Seine verwehrte ihnen zunächst den Übergang, sodass sie ein Stück an den Ufern der Yonne zurückreiten mussten. »Das ist allemal besser als die Nähe von Fontainebleau«, tröstete Henri, als sie in dem eisigen Wasser den Fluss durchquerten.

Da sich die Luft nur langsam erwärmte, hatten sie eine schnelle Gangart vorgelegt. Mehrmals ließen sie die Pferde in der Ebene galoppieren. So erreichten sie eher als erwartet den Ort Melun an der Seine. Am Pier ankerten zahlreiche Lastkähne. Einige waren mit hohen Türmen von Brennholz beladen, das wohl für Paris gedacht war. Henri und Joshua mussten beide an den schrecklichen Tag denken, als die Großmeister des Templerordens den Feuertod auf dem Scheiterhaufen erlitten hatten. Der Anblick des Holzes war ihnen schrecklich. Sie wandten sich ab.

Nur Uthman, dem dieses furchtbare Schauspiel erspart geblieben war, wies zum Hafen. »Da haben wir ja reiche Auswahl«, meinte er frohlockend.

»Die Schwierigkeit besteht aber darin, ein Schiff zu finden, das seinen Weg stromabwärts nimmt«, erklärte Henri. »Sonst kommen wir wieder da an, wo wir gerade herkommen, nämlich im Gebirge.«

»Wäre es nicht da vielleicht am besten, wenn wir eine Wirtsstube aufsuchen würden, wo die Schiffer verkehren? Falls wir uns als vermögende Kaufleute ausgeben, werden wir schon einen Schiffseigner finden, der uns mit an Bord nimmt.« Uthman war wie immer zuversichtlich.

Joshua äußerte noch Bedenken. »Aber der Schiffer müsste schon einen zuverlässigen Eindruck machen. Sonst nimmt er

uns unsere Bündel ab und wirft uns den Fischen zum Fraß vor.«

»Da hast du gar nicht so Unrecht«, gab Henri zu. »Wir werden also darauf achten, dass der Besitzer des Lastkahns nicht zu viele Gehilfen hat. Zu dritt werden wir schon einen Angriff mit unseren Waffen abwehren können, wenn es denn sein muss.«

»Meine Damaszenerklinge wird irgendwelche Banditen schon das Fürchten lehren«, sagte Uthman siegesgewiss.

Sie wählten ein Wirtshaus, das eine weiße Fassade aufwies, auf der ein riesiges Schiff mit blauen Segeln aufgemalt war. In der Gaststube saßen an den blitzblank gescheuerten Holztischen einige Männer und würfelten. Sie warfen nur einen kurzen Blick auf die drei fremden Reiter und widmeten sich wieder ihrem Spiel. Aber es dauerte nicht lange, da kam es zu einem lautstarken Streit.

»Nimm die Würfel nicht so schnell vom Tisch, ehe wir die Augenzahl geprüft haben!«

»Dich kennt ja jeder als einen Betrüger! Ich hätte mich gar nicht mit dir auf ein Spiel einlassen sollen.«

»Einen Betrüger nennst du mich? Das sollst du mir büßen.«

Der Gescholtene verabreichte seinem Mitspieler eine schallende Ohrfeige.

Der dritte der Männer versuchte, die Gegner zu versöhnen. Vergeblich! Die beiden Streithähne brüllten sich an, sprangen auf und packten sich gegenseitig am Kragen. Der, den sie einen Betrüger nannten, hob den Tisch an. Die Würfel fielen zu Boden und kollerten durch die Wirtsstube.

»Ruhe!«, schrie der Wirt. Aber da keiner davon Notiz nahm, sprang er mit einem Knüppel herbei und schwang ihn drohend durch die Luft. Die beiden Streithähne hatten anscheinend schon einmal Erfahrung mit dem Knüppel des Wirts gemacht. »Sauf dein Bier allein!«, schrie der eine wütend, und der

andere fügte hinzu: »Dein Bier ist ohnehin kaum genießbar. Jedem im Ort ist bekannt, dass du dein Bier mit Wasser auffüllst.«

Der Wirt geriet in Wut, wagte aber nicht, den vierschrötigen Mann für seine Beleidigung zu bestrafen. »Pierre«, rief er dem Schankburschen zu. »Hole die Büttel!«

Eilig verließen die drei Spieler die Schankwirtschaft. »Mit diesen Schiffern gibt es immer Ärger«, beklagte sich der Wirt bei Henri. »Mir wäre es lieb, wenn nur solche gesitteten Herren meine Gäste wären, wie Ihr es seid. Ich habe Euch bis jetzt noch nicht hier gesehen. Wo kommt Ihr her, und wohin geht Ihr?«

Uthman missfiel die Neugierde des Wirtes. Er stand auf und neigte sich zu Henri hinab. »Ich sehe mich jetzt einmal am Hafen um«, flüsterte er möglichst leise.

Aber auch Henri blieb eine Antwort erspart. Denn die Türe öffnete sich, und einige Männer kamen hereingetorkelt, die anscheinend schon einer anderen Wirtschaft einen Besuch abgestattet hatten. Auffällig lang starrten sie Henri und Joshua an. »Seit wann verkehren bei dir solche feinen Herren?«, fragte ein pockennarbiger Kerl den Wirt.

»Setzt euch hin, und lasst mir meine Gäste in Ruhe!«, gab der Wirt verärgert zur Antwort, denn er hatte sich von Henri und Joshua eine reiche Zeche erwartet. »Gestern überall Soldaten«, schimpfte er, »und heute diese Trunkenbolde.«

Der Pockennarbige und einer seiner Gefährten traten an den Tisch heran, an dem sich Henri und Joshua niedergelassen hatten. Henri klappte seine Landkarte zu, in die er sich soeben vertiefen wollte.

Mit einem unerwarteten Ruck brachte sich der Pockennarbige in den Besitz der Karte. Das Papier, das von der langen Reise dünn und mürbe geworden war, riss in der Mitte auseinander. Henri erhob sich zu seiner vollen Größe. Seine Hand lag auf

dem Griff des Dolches. »Geh schon mal nach draußen, Joshua!«

Aber Joshua schüttelte den Kopf. »Heute ist kein Sabbat«, flüsterte er, »diesmal helfe ich dir!«

Auch der dritte der Betrunkenen rückte näher heran und deutete hohnlachend auf Joshua. »Seht euch diese magere halbe Portion an! Da genügt eine kleine Remperei, und der arme Wicht liegt unter dem Tisch.«

Der Wirt hatte sich hinter den Tresen verzogen. Mit diesen Kerlen hatte er schon öfter böse Erfahrungen gemacht. Er duckte sich hinter die Holzverschalung.

»Halte mir den Rücken frei, Joshua. Du brauchst dich nicht zu schämen, falls wir flüchten müssen.«

Henri hatte einen Angriff erwartet. Aber der Pockennarbige stierte ihn nur an und rief seine Kumpane herbei. »Erinnert ihr euch daran, dass vor ein paar Tagen ein Abgesandter des Königs durch alle Gasthöfe streifte und die Beschreibung eines Mannes gab, der diesem hier aufs Haar glich?«

Einer der Kerle konnte nur mit Mühe seine Augen aufreißen. Er legte seinen Kopf auf die ausgestreckten Arme und schlief sogleich ein. »Dummkopf!«, schrie der Pockennarbige. »Der Abgesandte des Königs hat gesagt, dass dieser gesuchte Mann ein entlaufener Mönch sei und sich mit dem ganzen Klostervermögen davongemacht hätte. Wer ihn einfängt und ausliefert, wird mit einer hübschen Summe belohnt. Hilf mit, sonst gehst du leer aus!«

Diese Worte genügten, um den Betrunkenen wieder zum Leben zu erwecken. Der andere Kumpan löste ein Seil von der Hüfte, das seine viel zu weite Hose festgehalten hatte. »Ich bin dabei. Pack ihn! Wir werden ihn fesseln.«

Henri stieß Joshua energisch zur Tür. »Laufe zum Hafen und versuche, Uthman zu finden.«

Aber Joshua hatte noch nicht den Ausgang erreicht, als die Tür mit einem solchen Schwung geöffnet wurde, dass sie mit Donnergetöse hinten gegen die Mauer krachte. Uthman stürzte herein. »Ich bin schon hier.«

»Binde die Pferde draußen vom Eisenring los und führe sie zum Pier, Joshua! Wir werden in Kürze folgen! Hier wird es bald einen lustigen Tanz geben.« Er wirbelte seine Damaszenerklinge durch die Luft und rückte nahe an den Pockennarbigen heran. »Du hast ein schönes Punktemuster auf deiner Visage. Das möchte ich noch mit zwei Strichen verfeinern.« Ehe der Mann ihn angreifen oder ausweichen konnte, hatte er ihm rechts und links die Wange aufgeschlitzt.

Mit gellendem Geschrei stürzte der Verletzte auf den harten Dielenboden, auf dem sich sogleich das Blut zu einer Pfütze ausbreitete.

»Nimm du dir den schläfrigen Säufer vor!«, rief Uthman Henri zu. »Ich übernehme den anderen, der es so eilig mit seinem Seil hatte. Das hätte er lieber behalten sollen, um seine Hose damit zu befestigen.«

Der Kerl, der eben noch großsprecherisch mit seinen Fesselkünsten geprahlt hatte, wich zur Mauer zurück. »Erbarmt Euch, Herr! Ich bin nur ein armer Schifferknecht, der dem Eigner gehorchen muss. Er hat mich zu diesem Kampf angestiftet.«

»Das kann schon sein«, erwiderte Uthman mit einem Lächeln. Aber im Gegensatz zu seinem freundlichen Gesichtsausdruck riss er dem Mann, der auf die Knie gefallen war, den Strick aus den Fäusten und schlang ihn um den Hals des jammernden Schifferknechtes.

Henri hatte mit dem Betrunkenen keine Mühe gehabt. Es hatte genügt, ihm ein paar kräftige Mauschellen zu verabreichen, um den Mann in Tiefschlaf zu versetzen. Er sah, dass dem Geschlagenen Blut aus dem Ohr rann. Das hatte er

eigentlich nicht beabsichtigt. Erst jetzt bemerkte er, dass Uthman das Seil um den Hals des Mannes so kräftig zusammenzog, dass dessen Augen hervorquollen.

»Das muss genügen, Uthman. Dieser Mensch ist ohnmächtig. Er kann uns mit Sicherheit nicht verfolgen. Lass von ihm ab!«

Uthman klopfte Henri auf die Schulter. »Du bist eben doch ein Mönch und kein Krieger. Wir müssen uns eiligst aus dem Staub machen. Ich habe im Hafen den Eigner eines Lastkahns aufgetrieben, der uns und die Pferde mitnehmen will. Seine Geldforderung klang nicht gar zu unverschämt.«

Atemlos erreichten sie den Hafen, wo Joshua sie ungeduldig erwartete. Über einen hölzernen Steg führten sie ihre Reittiere an Bord. Der Eigner war ein älterer Mann mit einem windgegerbten Gesicht. Aber er begnügte sich trotz seines Alters mit einem einzigen Schifferknecht. »Stromabwärts genügt ein tüchtiger Helfer«, erklärte er. »Aber wenn es stromaufwärts geht, brauche ich mehrere Knechte, die mein Schiff am Ufer entlang ziehen.«

»Wir sind Euch sehr dankbar«, sagte Henri und wählte diese Worte nicht aus Höflichkeit. Er deutete auf Uthman. »Dieser junge Mann hier versteht etwas von der Arbeit an Bord. Wenn Not am Mann ist, wird er Euch gerne helfen.« Er hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen. Denn Uthman hatte ihn kräftig gegen das Schienbein getreten.

Der Schiffsherr winkte seinem Knecht. »Löse die Taue vom Poller! Wir legen jetzt ab.«

Henri, Joshua und Uthman sahen erleichtert die Silhouette von Melun verschwinden. Das blaue Wasser der Seine rauschte links und rechts an den Bordwänden entlang. »Ist das nicht eine wunderschöne Musik?«, meinte Joshua. »Von mir aus kann diese Fahrt ewig dauern.«

Die beiden anderen nickten. Sie beobachteten die Seinemöwen, die den Lastkahn begleiteten. Das sanfte

Schaukeln des Kahns vermittelte ihnen ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Keiner der drei wollte diese Stimmung zerstören. Niemand sprach von der Gefahr, die sie in Paris erwartete.

Die Erschöpfung nach den vergangenen Ereignissen verlieh ihnen einen tiefen Schlaf. Aber Henri hatte seit seiner Erziehung bei den Templern die Fähigkeit erlangt, auch im Schlaf jedes ungewöhnliche Geräusch wahrzunehmen. Er vernahm ein Schaben und Rauschen. Zuerst dachte er an Ratten. Das war nicht weiter schlimm, denn Ratten an Bord ließen sich sogar als gutes Zeichen deuten. Diese Tiere verließen nur ein sinkendes Schiff. Aber er wollte doch nach den Pferden sehen und trat aus seiner engen Kojе.

Was er draußen auf dem Deck zu sehen bekam, konnte er zuerst kaum glauben. Uthman arbeitete dort mit Wasser und einem Reisigbesen. Er schrubbte das Deck, das die Pferde am Abend zuvor verunreinigt hatten.

Uthman grinste, als Henri vor ihm auftauchte. »Da staunst du wohl, feiner Herr, der zwar mit Geld, aber nicht mit dem Scheuerbesen umgehen kann. Du wirfst mir vor, dass ich allzu kampfeslustig bin, und hast mich erst heute daran gehindert, das Seil etwas kräftiger um den Hals des erbärmlichen Kerls zu ziehen. Ich kann aber durchaus auch nützliche Arbeit leisten.«

»Also du meinst, ich könne nur mit Geld umgehen?«, erwiderte Henri. »Da werde ich dir etwas anderes beweisen. Gib her!« Er wollte Uthman den Besen aus der Hand reißen. Aber Uthman wehrte sich. In dem Gerangel stießen sie den Eimer um, und das Wasser ergoss sich über ihre Füße.

»Ich wusste doch gleich, dass du für diese Arbeit nicht zu gebrauchen bist«, rief Uthman triumphierend und duckte sich vor einer scherzhaften Maulschelle.

Sie lachten beide, doch sie wussten, dass es für lange Zeit nichts mehr zu lachen geben würde. Es klang wie ein Schwur, den sie gegen alle Widerstände einlösen würden.

»Warum wollt ihr nicht weiter mit mir bis zur Seinemündung fahren?«, fragte der Eigner des Lastkahns, als sie sich Paris näherten. »Die Stadt ist schmutzig, und es wimmelt nur so von Dieben und Mördern, die ahnungslose Fremden in den dunklen Gassen um ihre Barschaft, wenn nicht sogar um ihr Leben bringen.«

»Nur zu gern würden wir mit Euch die Reise an Bord des *Albatross* fortsetzen«, erwiderte Henri und schüttelte bedauernd den Kopf. »Aber wir sind Lederwarenhändler und müssen in Paris wichtige Geschäfte abwickeln.«

Der Schiffer deutete auf Uthman. »Könnt Ihr nicht wenigstens auf den jungen Burschen hier verzichten? Er ist kräftig und anständig. Ich könnte ihn gut gebrauchen, vor allem für die Rückfahrt, wenn der Kahn flussaufwärts gezogen werden muss. Meinem alten Knecht Laurant fehlen von Mal zu Mal mehr die notwendigen Kräfte.«

Uthman grinste vor sich hin und warf sich in die Brust. »Das wäre mir allerdings lieber, als junge Damen davon zu überzeugen, dass ein Täschchen aus feinstem Kalbsleder hübscher und bei weitem haltbarer ist als so ein grober Brokatbeutel. Außerdem ist eine Lederschattulle allemal sicherer gegen Taschendiebe als ein Beutel mit einer weiten Öffnung. Für einen Langfinger ist es nämlich dann keine Kunst, mit der Hand hineinzulangen.«

»Woher hast du nur diese Kenntnisse?«, fragte Joshua und klopfte Uthman auf die Schultern. Ihm gelang es gut, den Ahnungslosen zu spielen. Henri, der die Spitze bei dieser Frage durchaus verstanden hatte, wollte keine Rede und

Gegenrede entstehen lassen. Denn Joshua und Uthman konnten sich auf rhetorischem Gebiet durchaus das Wasser reichen und würden sich gegenseitig an scharfen Formulierungen übertreffen wollen. Darum wandte er sich an den Schiffer. »Es tut mir Leid, dass ich Euch meinen tüchtigsten Verkäufer nicht überlassen kann. Aber dieser hübsche junge Bursche hat gerade bei den Pariser Damen großen Erfolg. Sie können seinen glänzenden braunen Augen kaum widerstehen. Ohne ihn verkaufen wir nur die Hälfte.«

Joshua hatte sich über die Reling gebeugt und starrte gedankenverloren in die Wellen. Aber seine zuckenden Schultern verrieten, dass er sich das Lachen kaum verbeißen konnte.

»Schade!«, bedauerte der Schiffseigner. »Aber wenn ihr in Paris noch kein Quartier habt, kann ich euch helfen. Wir legen nordwestlich von Paris hinter der ersten Flussbiegung in Nanterre an. Dort betreibt mein Bruder Robert eine Gastwirtschaft. Wenn ich für eure Ehrlichkeit büрге, wird er euch gern in den Speicherräumen unterbringen. Für eure Pferde ist in den Stallungen genügend Platz.«

Kurz vor Sonnenuntergang begab sich Uthman zum Vordersteven des Schiffes, um vielleicht in der Ferne die Türme des Palais de la Cité zu entdecken. Aber als er an dem kleinen dunklen Geräteraum vorüberging, in dem Taue, Ketten und Handwerkszeug aller Art aufbewahrt wurden, fühlte er sich plötzlich von einer kräftigen Faust ins Innere gerissen. Er war auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet, verfiel sich in einer der lose zusammengerollten Ketten und schlug mit dem Kopf auf eine rostige Eisenplatte. Einen Atemzug lang verlor er das Bewusstsein.

Dieser kurze Augenblick hatte dem Schifferknecht genügt, um sich auf Uthman zu werfen und ihm mit einem Seil Hände und Füße zu fesseln. Der ältliche Mann keuchte vor

Anstrengung. Der Speichel rann ihm aus den Mundwinkeln. Er hatte eine Maurerkelle ergriffen und schlug sie abwechselnd rechts und links dem wehrlosen Uthman über die Backen. »Das könnte dir wohl so passen, scheinheiliges Bürschchen, mich mit deiner Jugend bei meinem Brotherrn auszustechen, dem ich schon so viele Jahre lang treu gedient habe. Mich bringst du nicht um meinen Verdienst. Wenn ich dich jetzt gefesselt über Bord schmeiße, wird kein Hahn mehr nach dir krähen.«

Uthman, dem die Wangen brannten und der fürchtete, er könne bei dieser groben Behandlung einige Zähne verlieren, spannte alle Muskeln an – denn er spürte, dass dem alten Schifferknecht wohl die Kräfte gefehlt hatten, ihn mit dem Seil fest genug zu binden. Vorsichtig befreite er zunächst seine Handgelenke von den Fesseln. Er musste Zeit gewinnen. »Aber wie kommst du nur auf solche Gedanken?«, fragte er und gab seiner Stimme einen versöhnlichen Klang. »Ich bin und bleibe Lederwarenhändler und werde es nie zu einem guten Seineschiffer bringen. Noch heute gehen wir von Bord, und ich werde niemals zurückkehren.«

Der Knecht zögerte und sah ihn zweifelnd an. »Versprichst du bei der heiligen Jungfrau, dass du die Wahrheit sagst?«

Uthman hatte seine Hände schon befreit und versuchte nun vorsichtig, aus den Fußfesseln zu schlüpfen. »Ich verspreche es.« Er nahm sich zwar vor, dieses Versprechen einzuhalten, dachte aber dennoch daran, dass ein Gelöbnis dieser Art vor Allah und dem Propheten ohnehin ungültig sei. Es konnte nicht schaden, den Knecht in eine Falle zu locken. »Binde mich jetzt los! Ich werde dir sogar einen hübschen Ledergürtel zur Erinnerung schenken.«

Er beobachtete, dass er mit der Erwähnung eines Geschenkes die Habgier des Mannes geweckt hatte. Offensichtlich hatte der ahnungslose Schifferknecht noch nicht bemerkt, dass

Uthman sich aus den Fesseln befreit hatte. Er legte die Maurerkelle beiseite und bückte sich, um die Knoten zu lösen.

Uthman war mit einem Sprung auf den Beinen und verabreichte seinem Gegner eine kräftige Maulschelle, die ihn zu Boden warf. Mit einer schnellen Bewegung drehte er Laurant auf den Bauch und band ihm Hände und Füße zusammen. »Du hättest besser lernen sollen, wie man Schifferknoten bindet!«, verhöhnte er den jetzt wehrlos gewordenen Angreifer. »Für einen langjährigen Schiffer bist du in dieser Kunst nur mangelhaft bewandert. Vielleicht sollte ich deinem Herrn davon erzählen, damit er mir doch deine Arbeit überträgt.«

Der Knecht versuchte, den Kopf zu wenden, um Uthman in die Augen sehen zu können. »Aber du hast bei der heiligen Jungfrau geschworen, dass...« Er murmelte noch irgendetwas Unverständliches.

»Ach ja!«, rief Uthman und tat, als ob er sich erst jetzt an dieses Versprechen erinnerte. »Wie gut, dass du mich ermahnst, dass ich nicht Flussschiffer, sondern ein Lederwarenhändler bin. Ich werde dir mit meinem Gürtel die versprochene Erinnerung mit auf deinen weiteren Weg geben.« Mit einem kaum wahrnehmbaren Griff hatte Uthman seinen Gürtel von der Hüfte gelöst und ließ ihn mit weit ausholenden Schlägen zischend auf den Rücken des Knechtes hinabsausen. »So, hier hast du deine Erinnerung! Hoffentlich ein Hinterteil in den grünblauen Farben der Seine.«

Uthman hatte eigentlich nicht vorgehabt, den Mann allzu sehr zu traktieren. Aber plötzlich musste er an eine Bestrafung denken, die ein junger Mann über sich ergehen lassen musste, der gegen die Gesetze des Islams verstoßen hatte. Eigentlich war es ein geringfügiges Vergehen gewesen. Soweit er sich erinnern konnte, hatte der Junge im Übermut ein Glas Wein getrunken. Nach den Peitschenschlägen hatte man ihn halb

ohnmächtig nach Hause getragen. Aber der Schifferknecht hatte ihm nach dem Leben getrachtet, zumindest hatte er ihm angedroht, ihn gefesselt über Bord zu werfen. Da war eine kräftigere Bestrafung angebracht als ein paar Schläge mit einem Ledergürtel.

Er wusste später selber nicht zu sagen, warum er so in Wut geraten war. Seine Schläge wurden immer heftiger. Das Hemd des Mannes riss in Fetzen, und die ungeschützte Haut platzte mehrfach auf, sodass Blut aus den Wunden quoll. Hätte Laurant vor Schmerz geschrien, wäre Uthman nicht zur Besinnung gekommen. Aber auf einmal wirkte die Stille wie ein stummes Signal.

Statt der Wut überfiel ihn lähmendes Entsetzen. Ich werde ihn doch nicht totgeschlagen haben?

Er drehte Laurant auf die Seite und beugte sich über ihn. Erst jetzt hörte er, dass der Geschlagene leise stöhnte. Er sah Uthman aus tränenden Augen anklagend an. Uthman fühlte sich beschämt. Hatte er alles vergessen, was er in der Bibliothek aus den Schriften der antiken Philosophen gelernt hatte? Was hatte Plato, was hatte Seneca vom Verhalten der Menschen untereinander geschrieben? Hieß es denn nicht in der Sure Al-Anfal, »Allah wollte sie nicht strafen, während sie um Vergebung suchten«? Er aber hatte wie ein blindwütiges Tier gehandelt. Plötzlich musste er über sein eigenes Verhalten weinen.

Vorsichtig löste er die blutigen Fetzen von der Haut des Verletzten, um sie später über Bord zu werfen. Er zog sein eigenes Hemd aus, riss es in Streifen und verband damit die Wunden. Weil sich niemand in der Nähe sehen ließ, entnahm er seinem Bündel ein Hemd, das er vor wenigen Wochen gegen eine stattliche Summe in Cordoba erstanden hatte. Behutsam streifte er dem Knecht dieses Kleidungsstück über den Kopf. »Kannst du aufstehen?«, fragte er Laurant. »Stütze

dich auf mich! Ich werde dich jetzt in deine Koje bringen. Wenn du beim Anlegen und Ankern Hilfe brauchst, rufe mich! Es wird die einzige Arbeit sein, die ich noch an Bord verrichten werde.«

»Danke«, murmelte der Schifferknecht. Er konnte nicht verstehen, warum Uthman plötzlich Tränen vergossen hatte. Dieser Junge war wirklich nicht für den rauen Beruf eines Seineschiffers geeignet. Schließlich war er der Sieger in diesem Kampf geblieben. Da gab es doch nichts zu weinen. Es war nicht zum ersten Mal, dass Laurant der Unterlegene geblieben war. Mit zunehmendem Alter geschah das leider immer öfter. Nun wünschte er fast, dass dieser geschickte Kämpfer als sein Helfer an Bord blieb. Gemeinsam wären sie unschlagbar.

»Was ist dir denn zugestoßen?«, fragte Henri, als er Uthman am Vordersteven des Schiffes begegnete. »Du blutest ja ziemlich heftig. Bist du auf die Nase gefallen?«

»So könnte man es nennen«, erwiderte Uthman. »Ich bin aus blindem Eifer, als Erster die Türme von Paris zu sehen, über einen Teil der Ankerkette gestolpert. Manchmal wird man für seinen Ehrgeiz eben bestraft.« Er beugte sich über die Reling, spuckte aus und sah einen Zahn in den Wellen verschwinden.

Sie mussten aber noch lange warten, ehe sie in der Dämmerung vom Seineufer aus die Türme des Stadtpalais vor sich liegen sahen.

»Das wird nicht einfach sein, in dieser gewaltigen Anlage bis zu den Räumen des Königs vorzudringen«, gab Uthman zu bedenken. »Als Lederwarenhändler werden wir nicht einmal von irgendeinem der Kammerherren, und schon gar nicht von Nogaret, geschweige denn von Philipp, empfangen werden.«

Joshua, der sich inzwischen eingefunden hatte, pflichtete ihm bei. »Da müssen wir uns schon etwas anderes einfallen lassen. Vor allem Uthman sieht wie ein Raufbold aus. Unter einem

Lederwarenhändler stellen sich königliche Beamte mehr oder minder eine ehrbare Erscheinung vor.«

Henri dachte kurz nach und erläuterte dann seinen Plan. »Wir lassen König Philipp ein geheimnisvolles Billett zukommen, das seine Neugier weckt, vielleicht eine rätselhafte Nachricht über den Verbleib des Templerschatzes.«

Joshua machte einen Vorschlag. »Es gibt eine Art von geheimer Mitteilung, die man Kryptogramm nennt. Die würde sich eignen, um König Philipp auf eine falsche Fährte zu locken.«

Henri zuckte die Achseln. »Manchmal erschreckst du mich geradezu mit deiner Gelehrsamkeit! Kannst du mich und Uthman belehren, worum es dabei geht?«

Joshua ließ sich nicht lange bitten. »Man entwirft einen Text, dessen einzelne Teile durchaus einen eigenen Sinn haben. Wenn wir zum Beispiel als Lösungswort Malta herausbringen wollen, brauchen wir hintereinander das M, das A, das L, das T und wieder das A.«

»Das ist durchaus logisch, zumindest in eurer fränkischen Schrift«, warf Uthman ein.

Joshua ließ sich nicht weiter unterbrechen. Er hatte es nicht gern, wenn man seine Ausführungen durch irgendwelche Kommentare störte. »Ich entwerfe nun ein Kryptogramm zu dem Lösungswort MALTA:

- kein Gesunder wünscht sie sich. Lösung: **Maladie** (Krankheit)

- im Orient ist seine Heimat. Lösung: **Arabe** (Araber)

- im Wappen ist sie auch zu finden. Lösung: **Lis** (Lilie)

- ihr Geburtsquell liegt in Spanien. Lösung: **Tage** (Fluss Tajo)

- nicht irdisch ist ihr lichtetes Sein. Lösung: **Anges** (Engel).

Habt ihr verstanden, wie das Lösungswort zustande gekommen ist?«

»Ja, natürlich!«, rief Uthman. »Wir sind doch nicht dumm.«

Henri nickte. »So ein Kryptogramm ist wirklich etwas Bewundernswertes. Man braucht aber nicht nur ein umfangreiches Wissen, sondern auch viel Phantasie. Ich schlage vor, dass wir bei Malta bleiben. Philipp muss meinen, dass der Templerschatz in Malta versteckt ist. Er wird seine Spürhunde vergeblich dorthin ausschicken.«

»Wie aber können wir nahe genug an ihn herankommen, um ihm den Todesstoß zu versetzen?«, fragte Joshua.

Henri dachte nach und entwickelte danach seinen Plan. »Wir lassen ihm das Kryptogramm mit der beigefügten Nachricht zukommen, dass in dieser Geheimschrift der Ort des versteckten Templerschatzes enthalten ist. Hier liegt eine Schwachstelle, denn ich gehe davon aus, dass er das Rätsel nicht lösen kann. Er muss uns rufen lassen, und wir verlangen, dass wir ihm die Lösung nur ohne Zuhörer mitteilen werden. Wenn er sich über das beschriebene Papier beugt, wird einer von uns ihm das Messer in den Rücken stoßen.«

Joshua äußerte Bedenken. »Es gefällt mir nicht, dass wir ihm wie Meuchelmörder von hinten den Todesstoß versetzen. Er soll uns dabei in die Augen schauen.«

»Das verstehe ich«, gab Henri zu. »Wir werden ihm sagen, warum er den Tod verdient hat, und ihm dann das Messer ins Herz stoßen.«

»Das ist mir aber gar zu edel«, meldete sich Uthman zu Wort. »So ein Verbrecher wie Philipp darf nicht auf königliche Art sterben. Ich werde ihm die Kehle durchschneiden, sobald ihr eure Strafpredigt beendet habt.«

»Darüber sollten wir uns später noch unterhalten«, sagte Henri und deutete auf das Ufer. »Hinter dieser Brücke sehe ich die Türme des Palais de la Cité.«

Es war schon dunkel, als sie an dem Landungssteg für Lastkähne in Nanterre anlegten. Der Schifferknecht zwinkerte

Uthman zu, als der ihm zu Hilfe eilen wollte. Uthman entnahm daraus, dass es dem so brutal Verprügelten besser ging und er keine Hilfe mehr benötigte. Er folgte Henri und Joshua, schimpfte und zeterte jedoch ununterbrochen. »Welche Finsternis!«, rief er verächtlich. »In Cordoba sind die Straßen nicht nur gepflastert, sondern zudem auch taghell erleuchtet. In diesem erbärmlichen Nest können wir von Glück sagen, dass es nicht regnet. Sonst würden wir knöcheltief im Morast versinken.«

»Beleidige nicht unsere Gastgeber!«, mahnte Joshua. »Roland und sein Bruder Robert stammen von hier und sind sicher stolz auf ihren Heimatort.«

Uthman ließ sich zwar nicht zur Ruhe bringen, senkte aber wenigstens die Stimme. »Du bist mit Sicherheit gelehrter als ich, Joshua. Aber wahrscheinlich wirst du nicht wissen, dass Cordoba schon vor etwa 400 Jahren neben Konstantinopel und Bagdad zu den größten Städten unserer Welt gehörte.« Er fluchte laut, weil einer seiner Schuhe im Morast stecken geblieben war. Joshua wollte Streit vermeiden und nahm darum zu der Lobeshymne über Cordoba keine Stellung.

Henri hielt den Augenblick für gekommen, Uthman zurechtzuweisen. »Schweige jetzt bitte! Roland hat offenbar seinem Knecht die Arbeit des Vertäuens überlassen. Denn er hat uns eingeholt und geht dicht hinter uns.«

Der Schiffseigner deutete auf ein Gebäude, über dessen Tür ein Schild mit der Aufschrift *Zur ewigen Lampe* baumelte. »Dies ist der Gasthof meines Bruders.« Uthman flüsterte noch etwas von einer einzigen Lampe. Aber Henri brachte ihn mit einem Ellbogenstoß zur Ruhe.

Schwaden von Bierdunst und grölendes Gelächter schlugen ihnen entgegen, als Roland die Tür zur Schankstube öffnete. Der beleibte Wirt, um dessen Bauch kaum die blaue Schürze passte, kam hinter dem Tresen hervor, umarmte seinen Bruder

und küsste ihn auf beide Wangen. »Willkommen, Roland! Setz dich nieder und berichte von deiner Flussfahrt! Wie habe ich dich um die frische Gebirgsluft beneidet!«

Sobald es die kräftige Umarmung des Wirtes zuließ, deutete Roland auf seine Begleiter. »Hier bringe ich dir drei Gäste, die bei mir an Bord waren. Sie sind Lederwarenhändler und wollen in Paris ihren Geschäften nachgehen. Es wird dein Schaden nicht sein, wenn du sie für einige Tage bei dir aufnimmst und ihre Pferde in den Ställen versorgst.«

Der Wirt betrachtete die Fremden von Kopf bis Fuß und nickte dann zufrieden. »Der Stallknecht wird Eure Pferde versorgen, und meine Frau wird Euch ein gutes Mahl bereiten. Roland weiß aus Erfahrung, dass sie die beste Köchin aus der Pariser Vorstadt ist. Ich kann mir denken, dass an Bord Schmalhans Küchenmeister war. Am fettesten werden dort immer die Ratten.«

»Beleidige mich nicht!«, rief Roland empört. »Sehen die Lederwarenhändler etwa abgemagert aus?«

»Aber tischt uns kein Schwein auf«, bat Henri, damit seine Gefährten auch an dem Mahl teilnehmen konnten. »Das haben wir schon zur Genüge gegessen!«

»Wo denkt Ihr hin!«, wehrte der Wirt ab, »hier in Paris gibt es doch köstlichen Fisch!«

Der Wirt hatte nicht zu viel versprochen. Die drei Gäste lobten die Kochkunst der Frau. Uthman fühlte sich verpflichtet, auch den Schifferknecht zu loben. »Mir hat es an Bord immer sehr gut geschmeckt. Für jemanden, der so schwere Arbeit leisten muss wie Lorant, fand ich die Mahlzeiten an Bord immer sehr wohlschmeckend.«

Die beiden anderen sahen ihn verduzt an. Sie hätten die Bohnensuppe des Knechtes eher als Fraß bezeichnet.

Nach zwei Stunden verabschiedete sich Roland, der kräftig zugelangt hatte. »Morgen in aller Frühe müssen wir ablegen.

Wenn ihr wieder einmal an Bord kommen wollt, lasst es meinen Bruder wissen! Ich nehme euch gern auf der Rückfahrt flussaufwärts mit.«

Henri umarmte den Schiffer und drückte ihm eine ansehnliche Summe in die Hand. Dieses Angebot könnte für uns durchaus wichtig, wenn nicht sogar lebensrettend werden, dachte er.

Der Wirt hatte in den Speicherräumen drei Strohlager richten lassen. Uthman sah sich um. »Ich will nicht behaupten, dass ich jemals im Palast von Cordoba zu Gast war. Aber ihr solltet doch wissen, dass es dort Unterkünfte für 14 000 Bedienstete gab. Wahrscheinlich werdet ihr es nicht für möglich halten, dass an die Fische in den Teichen und Wasserspielen täglich 12 000 Laibe Brot verfüttert wurden.«

Henri konnte seinen Ärger jetzt nicht mehr verbergen. »Vielleicht wirst du eines Tages froh sein, du unverbesserlicher Gernegroß, wenn du auch nur einen einzigen Laib Brot zu essen hast. Es ist nämlich durchaus möglich, dass unser Vorhaben misslingt und wir in einem Kerker landen. Wenn es dir hier nicht passt, dann suche dir eine andere Herberge!«

Uthman lachte. »So war das gar nicht gemeint. Wenn ich in der kommenden Nacht aus Paris zurückkehre, werde ich sicher froh sein, dieses Strohlager vorzufinden. Jetzt beabsichtige ich nämlich, mir das nächtliche Treiben in dieser Stadt anzusehen.«

Henri hätte ihn gar zu gern von diesem abenteuerlichen Plan abgehalten. »Ich glaubte, dass dich die ernsthafte Beschäftigung mit den Büchern ein wenig geläutert hätte. Aber du bist genau so geblieben, wie dein Vater dich geschildert hat, nämlich allzu leichtsinnig.«

»Alles zu seiner Zeit!«, rief Uthman. »*Tempora flendi, tempora gaudendi* – es gibt Zeiten, um zu weinen, und es gibt

Zeiten, um sich zu freuen. Das habe ich während meines Studiums in der Bibliothek von Cordoba gelesen.« Er winkte fröhlich mit beiden Händen und polterte die Treppe hinab. Henri musste lächeln – ob Uthman wusste, dass er soeben aus der Bibel zitiert hatte? Und noch ehe er einige warnende Worte über die Unsicherheit im nächtlichen Paris hinterherrufen konnte, war Uthman verschwunden. Es war Henri jedoch nicht entgangen, dass er seine Damaszenerklinge in den Gürtel gesteckt hatte.

Joshua blickte sorgenvoll vor sich hin und schüttelte voller Bedenken den Kopf. »Vielleicht hätten wir ihn auch mit Sean und Guinivevre fortschicken sollen.«

»Ja, vielleicht«, erwiderte Henri. »Aber Uthman ist ein tapferer Kämpfer und legt allen Übermut ab, wenn die Lage ernst wird. Man kann sich auf ihn verlassen.«

»Der Herr möge ihn schützen«, flüsterte Joshua und zog seinen Gebetsriemen hervor.

Aber trotz seiner zuversichtlichen Worte schlief Henri kaum in dieser Nacht. Vergeblich horchte er auf das Geräusch sich nähernder Schritte.

Henri schaute missmutig vor sich hin, während er in der Gaststube eine heiße Milchsuppe löffelte. Denn ausgerechnet so kurz vor der alles entscheidenden Tat hatte Uthman in der Nacht sein Schlaflager nicht aufgesucht. Er begann daran zu zweifeln, was er über die Zuverlässigkeit ihres Gefährten gesagt hatte. Heute mussten sie gemeinsam Entschlüsse fassen, wie sie weiter vorgehen wollten, um bei König Philipp empfangen zu werden.

Joshua saß stumm neben ihm und machte eine vorwurfsvolle Miene. Hatte er etwa nicht gleich gesagt, dass man Uthman für einen solch schwierigen Auftrag nicht gebrauchen könne?

Als beide kaum mehr mit Uthmans Erscheinen rechneten, flog die Tür bis zum hintersten Anschlag auf. Uthman stürmte herein. Seine Augen funkelten, seine Wangen waren gerötet, und er warf sich so stürmisch neben Henri auf die Bank, dass die Milchsuppe überschwappte. »Paris ist eine wunderbare Stadt!«, rief er so laut, dass die Wirtin aus der Küche kam, um nach dem Rechten zu sehen.

»Ich habe ein Mädchen kennen gelernt. Sie liebt mich, und ich habe ihr allerlei beibringen können, was sie bisher noch nicht beherrschte.«

»Eine Sarazenin?«, flüsterte Joshua. »Wo hast du die denn aufgetrieben?«

Uthman sah ihn erstaunt an. »Juliette ist natürlich ein christliches Mädchen. Unsere Mädchen daheim, die nach den strengen Gesetzen des Islams erzogen und ohne Aufsicht nicht aus dem Haus gelassen werden, würden so etwas nie tun!«

»Was muss das für ein Mädchen sei, das sich nachts mit einem fremden Mann in den Pariser Straßen herumtreiben darf!«, rief Henri aus. »Vielleicht ist deine geliebte Juliette sogar eine käufliche Dirne, von denen es gerade in Paris genug gibt.«

»Jetzt wirst du aber beleidigend«, erwiderte Uthman. Seine gute Laune war verflogen. »Während ihr hier auf eurem Strohlager geschnarcht habt, bin ich ein wenig in den königlichen Gärten umhergestreift.«

Joshua blickte ihn ungläubig an. »Wie bist du denn an den Wächtern vorbeigekommen?«

»Ich bin über die Mauer geklettert. Da stand ein Kastanienbaum, an dessen Ästen ich mich herablassen konnte. Juliette, die ziemlich schwärmerisch veranlagt ist, wanderte im Garten umher, um den Mond zu betrachten. Sie entdeckte mich, als ich aus den tief hängenden Zweigen hervortrat.«

»Da glaubte sie, du wärest der leibhaftige Mann im Mond«, scherzte Henri.

»Das ist ein ziemlich dummer Scherz«, erwiderte Uthman verärgert. »Das arme Mädchen war zunächst sehr erschrocken.«

»Zunächst, und dann?«

»Als ich sie zart berührte, um ihr zu zeigen, dass ich nichts Böses im Schild führen würde, ließ sie sich sogar umarmen.«

»Dann habt ihr natürlich gemeinsam den Mond angeschaut. Und das dauerte die ganze Nacht«, meinte Henri süffisant.

»Du bist und bleibst ein Mönch, obwohl du doch schon längst nicht mehr an deine Gelübde gebunden wärest«, setzte sich Uthman zur Wehr. »Natürlich nicht! Es gab da so einen hübschen kleinen Gartenpavillon mit einem weichen Lager und fast so vielen Kissen wie bei uns zu Hause.«

»Mit dem Unterschied, dass bei euch die Männer auf diesen Kissen lagern, um zu tratschen.«

»Wenn du mich weiter beleidigst, werde ich kein Wort mehr erzählen.« Das aber, so konnten Henri und Joshua beobachten, war nur eine leere Drohung. Uthman brannte geradezu darauf, mit seinen nächtlichen Erlebnissen zu prahlen. »Dieser Pavillon war mit einem Blumenspalier bewachsen, und der Mond malte durch die hölzernen Stäbe ein beinahe verwirrendes Muster auf die Kissen.«

Henri hätte gerne gesagt, dass Uthman dadurch vielleicht in Verwirrung geraten sei, aber er schwieg, sodass Uthman nach einem prüfenden Blick in die Runde fortfuhr: »Diese französischen Mädchen lernen gerne etwas dazu. Ich habe ihr unsere Spiele beigebracht, von denen sie bisher nicht einmal etwas gehört hatte.«

»Hat sie dich und sich ausgezogen?«, fragte unerwartet plötzlich die Wirtin, die auf der gegenüberliegenden Bank Platz genommen hatte und mit kugelrunden Augen zuhörte.

»Nein!«, antwortete Uthman brüsk.

Die Wirtin ließ nicht locker. »Vielleicht hat sie einem so unschuldigen Burschen, wie du es bist, erst einmal eine Geschichte vorgelesen, um dich anzuheizen. Es gibt da nämlich solche Erzählungen aus dem Morgenland, in denen die Männer, die sich doch sonst so stolz gebärden, die Frauen auf sich reiten lassen.«

»Werde nicht unverschämt!«, verbat sich Uthman jede weitere Einmischung. »Juliette ist ein anständiges Mädchen und Kammerzofe in den königlichen Gemächern.«

»Dann weiß ich schon Bescheid«, sagte die Wirtin verschnupft und zog sich in die Küche zurück.

»Wirst du dieses Mädchen wieder sehen?«, wandte sich Henri an Uthman, dem seit der derben Bemerkung der Wirtin die Lust vergangen war, weiter über die Liebesnacht im Pavillon zu erzählen. Er kannte allerdings diese orientalischen

Geschichten, die sie erwähnt hatte. Gerade darum ärgerte er sich.

Dass auch die vornehmen Damen von Mekka durchaus nicht prüde waren, hatte er in einer Geschichte gelesen, die Scheherezade in der 380. Nacht der 1001 Nächte erzählt hatte. Als nämlich ihr Gatte tagsüber zu Aischa kam, stöhnte und seufzte sie und machte wunderbare Bewegungen, obwohl eine Frau als Gast zugegen war. Wie konntest du das tun, bei deinem Rang, deinem Adel und deiner Abkunft?, fragte später die Frau, als Aischas Gatte gegangen war. Mir wäre es lieber, wenn so etwas des Nachts geschieht. Aischa aber sagte: »Das ist so bei Tage; bei Nacht tue ich noch mehr. Denn wenn er mich sieht, so wird seine Begierde erregt, und er wird von Verlangen bewegt. Dann naht er mir, und ich gehorche ihm.«

Schon vor vielen Jahrhunderten hatte ein gewisser Ammianus Marcellinus über die Sarazenen geschrieben, es sei unbeschreiblich, mit welcher Raserei sie sich der Liebe hingeben würden. Anscheinend waren sie wirklich in dieser Beziehung unersättlicher als andere Völker. Da gab es noch ganz andere Geschichten.

Uthman war so in seine Gedanken vertieft, dass er erschrocken zusammenzuckte, als Henri diese Frage an ihn gerichtet hatte. Was fiel ihnen allen ein, sich in seine Angelegenheiten zu mischen? Aber er gab doch Antwort. »Ja natürlich. Wir haben uns für die heutige Nacht wieder im Pavillon verabredet.«

»Ich glaube nicht, dass deinem Vater solcherart Pariser Nächte gefallen würden. Ich gebe dir noch zwei weitere Nächte Zeit, um deinen Lüsten nachzugehen. Aber vergiss nicht, dass wir hier einen Auftrag zu erfüllen haben. Wenn du bis dahin nicht zur Besinnung gekommen bist, werden Joshua und ich alleine unser Gelöbnis erfüllen. Aber glaube mir, Uthman, dass ich nicht zögern werde, dich im Stall bei den

Pferden anzubinden, damit du bei unserem gefährlichen Auftrag kein Unheil stiften kannst.«

Uthman starrte wütend vor sich hin, aber er schwieg.

Henri verbrachte wieder eine schlaflose Nacht. Aber auch Joshua wälzte sich auf seinem Strohlager hin und her. Schließlich entschloss sich Henri, dem Gefährten seine Gedanken mitzuteilen. »Es ist vielleicht infam, was ich mir gedacht habe. Aber wir dürfen uns keine Sentimentalitäten erlauben. Wenn Uthman durch einen Zufall diese Kammerzofe kennen gelernt hat, könnte er doch vielleicht das Mädchen bewegen, uns in das Palais einzulassen.«

Joshua ersparte sich irgendwelche Vorwürfe. »Wie hast du dir das vorgestellt?«

»Wir dürfen unter keinen Umständen dem Mädchen die Wahrheit sagen, vielleicht ist sie eine treue Dienerin ihres Herrn. Vielmehr geben wir uns als große Bewunderer des Königs aus und wünschen uns, ihn einmal von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen. Danach verfahren wir wie ausgemacht und überreichen ihm das Kryptogramm mit dem Hinweis, dass aus diesem Dokument der geheime Ort des Templerschatzes ersichtlich sei. Seine Geldgier wird ihm den Tod bringen.«

»Wenn nun Uthman diesem Plan nicht folgen will?«

»Er ist ein Sarazene, für den die Liebe ein Spiel, der Kampf aber ein Lebenselixier ist.«

»Geb's Gott!«, wünschte Joshua.

Am nächsten Morgen wirkte Uthman verschlossen. Er war nicht bereit, von seinen nächtlichen Abenteuern zu berichten.

»Wir müssen miteinander sprechen«, sagte Henri ernsthaft.

»Bist du noch bereit, an unserem Vorhaben mitzuwirken? Wenn ja, gib mir Wort und Hand darauf. Ich möchte dich nicht belügen.«

Uthman zögerte nicht einen Atemzug lang. »Ich habe ein Gelöbniß abgelegt und werde es erfüllen. Eher will ich sterben, als dich im Stich zu lassen.«

»Was ist wichtiger für dich, die Liebe oder der Kampf?«, fragte Henri.

»Wie kannst du da nur fragen? Beides bringt mir Lust. Aber ich bin nicht gar so unerfahren, wie du glaubst. Unser Prophet liebte alle seine Frauen, und bei jeder entdeckte er ein anderes Geheimnis. Er war ein Mann des Lebens, kein verknöchertes Asket.«

Henri schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Du willst doch nicht etwa noch bei anderen Mädchen die Runde machen?«

»Die anderen Frauen von Paris werden mich auch nichts anderes mehr lehren können als Juliette. Wir Sarazenen kennen bei weitem mehr Vereinigungen als ihr im Okzident und haben sie mit blumigen Namen belegt.

Der Koran sagt in der Sure Al-Baqarah, die Kuh, im 223. Zeichen: Eure Frauen sind Euch ein Saatfeld. Geht zu Eurem Saatfeld, wo immer Ihr wollt. Juliette wollte das nicht verstehen.«

»Du musst ihr das verzeihen. Diese Gedankengänge kann ein christliches Mädchen nicht begreifen.«

Uthmann wirkte zornig. »Ich wollte ihr zeigen, wie man auf dem Wege zur Lust in das vorweggenommene Paradies gelangen kann. Stattdessen hat sie von mir eine Einigung verlangt, die bei uns Sarazenen als verächtlich gilt. Das hat mich beleidigt. Ich möchte darüber nicht sprechen.«

»Beenden wir also dieses Thema!«, schlug Henri vor. »Dennoch möchte ich dich bitten, heute noch einmal Juliette aufzusuchen. Vielleicht kannst du erreichen, dass sie uns morgen durch den Dienstboteneingang in das Palais einlässt.« Henri fühlte sich sehr unwohl bei diesem Vorschlag. Es war

nicht richtig, das Mädchen zu betrügen. Er ordnete jedoch alle Bedenken seinem Ziel unter, den Fluch der Großmeister zu erfüllen.

Uthman kannte anscheinend ebenso wenig Skrupel. »Warum nicht? Vielleicht bringe ich sie doch noch dazu, El khiate, den Schneider, mit mir zu spielen.«

»Teile mir morgen früh mit, ob das Mädchen bereit ist, uns in die Nähe des Königs zu bringen. Denke daran, dass wir glühende Bewunderer Philipps sind und ihm eine wichtige Nachricht überbringen wollen.«

»Natürlich wird das Mädchen bereit sein. Darauf gebe ich dir mein Wort. Notfalls wende ich Dok el outed an. Du glaubst nicht, wie das ihre Bereitwilligkeit steigern wird.«

»Davon möchte ich jetzt nichts mehr hören!«, gebot Henri. Aber Uthman konnte es nicht lassen, sich noch einmal auf den Propheten zu berufen: »Der Mann hat von der Frau Folgendes zu beanspruchen: Wenn er sie begehrt, darf sie sich ihm nicht versagen, auch wenn sie auf dem Rücken eines Kamels säße.«

»Zum Glück gibt es aber in Paris keine Kamele«, meinte Henri. »Wenn du Juliette darum bitten möchtest, uns zum König zu führen, dann lass sie besser solche Sprüche nicht hören.«

»Da könnte ich dir noch ganz andere Gebote des Propheten nennen. Man überliefert, er habe zwar gesagt: Behandelt die Frauen fürsorglich und liebevoll, aber das betrifft nur gehorsame Frauen. Die ungehorsamen soll man mit Prügeln zur Räson bringen.«

»Wer trifft denn die Entscheidung, ob eine Frau nun gehorsam oder ungehorsam ist?«, fragte Henri.

»Natürlich der Mann!«, rief Uthman und lachte.

Henri konnte nichts Lächerliches an dieser Antwort finden. »Du scheinst dich ja recht gut in Muhammads Geboten auszukennen, jedenfalls was die Würde des Mannes und die

Behandlung der Frauen betrifft. Was aber sagt euer heiliges Buch dazu?«

»Ja, ja – obwohl ich mich in Cordoba bemüht habe, den Koran auswendig zu lernen, wie es sich für jeden unseres Glaubens gehört, so weit bin ich noch nicht gekommen!«

»Das wird wohl auch noch einige Zeit dauern«, meinte Henri und lächelte. Natürlich kannte Uthman den Koran in- und auswendig.

Uthman nahm ihm den Scherz nicht übel. »Das mag wohl stimmen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie oft ich in der Koranschule mit der Bastonade auf die nackten Fußsohlen bestraft wurde, weil ich die Koranverse nicht fehlerfrei hersagen konnte. Dennoch kann ich immer noch sehr schnell laufen. Das werde ich dir morgen beweisen, falls wir flüchten müssen.«

Ich kenne ihn immer noch nicht, dachte Henri, nachdem sich Uthman fröhlich pfeifend entfernt hatte. Was sollte dieses ganze Gerede von der Liebe? Hatte er vielleicht von Beginn an die Kammerzofe für unsere Zwecke ausnützen wollen? Warum war er überhaupt über die Mauer gestiegen und hatte sich keine Mühe gegeben, im Schatten der Bäume verborgen zu bleiben? Warum war er so schnell bereit gewesen, das Mädchen zu täuschen? Warum hatte er sie mit der Befriedigung seiner Lust entwürdigt?

Henri fand auf alle diese Fragen keine Antwort. Schemenhaft erschien vor seinem inneren Auge die Erscheinung der zarten Tochter Umars. Es gelang ihm nur schwer, die Erinnerung an Leila zu verscheuchen. Denn es war ihm schrecklich, dass Umar dieses engelgleiche Wesen gegen eine Ziegenherde und einige Kamele an den brutalen Herrscher der Karawanserei verschachert hatte.

Er hätte gern mit Joshua über den morgigen Tag gesprochen. Aber als er den Speicherraum betrat, fand er seinen Gefährten

im Gebet vor. Warum hatte nicht auch er daran gedacht, die Hilfe des Gottessohnes und der Jungfrau Maria zu erleben? Er verließ den Gasthof, sattelte sein Pferd und machte sich auf den Weg nach Paris.

Ohne Mühe fand er den Weg zur Kathedrale Notre-Dame. Er spürte nicht die Kälte der Fliesen, als er sich vor dem Bild der Jungfrau Maria auf den Knien niederließ. War es überhaupt möglich, für künftige Missetaten um Vergebung zu bitten? Sollte nicht vielmehr ein Gebet zur Läuterung beitragen und böse Gedanken verscheuchen? Er wusste nicht, wie er sich aus diesem Zwiespalt lösen sollte. Sein Gebet blieb kurz, denn er fand nicht die richtigen Worte.

»Heilige Maria Mutter Gottes! Schenke mir deine Gnade und Vergebung für das, was ich morgen tun muss. Heilige Maria Mutter Gottes, bitte für mich Sünder, jetzt und in der Stunde meines Todes.«

Beinahe fluchtartig verließ er die nächtliche, jetzt menschenleere Kathedrale und ritt, wie von Furien gejagt, zu seinem Quartier zurück.

Uthman erschien schon am frühen Morgen. Er schwenkte ein Blatt Papier. »Ich habe nach den Angaben des Mädchens einen Lageplan skizziert, damit wir uns auf dem Rückzug nicht in den Gängen des weitläufigen Palais verirren. Hier dieses Rechteck bedeutet die Stallung. Ich habe sie heute Nacht gegen meinen Willen besichtigt. Denn im Pavillon vergnügten sich einige edle Herren mit willigen Hofdamen, die anscheinend keine Mühe scheuten, ihre Röcke hochzuschlagen. Darum mussten wir zu den Stallungen ausweichen. An der nördlichen Mauer gibt es eine kleine Pforte. Dort wird uns Juliette bei Eintritt der Dämmerung erwarten.«

»Wird sie sich nicht weigern, auch Joshua und mich einzulassen?«

»Wohl kaum«, erwiderte Uthman zuversichtlich. »Ich habe ihr gesagt, dass ihr beide große Bewunderer des Königs und bereit wäret, ihr für die unschätzbaren Dienste ein ansehnliches Häuflein von Goldmünzen zukommen zu lassen.«

»Die soll sie auch haben«, versprach Henri.

»Wie du willst«, knurrte Uthman. »Ich bin der Meinung, dass ich sie mit meinen Liebesdiensten genügend entlohnt habe. Sie hat sogar geweint, als ich sie verließ.« Uthman öffnete ein Bündel. »Ich habe mir bei einem Schneider neue Hosen anfertigen lassen, um bei den königlichen Kammerherren einen guten Eindruck zu hinterlassen. Meine alten Hosen waren voller Blut, und diesen wird es nicht besser ergehen.«

Henri schwieg. Dieser Uthman überraschte ihn immer wieder.

Bis zuletzt hatte Henri befürchtet, das Mädchen hätte Verdacht schöpfen oder es sich anders überlegen können. Aber Juliette erwartete sie an der kleinen Pforte hinter den Stallungen. Sie legte einen Finger auf die Lippen und huschte zu einem Nebeneingang des Schlosses voraus.

Ängstlich betrachtete sie die beiden fremden Männer. »Ich kann Euch aber nur bis zu meiner Herrin bringen«, schränkte sie ihre bisherigen Zugeständnisse ein.

»Warum sagst du mir das erst jetzt?«, fragte Uthman wütend. »Ich werde dich heute Abend im Pavillon strafen und dir ein wenig Schmerz zufügen müssen.«

Juliette kicherte. Sie schien keine Furcht vor einer Bestrafung dieser Art zu haben.

Als ob wir nicht andere Sorgen hätten, dachte Henri. Er öffnete seinen Geldbeutel und ließ einige Münzen in die bereitwillig geöffnete Hand des Mädchens gleiten. »Wer ist denn deine Herrin?«

»Ich bin eine der Kammerzofen Ihrer Majestät, der Erbprinzessin Johanna von Navarra, der Gattin unseres gnädigen Königs.«

Uthman ließ seinem Zorn freien Lauf. »Konntest du nicht eher mit diesen Überraschungen herausrücken? Heute Abend werde ich dir zeigen müssen, wie man bei uns ungehorsame Frauen bestraft.«

Henri griff wieder in seine Schatulle. Dieses Mädchen durfte man nicht unterschätzen. »Statt einer Strafe wirst du eine Belohnung erhalten, wenn du uns jetzt zu deiner Herrin führst.«

Juliette machte vor ihm einen tiefen Knicks. Sie hatte erkannt, wer bei diesen drei Männern das Sagen und einen gefüllten Geldbeutel hatte. Ungehindert durchquerten sie ein Vorzimmer. Die Zofe klopfte an eine breite Flügeltür und wartete, bis von drinnen die Erlaubnis zum Eintreten ertönte. Sie gab den drei Männern ein Zeichen, vor der Tür zu warten. Obwohl Uthman ein Ohr gegen die vergoldete Holzfüllung presste, konnte er von dem Wortwechsel drinnen nichts verstehen. Er sah aus, als ob er Juliette am liebsten an Ort und Stelle verprügelt hätte.

Henri mahnte zur Geduld. Er wusste, dass Johanna von Navarra dem König als Mitgift nicht nur diesen Pyrenäenstaat, sondern auch die Champagne eingebracht hatte. Darum mutmaßte er, dass ihr Einfluss bei dem König nicht gering sein konnte.

Schließlich öffnete sich die Tür, und Juliette gab ein Zeichen, dass die Königin die drei Fremden empfangen wolle. Sie lagerte auf einer Chaiselongue und zeigte freigebig ihre Reize. Henri und Joshua verbeugten sich tief, Uthmann starrte auf ihren üppigen Busen.

»Tretet näher, meine Herren!«, gestattete ihnen Johanna von Navarra. »Zeigt mir Eure Lederwaren! Vielleicht gefällt mir etwas davon, und ich werde Euch erlauben, mir dies oder jenes als Geschenk zu überreichen.«

Henri beobachtete, dass Uthman sich nur mühsam beherrschen konnte. Darum trat er selbst als Wortführer vor. »Es ist uns eine große Ehre, Majestät, dass wir Euch unsere bedeutende Kollektion vorführen dürfen. Aber wir müssen zunächst an Eure bekannte Großmut appellieren. Es ist von größter Wichtigkeit, dass Ihr uns zu Eurem Gemahl führt, damit wir ihm ein geheimes Dokument überreichen können. Denn wir sind nicht nur Lederwarenhändler, sondern auch Geheimnisträger, da wir von Ort zu Ort durch ganz Frankreich

und die umliegenden Länder reisen. Bei dieser Gelegenheit sind wir Mitwisser einer unerhörten Begebenheit geworden.« Er beugte sich tief zu der Königin hinab und flüsterte ihr zu: »Es handelt sich um den Schatz der Templer.«

Johanna von Navarra erleichte und lief danach so rot an, dass Henri einen Schlaganfall befürchtete. Sie ließ sich von der Zofe aufhelfen und streckte gebieterisch die Hand aus. »Gebt mir dieses Billett!«

Henri zögerte. Er hatte den Verdacht, dass die Königin das Papier behalten und für sich ausnutzen wollte. »Nur zu gern, Majestät, würde ich Euch das Dokument überreichen. Aber es ist in einer Geheimsprache abgefasst, die nur dem König zugänglich sein wird.«

Johanna von Navarra stampfte mit den Füßen auf. Sie geriet ins Stolpern und wäre rücklings auf die Chaiselongue zurückgefallen, wenn Uthman sie nicht aufgefangen hätte. Er hielt sie etwas länger als notwendig in den Armen, was sich die Königin widerstandslos gefallen ließ. Sie zögerte, ob sie ein Schäferstündchen mit dem dunkellockigen jungen Mann der Preisgabe des Geheimnisses vorziehen sollte. Aber nach kurzer Überlegung entschloss sie sich für den in Aussicht gestellten Schatz. »Ich werde Euch begleiten«, gab sie ihren Entschluss bekannt. Ihre Stimme duldet keinen Widerspruch.

»Du bleibst hier!«, befahl sie ihrer Zofe und rauschte würdevoll durch endlose Gänge voran. Wir müssen sie irgendwie loswerden, dachte Henri. Denn sie wird ein lautes Zetermordio anstimmen, wenn wir uns anschicken, ihrem Gemahl die Kehle durchzuschneiden.

Die Königin schob einen Soldaten beiseite, der vor der Tür des Königs Wache hielt, und betrat, ohne anzuklopfen, den Audienzsaal. Philipp sah ihr unwillig entgegen. »Was führt Euch zu mir, meine Liebe? Wer sind diese Männer? Ich war soeben dabei, wichtige Papiere durchzusehen.«

Johanna von Navarra zeigte ihr Selbstbewusstsein. Es war spürbar, dass sie ihrem Gemahl zu einem stattlichen Erbe verholpen hatte. »Deine Papiere können warten. Denn ich bringe Euch ein Dokument, das alle diese Papiere aufwiegt. Diese drei Männer tragen die Lösung eines Rätsels bei sich, das Euch schon lange beschäftigt. Die Entdeckung des Templerschatzes ist greifbar nahe.«

König Philipp sprang so ungestüm auf, dass die eben noch so wichtigen Papiere zu Boden flatterten. Ungestüm riss er Henri das Billett aus der Hand und starrte ratlos auf die Schrift. »Was soll das bedeuten? Wollt Ihr etwa Euren König lächerlich machen? Ich werde Euch arretieren und foltern lassen. Dann wird sich schon herausstellen, ob Ihr das Versteck des Templerschatzes wirklich kennt.«

»Verzeiht, Sire«, sagte Henri unterwürfig. »Der gelehrte Mann hier an meiner Seite kann Euch versichern, dass es sich um keinen bösen Scherz, sondern um ein so genanntes Kryptogramm handelt. Der Fünfzeiler liefert uns, wenn es uns gelingt, die Bedeutung der einzelnen Zeilen zu entziffern, das gesuchte Lösungswort.«

»Ein Kryto was?«, fragte die Königin verständnislos.

»Mischt Euch nicht in Staatsangelegenheiten ein, von denen Ihr nichts versteht«, wies sie der König unhöflich zurecht. »Es gibt andere Dinge, von denen Ihr mehr versteht.«

König Philipp legte das Billett auf den Audienztisch, glättete es mit beiden Händen und ließ sich in einem Sessel nieder, während Joshua sich neben ihn stellte. »Jede Zeile ergibt einen Buchstaben, Majestät. Was könnte es sein, das ein Gesunder nicht haben möchte?«

»Natürlich Reichtum!«, rief die Königin laut. »Wenn unsere Diener gesund ihrer Arbeit nachgehen können, brauchen sie kein Geld. Das hat mir gerade erst unser Hausgeistlicher bestätigt.«

»Meine Liebe, Ihr stört! Dieser Buchstabe ergibt absolut keinen Sinn«, rief der König ärgerlich. »Verlasst den Raum und nehmt diesen jungen Kerl mit, der hier absolut entbehrlich ist. Er soll Euch ein wenig die Zeit vertreiben.«

Henri zog Uthman auf die Seite. »Folge dem Befehl des Königs! Sonst werden wir gezwungen sein, auch seine Gemahlin zu töten. Das aber tue ich nur ungern. Sie ist unschuldig.«

»Kennt Ihr auch diesen Fünfzeiler?«, wandte sich Johanna von Navarra an Uthman, der unwillig nickte. »Dann werden wir beide uns ebenfalls an die Lösung des Rätsels machen. Glaubt mir, mein Gemahl, dass wir dem Geheimnis schneller auf die Spur kommen werden als Ihr und die beiden Gelehrten.«

Im Gemach der Königin saß Juliette mit einem bitterbösen Gesicht und putzte die silbernen Bürsten ihrer Herrin.

»Du kannst gehen«, ordnete die Königin an. »Dieser junge Lederwarenhändler ist nahe daran, einem Geheimnis auf die Spur zu kommen.«

Juliette schmiss zornig die silbernen Bürsten zu Boden, warf Uthman einen drohenden Blick zu und verließ an den Wachen vorbei geräuschvoll den Raum.

Die Königin schüttelte den Kopf. »Diese Dienstboten werden von Jahr zu Jahr unverschämter. Ich werde sie in ihr Heimatdorf zurückschicken müssen. Da darf sie dann wieder auf dem Feld arbeiten und sich von dünner Gerstensuppe ernähren.«

Sie nötigte Uthman, auf der Chaiselongue Platz zu nehmen, und holte ein zierliches Tintenfass und eine spitze Feder herbei. »Schreibt jetzt diesen Fünfzeiler auf!« Sie setzte sich neben ihn und schaute ihm über die Schulter, während Uthman schrieb. Ihre Haare kitzelten seine Wange.

Wenn ich es fertig bringe, dachte er, der Königin irgendeinen Ort vorzugaukeln, ehe Henri und Joshua dem König das Wort Malta enträtselt haben, komme ich noch rechtzeitig genug, um Philipp den Dolch in die Kehle zu stoßen. Denn das wird mir eine größere Lust verschaffen als die, welche die Königin mir offensichtlich bereiten will.

»Ich hatte schon *richesse* herausgefunden«, sagte die Königin nicht ohne Stolz. »Die zweite Zeile heißt: Im Orient ist seine Heimat. Da gibt es doch nichts zu überlegen. Das ist Amor, amour. Wir können uns eine kleine Pause erlauben. Denn die nächsten drei Buchstaben werden wir genauso schnell gelöst haben wie die ersten.«

Sie ließ sich nach hinten fallen und zog Uthman mit sich. »Es ist schrecklich heiß hier«, stöhnte sie. »Öffne mir das Gewand und löse mir die engen Schnüre meines Rocks.«

Je schneller ich ihre Wünsche erfülle, dachte Uthman, umso eher kann ich zum Audienzsaal zurückeilen, um meine Damaszenerklinge zum Einsatz zu bringen. Denn ich bin, wie Allah weiß, nicht in das Palais gekommen, um den Liebeshunger der Königin zu stillen. Er half ihren kundigen Fingern nach und bettete sie unter sich auf die Kissen der Chaiselongue. Er war bereit, alles zu tun, wonach sie verlangte.

In diesem Augenblick wurde leise die Tür geöffnet, und Juliette erschien auf der Schwelle. Sie brauchte nicht lange, um zu erkennen, was sich da ihren Augen bot. Dann ging alles sehr schnell.

»Zu Hilfe! Hilfe!« Die Stimme der Zofe kippte über. »Wachen hierher! Ein Mörder will unsere Königin töten.« Sie tobte, schrie und lief die Gänge auf und ab. »Rettet den König und die Königin! Zwei Mörder sind in den Audienzsaal eingedrungen! Die Königin liegt halbtot in ihrem Gemach! Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

Dröhnende Stiefeltritte und Waffengeklirr ertönte. Lanzenträger stürmten durch die Gänge, Leibwachen, die mit Schwertern bewaffnet waren, rissen Türen auf und verteilten sich in allen Räumen.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Uthman hatte die Absicht, den Audienzsaal zu erreichen, um Henri und Joshua mit der Damaszenerklinge auf ihrem Rückzug zu decken. Aber er hatte die Orientierung verloren. Am Ende des Ganges erwarteten ihn drei Schwerträger. Ehe sie ihre schweren Waffen erheben konnten, hatte er alle drei mit seinem Dolch niedergestreckt. Ihr Gebrüll hallte durch den Treppenaufgang. Am Fuß der Treppe hatten Wachen mit Lanzen Aufstellung genommen. Er sprang einem von ihnen von der fünften Stufe aus auf den Kopf, durchstach ihm die Kehle und ergriff seine Lanze. Die beiden anderen wichen zur Wand zurück. Uthman erstach sie fast gleichzeitig, indem er mit der rechten Hand die erbeutete Lanze führte, den einen mit der Spitze an die Wand nagelte und dem anderen mit der Damaszenerklinge die Kniekehle durchschnitt. Wo waren Henri und Joshua? Waren sie von den Wachen überwältigt worden?

Oben an der Treppe erschien Juliette. »Schwein! Geiler Bock!«, rief sie zu ihm herab. »Jetzt ist dein letztes Stündlein gekommen. Du wirst keine Frau mehr beglücken können.«

Ganz langsam kam sie ihm mit einem Messer in der Hand auf der Treppe entgegen. Auge in Auge standen sie sich gegenüber. »Weißt du, wo deine Gefährten jetzt sind? In der Küche. Die Köche sind soeben dabei, sie zu Saufutter zu verarbeiten.«

Uthman spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss. Rote Wellen tanzten vor seinen Augen. Er entwand dem Mädchen das Messer und schlug kräftig zu. Ohne einen Schmerzschrei sank sie ohnmächtig zu Boden und stürzte

die Treppe abwärts, wo sie leblos mit starr geöffneten Augen liegen blieb.

Sein klarer Verstand kehrte zurück. Uthman glaubte nicht daran, was Juliette über seine Gefährten gesagt hatte. Zu einer solch scheußlichen Tat waren die Köche niemals fähig. Aber er stürmte dennoch in das Souterrain, wo die Schlossküchen untergebracht und unbewacht waren. Das Herdfeuer loderte, und es dauerte eine Zeit lang, bis er in dem Qualm und den Schwaden Henri und Joshua erkannte, die sich hinter dem großen Herd verschanzt hatten. Auf der Flucht vor den Wachen und der vergeblichen Suche nach einem Ausgang waren sie hier in eine Falle geraten.

»Hier bin ich!«, brüllte Uthman laut, um das Prasseln der Flammen zu übertönen. Er griff in die Glut, ergriff ein Holzscheit und warf es einem der Köche ins Gesicht. Es roch nach verbranntem Fleisch, und es kümmerte ihn nicht, ob das sein eigenes oder das des getroffenen Kochs war. Ohne zu zögern, packte er einen der eisernen Töpfe und schüttete die heiße Brühe einem der Angreifer über den Leib. Der verbrühte Koch schrie wie ein verwundetes Tier. Damit hatte er jedoch Henri und Joshua von den vordersten Angreifern befreit und ihnen Raum zur eigenen Verteidigung geschaffen.

»Nimm den leeren Topf und knall ihn dem Kleinsten auf den Kopf!«, rief er Joshua zu. Zu seiner Befriedigung sah er, dass Joshua bei weitem nicht so schwach war, wie es den Anschein hatte. Er hatte nicht gewusst, wozu Henri fähig war, wenn es der Kampf erforderte. Denn Henri hatte mit beiden Fäusten zwei Köche erfasst und stieß sie mit den Gesichtern auf die Herdplatte. Ein grauenvolles Gebrüll kündigte von ihren Schmerzen. Zwei kleine Küchengehilfen verschonte er vor dem Schlimmsten und gab ihnen nur mit einem glimmenden Holzscheit einige Streiche aufs Hinterteil.

Die Küche hatte sich geleert. »Wir müssen weg!«, mahnte Henri. »Vielleicht sind einige der Köche entkommen und holen die Wachen herbei.« Sie entwichen durch eine schmale Luke. Vom Schloss her ertönte Geschrei. Offenbar vermutete man sie immer noch im Palais und durchsuchte alle Räume.

Draußen im Garten herrschte Stille. Sie eilten zu der kleinen Pforte und fanden sie unverschlossen. Die Pferde waren noch immer draußen angebunden und knabberten an dem jungen Grün, das über die Mauer ragte. Wenige Augenblicke später befanden sie sich auf der Straße zum Süden.

Sie ritten Tag und Nacht, gönnten nur ihren Pferden ab und zu eine kurze Rast, um sie zu tränken und zu füttern. Sie wagten nicht einmal, im Sattel zu schlafen, ohne dass einer von ihnen Wache hielt und die Straße beobachtete. Henri hatte vorgeschlagen, die Seine zu meiden und durch die Wälder bis nach Auxerre zu reiten. Sie waren überzeugt, dass Nicholas ihnen für eine Nacht Quartier geben würde, damit sie sich gefahrlos ausschlafen konnten.

Erst am dritten Tag sprachen sie darüber, dass es ihnen verwehrt geblieben war, ihr Gelöbnis zu erfüllen. »Ich schäme mich, dass es uns nicht gelungen ist, Philipp für seine Verbrechen zu bestrafen«, bekannte Henri. »Er hat den Tod verdient.«

Uthman klopfte auf seinen Gürtel, in dem er seine Damaszenerklinge stecken hatte. »Es wäre mir sehr hart gewesen, wenn einer von euch beiden ihm den Todesstoß versetzt hätte. Wie weit wart ihr denn mit der Auflösung des Rätsels?«

»Damit hatten wir uns Zeit genommen«, sagte Joshua. »Denn wir hofften auf deine Rückkehr.«

Uthman konnte trotz der Schmerzen seiner verbrannten Hände schon wieder lachen. »Da hättet ihr euch noch eine Weile gedulden müssen. Die Königin war gerade bei dem

Buchstaben A angelangt und hatte Amor und Amour vorgeschlagen.«

»Das ist doch gar nicht so dumm«, gab Joshua sein Urteil ab.

Uthman lachte abermals. »Aber leider wollte sie den Einsatz dieses Buchstabens auch mit der praktischen Anwendung bekräftigen.«

»Soll das etwa heißen...?«, erkundigte sich Joshua ahnungsvoll.

Henri übernahm die Antwort. »Du kennst doch unseren allseits bei den Damen beliebten Uthman. Natürlich wollte sie von ihm beglückt werden.«

Joshua war empört. »Eine Königin? Eine Erbprinzessin aus adeligem Geblüt sollte sich in Grund und Boden schämen, einen fremden jungen Burschen zu verführen.«

Uthman wollte ihn mit einem Scherz ein wenig ärgern. »Eine Königin wäre für mich allemal eine neue Erfahrung gewesen. Aber leider hat Juliette uns erwischt und die Wachen gerufen.«

»Ach, so war das!«, rief Henri. »Eine eifersüchtige Frau hat unseren Plan vereitelt.«

»Sie hat mich, als mich die Wachen nicht erwischt hatten, sogar mit einem Messer bedroht. Aber ich habe sie, damit sie kein Unheil anrichten konnte, bewusstlos geschlagen. Vielleicht ist sie tot.«

»Was hast du mit dem armen verführten Ding gemacht?«, rief Joshua entsetzt. »Das hat sie nicht verdient.«

»Im menschlichen Leben geht nichts nach Verdienst«, behauptete Uthman. »Das beste Beispiel dafür ist König Philipp. Allah richtet, und wir sind nur seine Handlanger.«

»Aber da ihr gerade von dem sprecht, was einer verdient oder nicht, möchte ich auch etwas dazu sagen«, meldete sich Henri zu Wort. »Ich bin nämlich der Meinung, dass Uthman eine tüchtige Tracht Prügel verdient hat. Mit seinen Weibergeschichten hat er uns die ganze Misere eingebrockt.«

»Undankbar seid ihr beiden!«, rief Uthman mit gespielter Empörung. »Ohne mich wäret ihr doch überhaupt nicht bis zu Philipp vorgedrungen. Die Vorbereitung bei Juliette hat mich viel Mühe gekostet.«

»Wenn du jetzt nicht sogleich still bist, wird dich das nicht nur eine Tracht Prügel, sondern sogar das Leben kosten«, mahnte Henri. »Denn unten am Seineufer reitet eine Schwadron Soldaten. Es sieht ganz so aus, als ob sie auf der Suche nach uns wären. Wenn sie uns erwischen, dann wird nicht Allah uns richten, sondern die königlichen Richter, die mit uns sehr kurzen Prozess machen werden.«

Im Schritt ritten sie auf dem weichen Waldboden weiter, damit das Geräusch der Hufe nicht unterhalb des Hügels am Ufer gehört werden konnte. Die Patrouille hatte jedoch scheinbar die Suche aufgegeben. Sie benutzten eine Furt, um auf dem jenseitigen Ufer nach Paris zurückzukehren.

Nach vielen Tagen und Nächten, die sie nicht mehr zählten und halb schlafend im Sattel verbrachten, erreichten sie endlich Auxerre.

»Wie seht Ihr denn aus?«, rief Nicholas entsetzt, als sie abgemagert und bleich in seine Töpferei taumelten.

»Das berichten wir dir morgen«, versprach Henri. »Für heute brauchen wir nur ein Stück Brot zum Essen und ein Lager zum Schlafen.«

Nicholas machte keine langen Worte. Er begleitete sie in sein Haus und stellte keine weiteren Fragen. Bevor Henri todmüde ins Bett fiel, sah er sich noch um. »Sind Sean und Guinivevre hier?«

Nicholas beruhigte ihn. »Sie kamen wohlbehalten hier an, in bei weitem besseren Zustand als ihr. Der Earl hat sie auf seine Burg geholt und seiner Tochter verboten, mit Sean nach Beaumont zu seiner Mutter weiterzureiten.«

»Daran hat er Recht getan«, murmelte Uthman schlaftrunken. »Sean ist noch viel zu jung, um mit diesen Weibergeschichten anzufangen, die doch nur Unglück bringen.«

»Er weiß, wovon er redet«, erklärte Henri, ehe er in tiefen, traumlosen Schlaf fiel.

Sie schliefen zwei Tage und zwei Nächte so lange, bis Nicholas sie an den Schultern rüttelte. »Aufwachen, ihr Helden! Oder wollt ihr euch für immer von dieser Welt verabschieden? Ich habe dem Earl of Annan von eurer Ankunft und dem erbärmlichen Zustand berichtet. Er hat euch für heute Abend zu einem festlichen Mahl geladen.«

»Ich glaube, dass mein Magen nach der letzten Fastenzeit die Nahrungsaufnahme verweigern wird«, fürchtete Joshua.

»Da fürchte ich eher das Gegenteil«, hielt Uthman dagegen. »Wahrscheinlich werde ich wie ein Wolf über die erlesenen Köstlichkeiten herfallen.«

»Ich wünsche nicht, dass wir bei dem Earl durch ein schlechtes Benehmen auffallen«, mahnte Henri. »Nehmt euch zusammen und zeigt euch dankbar! Vor allem du, Uthman, lass dir nicht einfallen, Guinivevre zu belästigen!«

»Wo denkst du hin!«, rief Uthman empört. »Frauen spielen in meinem Leben keine Rolle mehr.«

Der Earl of Annan erwies sich als vollendeter Gastgeber. Er hatte den Park durch Pechfackeln erleuchten lassen, sodass die zahlreichen Skulpturen scheinbar zum Leben erwachten. Die Tafel hatte er mit schottischem Geschirr decken lassen, das mit bunten Jagdszenen bemalt war. In den Karaffen funkelte französischer Rotwein. Sie saßen an diesem ersten lauen Frühlingsabend unter einer Pergola, die sie vor dem Wind schützte, der von der Loire herüberwehte. Guinivevre hatte einen Platz im Halbschatten gewählt. Ihr Gesicht wirkte verschlossen und düster.

Der Earl erhob sein Glas. »Ich trinke auf Eure gesunde Rückkehr, meine Herren. Sicher werdet Ihr nun in Eure Heimat zurückkehren wollen.« Er bemerkte wohl nicht, dass nach diesen Worten eine vollkommene Stille entstanden war. Denn er hatte begonnen, über die politische Situation in Frankreich und vor allem über die Schwierigkeiten in jenem Gebiet zu dozieren, das der englischen Krone unterstand.

Heimat, dachten seine drei Gäste, wo gab es die für sie?

Joshua kam in den Sinn, dass es ihm erging wie dem ewigen Wanderer Ahasver, der ein Jude war wie er. Ahasver aber war schuldig geworden, weil er Jesus von seiner Schwelle gejagt hatte, als dieser ihn auf dem Weg nach Golgatha gebeten hatte,

ob er mit seinem schweren Kreuz vor seinem Hause ein wenig rasten dürfe. Geh weiter zu deinem Herrn!, hatte Ahasver gehöhnt. Jesus aber hatte geantwortet: Ich werde heimkehren in das Reich meines Vaters, du aber wirst ewig wandern müssen. Obwohl schuldlos, hatte auch Joshua dieses Schicksal getroffen. So deuteten die Christen die Heimatlosigkeit seines Volkes, obwohl doch alleine ihre Gesetze daran schuld waren.

Uthman dachte daran, dass es ihm in Frankreich verwehrt blieb, sich als gläubiger Moslem zu erkennen zu geben, dass er selbst in Andalusien in der ehemaligen Moschee von Cordoba, welche die Christen in eine Kirche umgebaut hatten, zwar leise beten, aber nicht mit dem Gesicht gen Mekka laut das islamische Glaubensbekenntnis ausrufen durfte: Ashadu an la ilah illa Allah, ashadu anaa Muhammad rasul Allah – Ich bezeuge, dass es keinen Gott außer Allah gibt; ich bezeuge, dass Muhammad der Gesandte Allahs ist.

Henri dachte daran, dass es für ihn nur eine einzige Heimat gegeben hatte, die Gemeinschaft im Orden der Templer. Die aber hatte man ihm mit Gewalt genommen. Wo könnte er sie jemals wieder finden? Wo könnte es für ihn eine andere geben?

Der Earl, der sich ausführlich mit dem Krieg in Flandern beschäftigt hatte, bemerkte die plötzliche Stille seiner Gäste. Auch Guinivevre hatte beharrlich geschwiegen. Er unterbrach seinen Redefluss und fasste seiner Tochter unter das Kinn, hob ihren gesenkten Kopf, um ihr in die Augen zu schauen. »Meine über alles geliebte Tochter werde ich nach Schottland auf das Landgut meiner Schwester schicken, damit sich Lady Campbell um die Erziehung dieses jungen Mädchens kümmert. Und Ihr, meine Herren, welche Pläne werdet Ihr verfolgen?«

Sie konnten ihm wohl kaum die Wahrheit sagen, dass ihr einziger Plan war, König Philipp und den willfährigen Papst vom Leben zum Tod zu befördern.

Diesmal fand Uthman als Erster zu einer Antwort. »Ich habe die Absicht, nach Cordoba zurückzukehren, um mich dort den Studien zu widmen. Es ist mein brennender Wunsch, ein Medicus zu werden, der kranken Menschen Hilfe bringen kann. Ich werde Avicenna nacheifern, dem bedeutendsten Arzt und einem der größten Philosophen unserer Religion, vor allem aber auch Averroes, den wir Ibn Ruschd nennen, dessen Ruhm als Philosoph sein medizinisches Schaffen noch übertraf.« Uthman hätte sich noch länger über die bewundernswerten Kenntnisse und berühmten medizinischen Bücher arabischer Wissenschaftler ausgelassen, wenn sich nicht Joshua zu Wort gemeldet hätte.

»Du solltest aber auch Maimonides nicht unerwähnt lassen, den größten Philosophen. Obwohl er Jude war, wirkte er als Arzt der aijubidischen Sultane, und er verfasste seine medizinischen Schriften in eurer Sprache. Wenn du nach Cordoba zurückkehrst, musst du unbedingt sein bemerkenswertes Buch der medizinischen Sprüche lesen. Auch ich werde übrigens meine Studien fortsetzen und mich wieder der Philosophie zuwenden, wenn ich an irgendeinem Ort ungestört arbeiten kann.«

Der Earl bemerkte, dass sich das Gespräch einem Sachgebiet zuwandte, von dem er nichts verstand. »Und Ihr, mein lieber Landsmann Henri de Roslin, welche Pläne werdet Ihr verfolgen?«

Henri, der bis dahin aufmerksam den Ausführungen seiner Gefährten gelauscht hatte, setzte sich aufrecht hin. »Mein einziges Ziel ist es, die Werte, die einst unseren Orden geprägt hatten, wieder zum Leben zu erwecken.«

»Denkt Ihr an einen neuen Kreuzzug?«, fragte der Earl.

Henri musste wider Willen lächeln. »Aber nein! Diese Zeiten sind wohl endgültig vorüber. Ich habe, wenn man es so ausdrücken will, an einen Kreuzzug gedacht, der nicht

Andersgläubige ausrotten und bekämpfen will, sondern deren Werte sucht und anerkennt. Schließlich glauben wir alle an denselben Gott und verehren die gleichen Propheten.«

Der Earl wirkte missgestimmt. »Mir scheint, mein lieber Freund, dass Ihr die Regeln und Gelübde Eures Ordens in Frage stellt. Wo bleibt da der Kampfgeist der Ritter, mit dem sie sich in den Kreuzzügen bis zu ihrem letzten Blutstropfen ausgezeichnet haben? Wo bleibt das Bekenntnis zum Christentum?«

Henri fühlte zwar nicht das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, wohl aber eine Erklärung zu liefern. »Nichts von den Tugenden, die unseren Orden auszeichneten, ist verloren gegangen. Wir alle, die ehemaligen Tempelbrüder, werden diese Werte weitertragen, nur in einem anderen Gewand.«

Joshua sah ihn an und nickte. Auch Uthman hatte ihn verstanden. Nur der Earl zuckte verständnislos mit den Schultern und erhob sich. »Es ist spät geworden, und ich wünsche Euch eine ungestörte Reise dorthin, wo Ihr vielleicht doch eine Heimat finden könnt.«

Seine drei Gäste glaubten, einen Tadel herauszuhören. Sie verbeugten sich tief vor ihrem Gastgeber und dankten für die genossenen Köstlichkeiten und den anregenden Abend. Der Stallbursche führte ihre Pferde gesattelt vor. Guinivevre, die den ganzen Abend geschwiegen hatte, trat nahe heran und streichelte Henris Araberhengst. Henri sah Tränen in ihren Augen. Er beugte sich hinab und küsste ihre dargereichte Hand.

»Ich werde meinen Knappen von Euch grüßen«, versprach er laut im Beisein des Earl of Annan. »Er hat Euch nicht vergessen.«

Die drei Gefährten ritten schweigend in die Dunkelheit hinaus. Es gab nichts mehr zu sagen.

## EPILOG

Drei Tage später erreichten sie die Bastide von Beaumont, die ihnen nun doch das Gefühl vermittelte, nach Hause gekommen zu sein. Sean, der das Geräusch nahender Pferde schon von weitem gehört hatte, lief ihnen entgegen und stürzte sich in Henris Arme, als begrüße er seinen heimgekehrten Vater. Er nahm Henri bei der Hand und führte ihn die hölzerne Treppe aufwärts, wo Seans Mutter ihn auf dem Balkon erwartete. Es bedurfte zwischen ihnen keiner Worte. Ihren Augen sah er die tiefe Dankbarkeit an, dass er ihren Sohn wohlbehalten wieder in ihre Obhut zurückgeführt hatte.

Aber dann, bei einem Mahl, das zwar nicht so reichhaltig wie in der Burg an der Loire, aber mindestens ebenso wohlschmeckend war, hielt Henri eine kleine Rede. »Ich danke euch, meine treuen Gefährten, dass ihr mir durch alle Gefahren bis hierhin gefolgt seid, wo Lady of Ardchatten uns eine verlorene Heimat ersetzt. Heute ist der Tag gekommen, an dem wir uns trennen müssen. Aber wir werden uns wieder sehen, denn auf uns warten weitere Pflichten, wie ihr wisst. In zwei Wochen erwarte ich euch in der alten Commanderie des Ordens von La Reole. Ihr werdet die ehemalige Ordenskapelle und den Wehrturm trotz ihres verfallenen Zustandes leicht erkennen. Dort gibt es für uns eine Arbeit, die von immenser Wichtigkeit ist. Darum bitte ich euch, bewahrt den Treffpunkt La Reole als unser Geheimnis. Reicht mir als Versprechen eure Hände!«

Er gab Lady of Ardchatten einen Wink, dass auch sie gemeint sei, und sie legte ihre blassen schmalen Hände auf den hölzernen Tisch.

Sean breitete seine noch immer knabenhaften Hände darüber. Henri gab Joshua ein Zeichen, dass er als Nächster an der Reihe sei. Obwohl Joshua im Freien genächtigt und einen weiten Ritt überstanden hatte, zeigten seine Hände immer noch das Aussehen eines Gelehrten.

Uthman wartete Henris Aufforderung nicht ab. Trotz seiner Studien in Cordoba waren seine Hände die eines Kämpfers geblieben, breit und zupackend.

Als Letzter legte Henri seine Hände über die der anderen. Man hätte nicht erkennen können, ob diese Hände fähig waren, Waffen zu führen oder doch eher in Büchern zu blättern.

Der Hügel der aufeinander gelegten Hände wirkte wie ein fester Fels, den niemand zum Einsturz bringen konnte. Auch ohne ein lautes Gelöbnis wussten sie, dass nichts und niemand sie jemals voneinander trennen konnte.

## *Historische Nachbemerkung*

### *Frankreich im 14. Jahrhundert und das Ende des Templerordens*

Die Zeit, in der dieser Roman spielt – der Beginn des 14. Jahrhunderts –, ist eine Epoche, in der viele Weichen gestellt werden für die Welt, wie wir sie heute kennen. Allmählich bilden sich die Nationalstaaten heraus, das Bürgertum erstarkt, Kaiser, König und Papst streiten noch um die Vorherrschaft in ihren Ländern.

## *Warum Philipp der Schöne den Templerorden verfolgte*

Das gilt besonders für Frankreich. Noch gibt es mehrere unabhängige Königsherrschaften und Fürstentümer, und die Engländer halten einen Teil Frankreichs in ihrer Gewalt, den erst Jeanne d'Arc mehr als 100 Jahre später befreien wird. Philipp IV. (1285-1314), genannt der Schöne, beginnt, das Reich zentralistisch auszurichten und alle Macht auf sich zu konzentrieren. Um seine Bewohner hinter sich zu bringen, werden 1302 die Generalstände berufen, ein Gremium, in dem neben Geistlichkeit und Adel zum ersten Mal auch das Bürgertum vertreten ist. Gleichzeitig vergrößert Philipp aggressiv sein Territorium, er erobert Teile des Königreichs Burgund (unter anderem das Gebiet um Lyon und die Provence).

Philipps ehrgeizige Politik ist teuer – und dem König fehlt es an Geld. Sein Versuch, den bisher unabhängigen Klerus zu besteuern, führt zu einem Streit mit dem Papst Bonifaz VIII. (1294-1303). Philipp ist in seinen Mitteln nicht wählerisch: Nach dem Tod von Bonifaz kommt – nach einem nur wenige Monate dauernden Zwischenspiel von Benedikt XI. – bei einer von ihm bestimmten Wahl der ihm angenehme Kandidat Clemens V. auf den Papstthron. 1309 verlegt Clemens dann seine Residenz nach Avignon. Dort, das hofft Philipp, kann er die Päpste besser kontrollieren und lenken.

Unter Philipps ersten Opfern sind die Juden Frankreichs. Philipp belegt das Nichttragen des Judenabzeichens mit hohen Geldstrafen, verbietet den Juden das Wohnen außerhalb der Städte, schließlich, am 22. Juli 1306, werden alle Juden im Herrschaftsbereich des Königs verhaftet und des Landes

verwiesen. Dazu treibt ihn nicht etwa religiöser Fanatismus, sondern die Gier nach Geld: Die Habe der Juden wird vom französischen König konfisziert, Außenstände bei Christen werden zugunsten des königlichen Schatzes eingetrieben. Ein Teil der vertriebenen Juden zieht nach Lothringen, Burgund und in die Dauphiné, während die Juden Südfrankreichs in das Gebiet des Königs von Mallorca und in das spanische Aragon auswandern. Im Jahr 1315 dürfen die Juden dann wieder nach Frankreich zurückkehren, allerdings gegen die Zahlung hoher Summen. Die Niederlassung auf Gebieten des Königs wird ihnen ausdrücklich erlaubt. Sie dürfen auch wieder Handel und Gewerbe treiben; Pfänder können mit bis zu 43 Prozent jährlichen Zinsen belegt werden. Ihre bei der Vertreibung aufgegebenen Synagogen und Friedhöfe können die Rückkehrer zurückkaufen, außerdem dürfen sie die Herausgabe der beschlagnahmten Bücher – mit Ausnahme des Talmuds – verlangen. Wie schon vor der Vertreibung müssen die Juden das ringförmige Judenabzeichen tragen. Es vergehen nur zwei Jahre bis zu erneuten Judenpogromen in Chinon, die zweite Vertreibung folgt im Jahr 1322.

Nur wenige Jahre nach der ersten Enteignung und Vertreibung der Juden schielt Philipp nach dem immensen Vermögen und der Macht des reichsten geistlichen Ordens seiner Zeit, des Templerordens. Längst schon spielen die einstmalen armen Ritter auf der weltpolitischen Bühne; Philipp wird besonders geärgert haben, dass sie den Krieg seines Feindes, des englischen Königs Edward I. gegen Frankreich mitfinanzieren. Aber die Templer haben zudem ungeheure Mengen an Grundstücken angehäuft (Adelige vermachten ihnen Liegenschaften, um ins Himmelreich zu kommen), und sie kontrollieren das Bankwesen in ganz Europa. Philipp ist bei ihnen tief verschuldet. Er zwingt den ihm gehorsamen Papst zur Ächtung des Ordens. Ein paar Vorwürfe – darunter

Anbetung eines Idols, Sodomie, Gemeinschaft mit den ungläubigen Muslimen – sind schnell aus dem Hut gezaubert. Insgesamt 127 Punkte umfasst die Anklageschrift letztlich. Die Mitwirkung des Papstes nötigt alle christlichen Könige Europas, sich an der Verfolgung der Templer zu beteiligen, obwohl der Orden als Bild der Frömmigkeit und christlichen Rittertugend gilt und niemand überhaupt die Vorwürfe glaubt. Ab Freitag, dem 13. Oktober 1307, werden in ganz Frankreich sämtliche Templer verhaftet – insgesamt 5000. Die Aktion läuft innerhalb eines Tages ab – die restlichen Länder Europas aber folgen eher widerwillig, und in Spanien, in Italien, England und im Deutschen Reich dauert es Monate, bis die vom französischen König betriebenen Erlasse des Papstes umgesetzt werden. Dennoch: Kerker und Folter folgen, und nicht wenige Mitglieder des Templerordens gestehen unter Pein die ihnen angedichteten Verbrechen und Ketzereien. Im März 1314 wird dann der Großmeister der Templer, Jacques de Molay, auf einer Seine-Insel in Paris verbrannt – das infame Ende einer gewaltigen Verschwörung, mit dem dieser Roman beginnt. Jacques de Molays letzte Worte, nachdem er sich geweigert hat, seine »Sünden« zu bekennen, sind: »Lass Übel über all jene kommen, die uns verdammt haben. Gott wird unseren Tod rächen. Gott wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unsere Feinde sollen das erleiden, was wir erlitten haben, für das, was sie uns angetan haben.« Vermutlich entgingen in Frankreich nur 20 Templer der Vernichtung, der – historisch fiktive – Henri de Roslin unseres Romans ist einer davon.

## *Das Ende des Templerordens*

Die Tempelritter waren 1118 gegründet worden, um das Leben der Pilger im Heiligen Land zu schützen – die Kriegermönche kamen dabei zu Wohlstand und zogen sich, als Palästina für die Christenheit verloren war, nach Europa zurück. Nichts deutete auf ihr Ende hin, das sich über sieben lange Jahre hinzog.

Das Ende der Tempelritter beginnt am 14. September 1307 mit dem Befehl des französischen Königs, alle Temppler in Frankreich zu verhaften, und erreicht mit der offiziellen Auflösung des Ordens durch die päpstliche Bulle *Vox in excelso* vom 22. März 1312 einen ersten Höhepunkt. Die Organisation existiert längst nicht mehr, aber noch leben die Würdenträger des Ordens, die unter der Folter schon 1307 alle die Ungeheuerlichkeiten bekannt haben, die dem Orden als Ganzes und seinen Mitgliedern in der Anklageschrift vorgeworfen werden. Eine weitere päpstliche Bulle mit dem Titel *Considerantes dudum* vom 6. Mai 1312 bestimmt, dass die im Laufe des Prozesses für unschuldig befundenen oder nach ihren Geständnissen »mit der Kirche versöhnten« Ordensmitglieder unterstützt durch finanzielle Zuwendungen in den ehemaligen Häusern des Ordens leben dürfen. Diejenigen, die standhaft geleugnet oder ihre Geständnisse widerrufen haben, werden mit harten Strafen bedroht.

Die Aburteilung der hohen Würdenträger, insbesondere des Großmeisters Jacques de Molay, hat sich Papst Clemens V. selbst vorbehalten. Der Großmeister hat immer betont, dass er allein dem Papst gegenüber Rechenschaft abzulegen gedenke, dem er völlig vertraut. Doch der Papst verrät dieses Vertrauen.

Am 23. Dezember 1313 beruft er endlich eine päpstliche Kommission zur Vernehmung des Großmeisters und der anderen Ordensoberen ein; unter den drei berufenen Kardinälen ist auch Nikolaus von Fréauville. Diesem Mann des Königs hat Jacques de Molay schon 1309 gegenübergestanden, als dieser Mitglied der von König Philipp IV berufenen Kommission zur Untersuchung der Vorwürfe gegen den Orden gewesen ist. Der Angeklagte hat von der für den 18. März 1314 festgelegten Sitzung der päpstlichen Kommission also nichts zu erwarten. Und so wird er an diesem Tag auch nicht befragt, es gibt auch keine Verhandlung, allein der Urteilsspruch wird verlesen. Der Großmeister, der Präzeptor der Normandie, Geoffrey de Charney, sowie Hugues de Pairaud und Gottfried von Gonneville werden zu lebenslanger Kerkerhaft verurteilt.

»Doch während die Kardinale glaubten, damit sei alles in dieser Angelegenheit abgeschlossen, erhoben sich ganz unversehens und unerwartet zwei von diesen Männern, der Großmeister und der Meister der Normandie, die sich starrsinnig dem Kardinal, der den Beschluss vorgetragen hatte, und dem Erzbischof von Sens widersetzen und ihr Geständnis und alles, was sie bis dahin gesagt hatten, widerriefen...« [zit. n. Demurger, 1992, S. 260]

## *Die Hinrichtung*

Mit dem Widerruf gelten die beiden Angeklagten als »Relapsi«, als Rückfällige, was in einem Inquisitionsprozess dieser Zeit zwangsläufig zum Tod auf dem Scheiterhaufen führen muss. Beide Männer wissen also von vornherein, was ihnen droht, doch hat Jacques de Molay schon 1307 unter Berufung auf eine zuvor erfolgte Folterung seine ersten, den Orden belastenden Aussagen widerrufen. Das bleibt ohne Folgen, und entweder hofft de Molay darauf, wieder mit dem Leben davonzukommen, oder er hat den Kampf endgültig aufgegeben. Was ihn in seinem Entschluss zu widerrufen wirklich bestärkt, ist nicht bekannt. Und zunächst scheint die Rechnung des Großmeisters aufzugehen. Die päpstliche Kommission will nach diesem überraschenden Widerruf für den nächsten Tag eine weitere Sitzung einberufen, doch König Philipp IV. nimmt den kirchlichen Würdenträgern die Entscheidung aus der Hand:

»Am selben Tag zur Vesperstunde wurden sie auf einer kleinen Seineinsel zwischen den königlichen Gärten und der Augustinerkirche zum Feuertod abgeführt... Man sah sie so entschlossen, den Feuertod zu erleiden, mit einer solchen Willenskraft, dass sie bei allen, die bei ihrer Hinrichtung anwesend waren, Bewunderung und Erstaunen wegen ihrer Standhaftigkeit im Sterben und im Leugnen im Angesicht des Todes hervorriefen.« [Continuation de Guillaume de Nangis, Bd. I, S. 402-403; zit. n. Demurger, 1992, S. 261]

Gottfried von Paris, der als Augenzeuge die Hinrichtung miterlebte, berichtet in der »Pariser Reimchronik« von den letzten Momenten im Leben Jacques de Molays:

»Der Großmeister, der das Feuer angezündet sah, entkleidete sich ohne Zögern. Ich erzähle es, wie ich es gesehen habe. Ganz nackt in seinem Hemd kam er heran, mit leichtem Schritt und froher Miene, ohne irgendwie zu zittern, trotzdem man ihn zog und stieß. Man nahm ihn, um ihn an den Pfahl zu binden, und wollte ihm die Hände fesseln, aber er sagte zu den Henkern: ›Ihr Herren, lasst mich wenigstens die Hände falten und Gott mein Gebet darbringen, es ist wohl der Augenblick dazu gekommen. Ich werde sterben. Gott weiß, dass es zu Unrecht geschieht. Ihr Herren wisst, daß alle jene, die gegen uns waren, für uns werden leiden müssen. In diesem Glauben sterbe ich. Dreht mich, bitte, mit dem Gesicht zu der Jungfrau, die unseren Herren Jesus Christus geboren hat.« [Gottfried von Paris, zit. n. Loos, 1997, S. 112-113]

Die Henker sind gnädig, und so darf er mit dem Blick über die königlichen Gärten und die Sainte-Chapelle hinweg auf die Türme der Kirche Notre-Dame gerichtet sterben. Der Tod kommt, wie die Reimchronik berichtet, leicht und schnell, was großes Erstaunen unter den Zuschauern auslöst.

Hugues de Pairaud und Gottfried von Gonneville haben durch ihr Schweigen ihr Leben gerettet, sie finden ihr Ende im Gefängnis. Wenn man dem Bericht des Florentiner Chronisten Guillaume Villani Glauben schenkt, wurden die Asche und die Knochen der Verbrannten von einigen Nonnen und »heiligen Menschen« eingesammelt und als Reliquien verwahrt. [Demurger, 1992, S. 261]

## *Philipp IV – Biografie des Tyrannen*

Clemens V. überlebt die Hinrichtung des Großmeisters der Templer nicht lange. Bereits am 20. April 1314 stirbt der schon immer kränkliche Papst in dem Ort Roquemaure. Nach der Sächsischen Weltchronik gelten die letzten Gedanken des Sterbenden seiner Verwicklung in den Prozess gegen die Templer. Er beklagt, von seiner Habsucht dazu getrieben worden zu sein, die Templer zu verurteilen, und bereut.

Dem französischen König ist auch kein langes Leben mehr vergönnt. Philipp IV. der Schöne hat Anfang November 1314 während einer Jagd im Forst von Saint-Maxence einen Unfall, von dem er sich nicht mehr erholt. Am 29. November 1314 stirbt er in Fontainebleau.

Er hat den Thron Frankreichs 1285 als Nachfolger seines Vaters Philipp III. bestiegen. Es heißt von Philipp IV. er starre die Menschen nur an, ohne etwas zu sagen. Wenn er auch vieles von Menschen seines Vertrauens erledigen lässt, bleibt er dabei doch nicht abseits, sondern verfolgt aufmerksam den Verlauf der Vorgänge anhand der Akten. Entscheidungen trifft er gestützt auf die Vorarbeiten seiner Helfer. Der Jagd ist der König mit Leidenschaft zugetan. Durch seine Ehe mit Johanna von Navarra, die er aufrichtig liebt, hat er auch das spanische Königreich Navarra und die Champagne seinem Herrschaftsbereich hinzufügen können. Die Besetzung der englischen Besetzung Guyenne endet mit dem Vertrag von Paris im Jahr 1303, in dem der Friede mit England wiederhergestellt wird. Aber noch gehören Teile Frankreichs zu England. Auch Flandern okkupiert und konfisziert Philipp IV. Doch den Widerstand der Flamen kann er nicht brechen.

Die flämischen Stadtmilizen siegen in der »Sporenschlacht« am 11. Juli 1302 über die französischen Truppen. In den folgenden Verhandlungen, die bis zum Tode des Königs andauern, wird keine Einigung erzielt. Dagegen gelingt es Philipp IV., die Fürstgrafschaft Burgund, die bisher zum deutschen Kaiserreich gehört hat, zu erhalten.

Ein schwerer Konflikt entsteht zwischen dem König und Papst Bonifaz VIII. Mit einem Verdikt hat der Papst jegliche Besteuerung des Klerus ohne seine Zustimmung verboten. Eine Einigung der beiden Parteien ist nicht möglich; schließlich fordert im März 1303 die königlich-französische Partei die Absetzung des Papstes wegen seines Beharrens auf dem Herrschaftsanspruch der Kirche. Dieser Konflikt findet seinen Höhepunkt und sein Ende im »Attentat von Anagni«. Guillaume de Nogaret, Thiery di Hirecon und Jacques de Jasseines nehmen den Papst im Auftrag des Königs gefangen, doch die Bürger der Stadt Anagni befreien Bonifaz VIII. wieder. Infolge einer Verletzung, die er sich während der Kämpfe zuzieht, stirbt der Papst wenig später. Das Konzil wählt einen Kandidaten, der sowohl der Partei Frankreichs wie den Feinden des französischen Königs genehm ist, Clemens V.

Seine ständige Geldnot versucht Philipp IV. zunächst durch Münzverschlechterungen, dann durch die Vertreibung und Ausplünderung zunächst der italienischen Bankiers, der »Lombarden«, und dann der Juden Frankreichs zu beheben. Verschiedentlich wird vermutet, auch die Vernichtung des Templerordens sei in der Hoffnung auf den Besitz des Ordens in die Wege geleitet worden. Doch kann sich der König nie die Hoffnung gemacht haben, die Besitztümer des Ordens, über die allein die Kirche bestimmen darf, in seine Hand bringen zu können.

Oder glaubt er, dass er Clemens so beherrscht, dass ihm das Geld zufallen wird? Sein Grab findet Philipp IV. in der Kirche Saint Denis in Paris, es ist von einer Steinskulptur des Königs gedeckt.

## *Die Aufnahme in den Templerorden*

Der Orden der Templer war ein so genannter Ritterorden, der sowohl kämpfte wie betete. Seine Hauptaufgabe war der Schutz der Pilgerstraßen im Heiligen Land. Weil die Tempelritter in ihren Niederlassungen, den Komtureien, Wechsel für hinterlegtes Geld ausstellten, die der Besitzer dann in einer weiteren Templer-Niederlassung am Zielort wieder gegen Bares einlösen konnte, beherrschte der Orden den innereuropäischen Geldverkehr. Da er zudem als Inbegriff des christlichen Rittertums galt, vermachten viele Adlige den »armen Rittern« Land und Besitz. Tempelritter zu sein war eine ehrenvolle und erstrebenswerte Laufbahn.

Die Aufnahme in den Templerorden folgt einem genau festgeschriebenen Ritus. Der Kandidat hat nur eine Bedingung zu erfüllen: Er musste ein freier Mann sein. Das Hauptinteresse des Ordens liegt insbesondere darin, waffenfähige Mitglieder aufzunehmen, die im Heiligen Land gegen die Heiden kämpfen können. Wenn auch formal jeder beitreten darf, rekrutiert sich der Großteil der Mitglieder aber aus dem niederen und mittleren Adel. Die Bewerber müssen zunächst eine Probezeit hinter sich bringen, in der ihre Eignung zum Dienst für den Orden geprüft wird.

Eine Beschreibung des Ablaufs der Aufnahmezeremonie ist durch die Aussage des Templers Gerhard von Caux im Prozess erhalten geblieben. Aufgenommen wurde er zusammen mit zwei weiteren Postulanten am Kirchenfest der Apostel Peter und Paul. Nach der Feier der Messe am Morgen des Tages folgt die Aufnahme des neuen Mitglieds. Der Postulant findet

sich in einer an die Kapelle anschließenden Kammer ein, wo ihm zwei Ordensbrüder die Frage stellen:

»Begehrt Ihr die Gemeinschaft des Templerordens und wollt Ihr an seinen geistlichen und weltlichen Weihen teilhaben?«, wie es Artikel 657 der Ordensregel vorschreibt.

Wird diese Frage bejaht, richtet man wieder das Wort an ihn:

»Ihr begehrt, was groß ist, und Ihr kennt die harten Vorschriften nicht, die in diesem Orden befolgt werden. Ihr seht uns mit schönen Gewändern, schönen Pferden, großer Ausrüstung, aber das strenge Leben des Ordens könnt Ihr nicht kennen. Denn wenn Ihr auf dieser Seite des Meeres sein wollt, so werdet Ihr auf die andere Seite des Meeres geschickt, und umgekehrt. Wollt Ihr schlafen, so müsst Ihr wachen, und hungrig müsst Ihr fortgehen, wenn Ihr essen wollt.«

Dieser Warnung folgt die Frage:

»Ertragt Ihr all dies zur Ehre, zur Rettung und um das Heil Eurer Seele willen?«

Auch dies muss der Postulant bejahen, worauf ihm die nächste Frage gestellt wird:

»Wir möchten von Euch wissen, ob Ihr katholischen Glaubens seid, Euch in Übereinstimmung mit der römischen Kirche befindet, ob Ihr in einem Orden verpflichtet oder aber durch Ehebande gebunden seid. Seid Ihr Ritter und Spross einer legitimen Ehe? Seid Ihr aus eigener Schuld oder sonstwie exkommuniziert? Habt Ihr etwas versprochen oder einem Ordensbruder eine Schenkung gemacht, um aufgenommen zu werden? Habt Ihr auch kein verborgenes körperliches Gebrechen, das Euren Dienst im Ordenshaus und die Teilnahme am Kampf unmöglich macht? Seid Ihr auch nicht verschuldet?« [Art. 658 und 669-673]

Die erste Frage soll sicherstellen, dass es sich bei dem Postulanten nicht um einen Ketzer handelt. Gleichzeitig darf auch niemand Mitglied in zwei Orden sein. Eine Aufnahme

von Ehepaaren in den Orden kennen die Templer zwar, aber Paare gelten nur als assoziierte Mitglieder. Sie müssen zwar ein ehrenhaftes Leben führen, dürfen aber nicht im Konvent wohnen und sind auch nicht berechtigt, den weißen Mantel zu tragen, wie Artikel 69 der Ordensregel vorschreibt. Da der Orden ausgebildete Kämpfer für seine militärischen Aufgaben benötigt, ist die Ritterschaft eine der gestellten Bedingungen. Niemand wird aufgenommen, der aus der Kirche ausgeschlossen ist. Eines der schlimmsten Verbrechen innerhalb der Kirche ist die »Simonie«, der Kauf und Verkauf von kirchlichen Weihen und Ämtern. Daher die Frage nach den erfolgten Schenkungen. Großes Interesse hat der Orden daran, dass ihm einsatzfähige Männer zur Verfügung stehen – aus diesem Grund muss der Postulant über seinen körperlichen Zustand Auskunft geben.

Nach der Erteilung dieser Auskünfte lassen die beiden Ordensbrüder den Postulanten allein in der Kapelle zum Gebet zurück. Nochmals erscheinen sie, um ihn zu fragen, ob er darauf beharrt, in den Orden aufgenommen zu werden. Bei positiver Antwort suchen sie den Ordensmeister auf, dem sie mitteilen, der Postulant habe seinen Willen klar bezeugt.

Nach dem Abschluss dieser Befragungen führt man den Postulanten vor den Meister. Er kniet nieder und spricht nach Artikel 660 der Ordensregel folgende Bitte aus: »Herr, ich bin vor Euch und vor die Brüder getreten, die mit Euch sind, um Aufnahme in die Gemeinschaft des Ordens zu erbitten.« [Art. 660; zit. n. Oslo, 2001, S. 128]

Nun muss er seine Antworten, die er zuvor den Ordensbrüdern gegeben hatte, vor dem Meister bestätigen. Es folgt der Schwur auf die Bibel. Dann richtet der Meister das Wort an ihn:

»Ihr müsst bei Gott und der Jungfrau Maria schwören und versprechen, dass Ihr dem Großmeister des Tempels stets

gehorsamen werdet, dass Ihr die Keuschheit, die guten Sitten und Gebräuche des Ordens einhalten werdet, dass Ihr besitzlos leben werdet, dass Ihr nur das behaltet, was Euch Euer Oberer gegeben hat, dass Ihr alles, was in Eurer Kraft steht, tun werdet, um das zu bewahren, was im Königreich Jerusalem erworben worden ist, dass Ihr niemals von Euch aus dorthin geht, wo man Christen unrechtmäßig tötet, ausraubt und um ihr Erbe bringt. Und wenn Euch Gut des Tempels anvertraut ist, schwört Ihr, darüber gut zu wachen. Und auf Gedeih und Verderb werdet Ihr den Orden niemals verlassen ohne die Einwilligung Eurer Oberen.« [Art. 674-676; zit. n. Oslo, 2001, S. 129]

Dies wird vom Postulanten beschworen. Mit den Worten: »Wir nehmen Euch auf vom Anfang bis zum Ende Eurer Tage« [Art. 677; zit. n. Oslo, 2001, S. 129] legt der Meister dem Bewerber den schwarzen Mantel des Knappen um und segnet ihn. Dazu singt der anwesende Kaplan den Psalm *Ecce quam bonum* (Ps. 133), darauf folgt das Heiliggeistgebet. Der Meister wendet sich dem noch immer knienden Bewerber zu, hebt ihn auf und küsst ihn auf den Mund. Dies tun auch der Kaplan und die der Zeremonie beiwohnenden Ritter.

Nach diesen Handlungen nehmen alle Anwesenden Platz. Der Meister selbst erklärt nun dem neuen Ordensmitglied die Ordensregel. Besonderer Wert wird in dem Ritterorden neben den religiösen Pflichten auch auf die militärischen Pflichten gelegt. Bestimmte Vergehen gegen die Ordensregel ziehen den Verlust des Habits, das Verbot, die Ordenskleidung zu tragen, nach sich. Als Zeichen ihrer Keuschheit werden die neuen Ordensbrüder ermahnt, um die Taille »einige kleine Schnüre« zu tragen. Der Meister beendete die Versammlung mit den Worten: »Gehet hin, Gott wird euch besser machen.« [Art. 686; zit. n. Oslo, 2001, S. 129]

## *Der Verlust des Heiligen Landes*

Am Beginn des 14. Jahrhunderts hat der Templerorden seine eigentliche Aufgabe, die Verteidigung des Heiligen Landes, durch die historischen Ereignisse verloren. Seit 1187 befinden sich die Kreuzfahrerstaaten im ständigen Rückzug. Jerusalem ist seit 1244 fest in der Hand der Muslime. Und seit dem Jahr 1263 führt der Mameluckensultan Baibars I. (1260-1273) einen andauernden Kampf zur Rückeroberung der von den Christen besetzten Gebiete des Heiligen Landes. Mit seinem Tod kommen die Kämpfe zwar zum Erliegen, und die Kreuzfahrer können nochmals aufatmen, doch ab 1285 nimmt Sultan Qalawun die Rückeroberung wieder auf. Um eine Eroberung der Stadt durch die Genuesen zu verhindern, zerstört er Tripolis. Die Besitzungen der Christen sind schon auf einen schmalen Küstenstreifen in Palästina zusammengeschmolzen, als mit dem Jahr 1290 zunächst ein Hoffnungsschimmer erscheint.

Der in diesem Jahr zwischen dem Mamelucken-Sultan Qalawun und König Heinrich von Jerusalem geschlossene Waffenstillstand verspricht Sicherheit, der Handel in der Kreuzfahrerstadt Akkon blüht wieder auf. Die Karawanen von Damaskus kommen wieder in die Stadt. Doch die Idylle währt nicht lange.

In Norditalien haben sich auf einen Kreuzzugsaufruf Papst Nikolaus' IV. hin wüste Haufen von Bauern und Tagelöhnern gesammelt, die unter dem Oberbefehl von Nikolaus Tiepolo, dem Sohn des Dogen von Venedig, mit 20 Galeeren ins Heilige Land aufbrechen. Zu diesem Kontingent stoßen noch fünf Galeeren aus dem spanischen Königreich Aragon. Als

dieser Haufen im August 1290 in Akkon eintrifft, ist es mit dem Frieden vorbei. Die nur schlecht besoldeten Truppen beginnen sofort den Kampf gegen die Muslime, der für sie darin besteht, die von dem Waffenstillstand geschützten Händler und friedlichen Reisenden zu ermorden. Zunächst sind es Einzelfälle, doch Ende August eskaliert die spannungsvolle Lage in einem regelrechten Massenmord an den Muslimen Akkons. Ohne Rücksicht – allein das Tragen eines Bartes galt als Zeichen für einen Muslim – werden zahllose Menschen von der rasenden Soldateska getötet.

Als dem Sultan in Kairo von diesem Blutbad berichtet wird, sieht er darin einen Bruch des Waffenstillstands, worin ihn seine rechtsgelehrten Berater nur bestärken. Seine Forderung, die Schuldigen an dem Massaker auszuliefern, scheitert an der christlichen Bevölkerung von Akkon. Damit stehen die Zeichen auf Sturm: Qalawun bereitet in aller Stille einen Kriegszug gegen die Christen vor. Der Großmeister des Templerordens, Wilhelm von Beaujeu, erfährt zwar die Absichten des Sultans, doch stößt er mit seinen Warnungen bei den christlichen Herrschern auf taube Ohren. Erst recht glaubt sich Akkon in Sicherheit, als Qalawun Ende 1290 plötzlich stirbt. Aber das Vorhaben ist nur kurz aufgeschoben. Die Mitglieder einer christlichen Gesandtschaft werden in Kairo kurzerhand ins Gefängnis geworfen, wo sie sterben. Das gewaltige Heer des neuen Sultans, des Sohnes von Qalawun, el-Aschraf Khalil, trifft am 5. April 1291 vor Akkon ein. Etwa 60 000 Berittene und 160 000 Mann zu Fuß mit Hunderten von schweren Belagerungsmaschinen umstellen die Stadt. Die Befestigungsanlagen Akkons sind auf eine Belagerung gut vorbereitet, doch es fehlen Truppen. Der dringend benötigte Zuzug fällt sehr spärlich aus. Nahe am Meer haben die Templer einen Abschnitt der Stadtmauer zur Verteidigung übernommen. Mit dem 6. April 1291 beginnt die Belagerung.

Den Muslimen steht das »griechische Feuer« zur Verfügung, eine brennbare Flüssigkeit, die mit Wasser nicht zu löschen ist. Die Belagerten sind allerdings nicht völlig hilflos. Das Meer beherrschen die Muslime nicht, und so können von Zypern, dem Hauptsitz des Templerordens, weiterhin ungestört Truppen und Lebensmittel in ausreichender Menge in die Stadt gebracht werden. Am 15. April wagen die Templer einen größeren Ausfall. Der bei Mondschein geführte Angriff auf die Belagerer kommt für diese völlig überraschend, hat aber keinen Erfolg. Viele der Ordensritter stürzen in die im fahlen Licht kaum erkennbaren Stricke der Zelte und fallen so den Muslimen als Gefangene in die Hände. Die Reste der Kämpfer werden in die Stadt zurückgetrieben. Ein zweiter Ausfall der Johanniter scheitert ebenfalls. König Heinrich trifft erst einen Monat nach Beginn der Belagerung mit 40 Schiffen von Zypern her in Akkon ein. Ein vom König veranlasster letzter Versuch zu einer diplomatischen Einigung scheitert am Sultan, der von den als Boten ausgeschickten Templern die Übergabe der Stadt fordert. Innerhalb von einer Woche unterminieren die Muslime die wichtigsten Türme, die aufgegeben werden müssen. Am 16. Mai überwinden sie die äußeren Mauern, den Christen bleibt nur noch die innere Mauerlinie. Nur zwei Tage später erzwingen die muslimischen Truppen mit einem Generalangriff auf die gesamte Mauerlänge den Eintritt in die Stadt. Am St.-Antons-Tor kämpfen die Templer zusammen mit den syrischen und zyprischen Rittern und den Johannitern einen verzweifelten Abwehrkampf. Ein letztes Mal stehen hier die Mitglieder der beiden zuvor zutiefst verfeindeten Ritterorden Seite an Seite im Kampf, als habe es nie eine Rivalität gegeben. Die Muslime haben ihren schwersten Angriff gegen den »Verfluchten Turm« geführt. Hier hält der damalige Großmeister der Templer, Wilhelm von Beaujeu, die Stellung und empfängt eine tödliche Verwundung. Als er vom

Ort des Kampfes weggebracht wird, sagt er: »Herr, ich kann nicht mehr, denn ich bin tödlich getroffen, sehet den Hieb« (zit. n. Demurger, 1991, S. 236). Seine Leute legen den Sterbenden auf einen Schild und tragen ihn zunächst zum St.-Antons-Tor, das aber verschlossen ist. In einem Haus finden sie Unterschlupf, wo sie dem Großmeister die Rüstung abnehmen. Nun versuchen sie, über das Meer zu fliehen, doch als zwei Boote beschafft sind, hindert sie ein ausbrechender Sturm am Auslaufen. Als letzter Ausweg bleibt das Haus der Templer. Die Besatzung verwehrt den Ankömmlingen aber den Einlass, sodass der Großmeister in einem Hof, der ansonsten zum Abladen von Mist dient, abgelegt wird. Einen ganzen Tag lebt er noch, sagt aber nichts mehr. Wilhelm von Beaujeu wird in der Kirche des Templerhauses beigesetzt.

Mittlerweile herrscht in der Stadt das Chaos. Die Christen strömen verzweifelt hinab zum Hafen, um auf die rettenden Schiffe zu kommen. Doch das ist nur mit viel Geld zu erreichen. Der Patriarch Nikolaus von Hanape lässt aus Mitleid so viele Menschen in sein kleines Boot, dass es schließlich sinkt und alle ertrinken. Indessen wüten die Muslime in der Stadt, wer ihnen in den Weg kommt, wird niedergemacht, wer sich versteckt und später entdeckt wird, kommt in die Sklaverei. So gelangen auch abtrünnig gewordene Tempelritter nach Kairo, wie spätere Reisende berichten, andere müssen als Holzfäller am Toten Meer arbeiten. Als die Nacht hereinbricht, widerstehen allein die Templer in ihrem Ordenshaus noch den Angreifern. Sie sind nicht allein, denn noch immer kommen Schiffe von Zypern her und unterstützen die Kämpfer in ihrem nahe dem Meer gelegenen Haus. Der Ordensmarschall Peter von Sevrey erhält vom Sultan das Angebot, er dürfe sich mit allen Leuten nach Zypern einschiffen, wenn er das Templerhaus kampflos räume. Doch die zur Überwachung der Übergabe in die Festung eingelassenen Mamelucken fallen

über die christlichen Frauen und Knaben her, woraufhin sie von den Rittern gnadenlos niedergemacht werden, die nun entschlossen sind, bis zum Tod Widerstand zu leisten. Die schon gehisste Fahne des Sultans wird vom Turm gerissen. Mit Anbruch der Nacht lässt Peter von Sevrey durch den Befehlshaber des Ordens Tibald Gaudin und einige Nichtkämpfer den Schatz des Ordens auf einem Boot zur Burg von Sidon schaffen. Am nächsten Morgen machen die Muslime ein erneutes Angebot zur Übergabe, doch nur, um Peter von Sevrey aus der Festung zu locken. Vor dem Zelt des Sultans wird der Ordensmarschall mit seinen Begleitern niedergemacht.

Die Folgen beschreibt der arabische Chronist Abulmahassen: »Als jedoch die Christen, die sich noch hielten, erfuhren, wie ihre Brüder behandelt worden waren, beschlossen sie, mit den Waffen in der Hand zu sterben, und wollten nichts mehr von Kapitulation hören. Ihre Erbitterung war so groß, daß sie fünf Muslime, die ihnen in die Hände gefallen waren, von einem der Türme herabstürzten.«

Bis zum 28. Mai kämpften die restlichen Templer im Ordenshaus weiter. Wie Abulmahassen weiter berichtet, wurde einer der Türme des Templerhauses unterminiert. »Als endlich der Turm völlig unterminiert war und den Christen angeboten worden war, sich unter Zusicherung des Lebens zu ergeben, und als die Muslime herangekommen waren, um den Turm in Besitz zu nehmen, brach er zusammen, und alle wurden unter seinen Trümmern begraben« [zit. n. Loos, 1997, S. 84].

Niemand, weder von den mameluckischen Angreifern noch von den Verteidigern des Turms, kommt mit dem Leben davon. Noch bis in das 19. Jahrhundert hinein sind am Hafen von Akkon die Reste des Templerhauses zu sehen.

Die Tempelritter aber müssen sich aus dem Heiligen Land zurückziehen. Sie übernehmen in Europa neue Aufgaben,

schaffen sich aber auch neue Feinde. Und keine zwei Jahrzehnte später wird Philipp sie völlig ausgelöscht haben.

Jörg Dendl

*Angeführte Literatur:*

Bulst-Thiele, Marie Luise, *Sacrae domus militiae Templi Hierosolymitiani magistri. Untersuchungen zur Geschichte des Templerordens*, Göttingen 1974

Demurger, Alain, *Die Templer*, München 1992

Loos, Volker, *Die Armen Ritter vom Tempel Salomonis zu Jerusalem*, Berlin 1997

Oslo, Allan, *Die Geheimlehre der Tempelritter*. Krumwisch 2001

## *Aufstieg und Fall des Templerordens*

15. Juli 1099

Das erste Kreuzzugsheer nimmt Jerusalem ein.

1118 oder 1119

Neun burgundische Ritter gründen in Jerusalem den Orden *Pauperes Commilitones Christi Templum Salomonis* («Orden der Armen Ritter Christi vom Tempel Salomos»). Zu den Gründungsmitgliedern gehören Hugo de Payens und Gottfried von St. Omer. Als Aufgabe übernimmt der Orden den bewaffneten Schutz der christlichen Pilger und der heiligen Stätten im Heiligen Land. Der König von Jerusalem überlässt der Gemeinschaft einen Teil seines Palastes in der Al-Aqsa-Moschee, von der man annimmt, sie stehe am Ort des salomonischen Tempels.

1128

Der Papst bestätigt auf der Synode von Troyes die von Bernhard von Clairvaux verfasste Ordensregel. Die Templer werden zum ersten so genannten Ritterorden. Gehorsam, Keuschheit, Armut und der Kampf gegen die Heiden sind die wichtigsten Artikel der Regel.

1139

Papst Alexander III. stattet den mittlerweile hoch angesehenen und an Mitgliedern starken Orden mit Privilegien aus. Unter anderem wird der Orden direkt dem Papst unterstellt und somit dem Zugriff weltlicher Herren entzogen.

1187

Nach zähen Kämpfen nimmt Sultan Saladin Jerusalem ein und vertreibt die Christen aus der Stadt.

1291

Der Fall der letzten Bastion der Christen im Heiligen Land, Akkon. Die Templer verlegen ihren Hauptsitz nach Zypern.

1295

Philipp V. lässt alle Juden Frankreichs verhaften, sie können sich durch Lösegeld freikaufen.

Bis Ende des 13. Jahrhunderts

ist der Templerorden zur reichsten und mächtigsten Institution des christlichen Europas geworden: Schenkungen, Einkünfte aus dem Bankwesen und der Verwaltung der großen Güter tragen zum Vermögen des Ordens bei. Ordensprovinzen gibt es in Frankreich, Deutschland, England, Italien, Spanien, Portugal, Böhmen und Ungarn. Der Orden besitzt 9000 Schlösser und riesige Ländereien. In Frankreich agieren die Templer gar als Bankiers des Königs. Tempelritter gelten als Verkörperung des christlichen Ideals, niemand zweifelt an ihrer Ergebenheit an die Kirche.

1303

Die Tempelritter verlassen endgültig das Heilige Land.

7. September 1303

König Philipp V. lässt den 86-jährigen Papst Bonifatius VIII. bei Anagni in der Nähe Roms festnehmen, weil dieser ihn exkommunizieren – also aus der Kirche ausschließen – will. (Der Grund ist der Wille des französischen Königs, auch den Klerus zu besteuern.) Philipp wirft dem Papst Ketzerei,

Blasphemie, Sodomie und Hexerei vor. Obwohl der Papst von den Einwohnern Anagnis befreit wird, stirbt er innerhalb eines Monats an den Folgen des Verbrechens.

24. Juli 1305

Clemens V. wird zum neuen Papst gewählt. Die frankreichfeindliche Partei unter den Kardinalen verspricht sich dadurch einen vom französischen König unabhängigen Papst, die frankreichfreundliche eine Schmusekurs zu Philipp IV. Am 14. November 1305 wird er in Lyon zum Papst gekrönt.

1306

Philipp V. lässt alle Juden Frankreichs des Landes verweisen.

13. Oktober 1307

König Philipp lässt in ganz Frankreich die Templer verhaften. Die Tempelritter werden gefoltert, damit sie unter Qualen die ihnen zur Last gelegten, aber völlig aus der Luft gegriffenen Vorwürfe bestätigen.

1312

Auf dem Konzil von Vienne lässt Papst Clemens V. den Orden offiziell aufheben.

18. März 1314

König Philipp V. lässt Jacques de Molay und Geoffrey de Charney auf einem Scheiterhaufen auf einer Insel in der Seine verbrennen. Beide halten bis zuletzt an ihrer Unschuld fest; die von ihnen unter Folter erzwungenen Geständnisse bezeichnen sie als Lügen.

In den übrigen europäischen Staaten werden die Beschlüsse des Papstes langsamer durchgesetzt. In Portugal z. B. wird

1319 der Christusorden gegründet, der seine Mitglieder unter den ehemaligen Templern rekrutiert. Zwei Jahrhunderte später ist der Christusorden die treibende Kraft hinter der Expansion Portugals nach Afrika und Hinterindien.

20. April 1314

Papst Clemens V. stirbt unter großen Schmerzen.

4. November 1314

König Philipp IV. erleidet bei der Jagd einen schweren Unfall.

29. November 1314

Philipp V. stirbt in Fontainbleau.

Moderne Historiker haben herausgefunden, dass kein einziger Vorwurf des französischen Königs an den Templerorden der Wahrheit entsprochen hat. Trotz dieser erwiesenen Unschuld ist der Orden bis jetzt vom Vatikan nicht rehabilitiert worden. Bei den verschiedenen Gemeinschaften, die heute unter dem Namen »Templerorden« oder »Neuer Templerorden« auftreten, handelt es sich entweder um Wohltätigkeitsvereine oder esoterische Gesellschaften. Sie alle sind Neuschöpfungen, die mit dem ursprünglichen »Orden der Armen Ritter Christi vom Tempel Salomos« nichts zu tun haben.

Auch die sensationelle Behauptung, die moderne Freimaurerei lasse sich auf den Orden der Tempelritter zurückführen, ist ein – wenn auch gut verkäuflicher – Mythos von Bestsellerautoren.